



Aus dem Inhalt

■ Iulia-Karin Patrut Poetiken des Übergangs ■ Dieter Heimböckel Krisenrhetorik und Legitimationsritual ■ Heinz Sieburg Jenseitsvorstellungen und Diesseitskonzepte als Poetik des Übergangs in der deutschen Literatur des Mittelalters ■ Caroline Mannweiler Revolution und Kanon – am Beispiel von Mazzinis Goethe-Rezeption ■ Swati Acharya Transintegrative Entgegenfahrten im Werk Irena Brežnás ■ Dina Aboul Fotouh Hussein Salama Flucht und Exil ■ Miriam Llamas Ubieto Der Übergang als Reibung und Unbestimmtheit ■ Aglaia Blioumi Literarisierter Migrationsbegriff und Balkanmimikry als europäische Herausforderung für die Komparatistik ■ Adriana Haro-Luviano de Rall/Dietrich Rall Migrierende Menschen – aktuelle Märchen ■ Helmut Schäfer Das Prinzip des Reisens ist auch das Prinzip des Fragens ■ Doris Bachmann-Medick Dankesrede – Verleihung des Preises der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik*

Herausgegeben von Wilhelm Amann,
Till Dembeck, Dieter Heimböckel,
Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und
Heinz Sieburg

zig | Zeitschrift für interkulturelle Germanistik

10. Jahrgang, 2019, Heft 2: Poetiken des Übergangs

Die Zeitschrift wird herausgegeben von

Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg

Wissenschaftlicher Beirat

Andrea Bogner (Georg-August-Universität Göttingen), Peter Colliander (Ludwig-Maximilians-Universität München/Copenhagen Business School), Dmitrij Dobrovol'skij (Russische Akademie der Wissenschaften), Ludwig Eichinger (Universität Mannheim), Anke Gilleir (Katholische Universität Leuven), Deniz Göktürk (University of California, Berkeley), Ortrud Gutjahr (Universität Hamburg), Michaela Holdenried (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Alexander Honold (Universität Basel), Oliver Lubrich (Universität Bern), Paul Michael Lützel (Washington University in St. Louis), Claudine Moulin (Universität Trier), Eva Neuland (Bergische Universität Wuppertal), Rolf Parr (Universität Duisburg-Essen), Martina Rost-Roth (Universität Augsburg), Wolfgang Steinig (Universität Siegen), Herbert Uerlings (Universität Trier), Manfred Weinberg (Karls-Universität Prag)

Die Herausgeber danken dem Deutschen akademischen Austauschdienst (DAAD) für die freundliche Unterstützung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Indexiert in EBSCOhost-Datenbanken.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird. (Lizenz-Text: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2019 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer, Heinz Sieburg (Hg.)**

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Jan Wenke, Leipzig

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISSN 1869-3660

eISSN 2198-0330

Print-ISBN 978-3-8376-4460-9

PDF-ISBN 978-3-8394-4460-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter

www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Editorial | 7

SCHWERPUNKTTHEMA: POETIKEN DES ÜBERGANGS

Poetiken des Übergangs

Interkulturelle Literatur als poetische Gesellschaftskritik

IULIA-KARIN PATRUT | 11

Krisenrhetorik und Legitimationsritual

Einsprüche gegen Deutungsmonopole (nicht nur) in der Germanistik

DIETER HEIMBÖCKEL | 23

Zwischen Leben und Tod

Jenseitsvorstellungen und Diesseitskonzepte als Poetik des Übergangs
in der deutschen Literatur des Mittelalters

HEINZ SIEBURG | 39

Revolution und Kanon – am Beispiel von Mazzinis Goethe-Rezeption

CAROLINE MANNWEILER | 53

Vom Übergang als Schutz gegen den Übergriff

Überlegungen zu Wilhelm Raabes *Prinzessin Fisch* (1882/1883)

IULIA-KARIN PATRUT | 67

»Ihr müsst mit uns rechnen, mit unserer Andersartigkeit«

Transintegrative Entgegenfahrten im Werk Irena Brežnás

SWATI ACHARYA | 81

Flucht und Exil

Die Quantentheorie und die Poetisierung transgenerationaler Gedankenwelten
in Ulrike Draesners *Sieben Sprünge vom Rand der Welt*

DINA ABOUL FOTOUH HUSSEIN SALAMA | 89

Der Übergang als Reibung und Unbestimmtheit

›Kulturinteraktion‹ als produktives Modell
für die interkulturelle Literaturwissenschaft

MIRIAM LLAMAS UBIETO | 105

Literarisierter Migrationsbegriff und Balkanmimikry als europäische Herausforderung für die Komparatistik

AGLAIA BLIOUMI | 115

Migrierende Menschen – aktuelle Märchen

Die Rolle mündlicher Traditionen aus Afrika bei der Integration
in Deutschland

ADRIANA HARO-LUVIANO DE RALL/DIETRICH RALL | 129

AUS LITERATUR UND THEORIE

Das Prinzip des Reisens ist auch das Prinzip des Fragens

Botschafter der Sphinx

HELMUT SCHÄFER | 141

Theater – zum Staunen

NATALIE BLOCH/DIETER HEIMBÖCKEL | 149

FORUM

Interkulturelle Germanistik *reloaded* – Pilotprojekt für NachwuchswissenschaftlerInnen

Bericht zum 1. *Forum junger WissenschaftlerInnen der Gesellschaft
für interkulturelle Germanistik (GiG)* vom 10. bis 11. April 2019
an der Universität Zadar (Kroatien)

ISABELLE LEITLOFF/RENÉ PERFÖLZ/FABIAN WILHELMI | 153

Bericht zum Workshop *Asien-Pazifik. Translokale Verbindungen und imaginäre Besetzungen* (1. Juni 2019) an der University of Tokyo, Komaba

TOBIAS AKIRA SCHICKHAUS | 161

REZENSIONEN

Sandra Annika Meyer: Grenzenlose Mutterliebe? Die Mutter als Alteritätsfigur in ausgewählten transkulturellen Familiennarrativen der Gegenwartsliteratur. Aglaja Veteranyi – Zsuzsa Bánk – SAID

von CHRISTIAN PALM | 167

GESELLSCHAFT FÜR INTERKULTURELLE GERMANISTIK

GiG-Preise 2018 | 175

Dankesrede – Verleihung des Preises der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* für erfahrene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler 2018 auf der Jahrestagung der GiG in Gernersheim am 26. September 2019

DORIS BACHMANN-MEDICK | 177

Autorinnen und Autoren | 183

Hinweise für Autorinnen und Autoren | 187

Editorial

Der bewährten Praxis, jedes zweite Jahrgangsheft unserer Zeitschrift einem Schwerpunktthema zu widmen, folgt auch die vorliegende Ausgabe.

Besorgt und herausgegeben von Iulia-Karin Patrut, bilden dieses Mal *Poetiken des Übergangs* das thematische Zentrum. Hintergrund der unter diesem Motto versammelten Beiträge ist die im September 2017 in Flensburg durchgeführte Tagung der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* (GiG). Nähere Angaben zur Auswahl und Ausrichtung der Beiträge finden sich im einleitenden Aufsatz. Iulia-Karin Patrut weist in diesem Zusammenhang völlig zu Recht darauf hin, dass die Potentiale des Begriffs ›Übergang‹ für die literaturwissenschaftliche Interkulturalitätsforschung bislang Desiderat geblieben sind. Dem begegnen die in diesem Heft abgedruckten neun Aufsätze durch ganz unterschiedliche Zugriffsweisen.

Die Rubrik *Aus Literatur und Theorie* ist im vorliegenden Heft dem interkulturellen Theater gewidmet. Zum einen findet sich hier der Wiederabdruck eines Textes von Helmut Schäfer mit dem (Ober-)Titel *Das Prinzip des Reisens ist auch das Prinzip des Fragens*. Das darin aufgegriffene Moment des Staunens ist zum anderen auch Leitbegriff der Miszelle *Theater – zum Staunen*. Natalie Bloch und Dieter Heimböckel würdigen darin einerseits die Pionierleistung Schäfers als Mitbegründer des ›Theaters an der Ruhr‹ und zeigen andererseits Verbindungslinien auf, die etwa auch die an der Universität Luxemburg seit 2014 etablierte Vortragsreihe *Theater International* betreffen.

Entsprechend der Funktion der ZiG, nämlich als Organ der GiG zu fungieren, findet sich im *Forum* u.a. der Bericht über das innovative Nachwuchsprojekt *Forum junger WissenschaftlerInnen der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik*. Auch die von der GiG für die Jahre 2018 bis 2022 ausgelobten Preise für jüngere Forscherinnen und Forscher sowie für erfahrene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler stellen eine Initiative dar, die in diesem Heft ihren Niederschlag findet. So bildet die in mancherlei Hinsicht anregende Dankesrede der Preisträgerin, Doris Bachmann-Medick, gehalten während der diesjährigen GiG-Tagung in Gernersheim, den Abschluss der vorliegenden Ausgabe.

Bayreuth und Esch-sur-Alzette im November 2019

Wilhelm Amann, Till Dembeck, Dieter Heimböckel, Georg Mein, Gesine Lenore Schiewer und Heinz Sieburg

Schwerpunktthema: Poetiken des Übergangs

Poetiken des Übergangs

Interkulturelle Literatur als poetische Gesellschaftskritik

IULIA-KARIN PATRUT

Abstract

The article reveals the potential of a poetics of transition by pointing out how intercultural literature copes to comment upon societal barriers and epistemic patterns. It takes up concepts of transition such as Roland Barthes' transgressions between signs and practices of signification, Walter Benjamins reflections upon space and transition, Friedrich Hölderlins ideas on historical transformation and elaborates upon Novalis' idea of the genuine poetical character of transitions. Subsequently, the article differentiates some tasks and opens questions for the expertise on intercultural literature, as far as levels of transitions are concerned. Finally, it presents the articles on poetics of transition, which were part of the conference Europe in Transition. Intercultural Transfers – International Interpretations which took place from Sept. 9 to Sept. 15, 2017 at the Europe University Flensburg, Germany.

Title: Poetics of Transition. Intercultural literature as poetical critique

Keywords: poetics of transition; Novalis (1772-1801); intercultural literature; GiG-Conference *Europe in Transition. Intercultural Transfers – International Interpretations*

Eine systematische Evaluierung der Potentiale des Begriffs ›Übergang‹ für die interkulturelle Literaturwissenschaft fehlt bislang. Zwar liegen Einzelinterpretationen insbesondere zu Texten der letzten Jahrzehnte vor, in denen das Übergängige gleichsam als generalisierte *conditio* nach 1989 und im Zeitalter globaler Migration wie auch als literarisches Verfahren herausgearbeitet wird. Es fehlt aber noch an einer überzeugenden Profilierung und Abgrenzung vom allgemein ›Transitorischen‹. Im übergreifenden Sinn bestehen – auch und gerade wissenschaftspolitisch – Affinitäten zu Dieter Heimböckels Konzept der Germanistik als »Schwellenkunde« (Heimböckel 2015), an das hier vielerorts angeschlossen werden kann.

Dieses Heft hat es sich zur Aufgabe gemacht, erstens literarhistorische Potentiale des ›Übergängigen‹ auch für ältere literarische Texte aufzuzeigen, zweitens darzulegen, dass poetische Übergänge trotz der genuin damit einhergehenden sistierten Referentialität gerade in Texten mit interkulturellen Szenarien als Verfahren der Gesellschaftskritik eingesetzt wurden, und drittens einige konzeptionelle Präzisierungen des Übergängigen mit Blick auf die interkulturelle Literatur im letzten Teil des Bandes zu präsentieren.

Ein Themenheft zu *Poetiken des Übergangs* verspricht auf den ersten Blick weniger eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Fragen als mit der Erweiterung des Denkbaren. In der Tat leitet sich die germanistische Forschungstradition auf diesem Gebiet über Roland Barthes' *Das Reich der Zeichen* von Walter

Benjamins *Passagen-Werk* her, beides Arbeiten, die sich mit sprachphilosophischen und literaturtheoretischen Fragen, weniger aber mit gesellschaftlichen Effekten und Implikationen von Übergängen befassen. Im Gegenteil: Für Roland Barthes eröffnen Metaphern, die auf nichts Gegebenes verweisen, die er »reine Signifikanten« (Barthes 1981: 124) nennt – etwa, wenn im japanischen traditionellen Theater ein Schauspieler eine weibliche Figur spielt –, neue Bedeutungsspielräume. Merkwürdigerweise läuft dieser Abschnitt in Barthes' *Das Reich der Zeichen* darauf hinaus, dass die binäre Unterscheidung zwischen Mann und Frau idealistisch verbrämt und restituiert wird, indem es dem Schauspieler gelingt, »die Zeichen der Frau zu versammeln«. Durch das Zeichenspiel des Schauspielers »ist die Frau eine Idee« und wird »in die Wahrheit ihres reinen Andersseins zurückgeführt« (ebd.: 126; Hervorh. I.P.). Die so aufgefasste »Übergangskunde« bleibt somit anfällig für die Wiederkehr altbekannter Kategorien, und zudem läuft sie Gefahr, blind gegenüber den gesellschaftlichen Praktiken zu sein – im konkreten Beispiel gegenüber dem Ausschluss von Schauspielerinnen. Dennoch scheint hier das Potential kreativer, innovativer Weltbezeichnung auf.

Bereits Walter Benjamin untersuchte den Übergang vorrangig als Eigenschaft von Zeichen: Eine zeichenhaft markierte Grenzziehung erweist sich als unzuverlässig, überwindbar und durchlässig. Zwar hatte schon Ferdinand de Saussure darauf hingewiesen, dass »jedes in einer Gesellschaft rezipierte Ausdrucksmittel im Grunde auf einer Kollektivgewohnheit, oder, was auf dasselbe hinauskommt, auf der Konvention« (Saussure 1967: 80) beruht. Damit war die historische und kulturell bedingte Relativität von Grenzen, die in und mit der Sprache gezogen werden, ebenso ausgesprochen wie die Möglichkeit der Umgestaltung und des Übergangs zu neuen Sinngebilden. Benjamin nimmt aber insofern einen Perspektivenwechsel vor, als er nicht von den stabilen Zeichen und Sinngebilden, sondern von den Übergängen her denkt: »Grenzpforten«, so Benjamin, »sind Triumphorte. Geheimnis des ins Innere der Stadt einbezogenen Grenzsteins, der ehemals den Ort markierte, wo sie zu Ende war« (Benjamin 1982: 139). Benjamin beschreibt die räumliche und symbolische Architektur der französischen Hauptstadt Paris als Konglomerat alter und neuer Schwellen unterschiedlicher Provenienz. Analog zu einem sprachlichen Arrangement unterschiedlicher Metaphern beschreibt Benjamin in seinem *Passagen-Werk* ein viel beachtetes architektonisches Ensemble von Übergangsräumen, die »[a]us dem Erfahrungskreise der Schwelle« (ebd.) hervorgegangen sind. Raumgestaltung und Sinngebung bedingen sich hier wechselseitig. Schon Benjamin hat somit erkannt, dass kulturelle Transformation, Geschichte und Zukunft von Gesellschaften auf der Fähigkeit beruhen, Übergänge zu gestalten, ihre Funktionalität zu überschreiben und auch zu vergessen – so wie aus einem Stadttor ein Triumphbogen, aber auch ein Grenzübergang werden kann. In jedem Falle gilt: Wer eine kulturell aktive Schwellenfunktion nutzt und durchs Tor geht, wird zu jemand anderem.

So anregend es ist, dass Walter Benjamin oft von Übergängen her denkt, spart er doch zwei zentrale Aspekte weitgehend aus: Erstens bleibt ungeklärt, wie sich literarisch-poetisch gestaltete Übergänge zu den bloß denkbaren sowie

zu den räumlich-architektonischen verhalten. Zweitens bleiben soziale Fragen offen, zum einen jene nach der Unterscheidung zwischen Übergang und Übergriff, zum anderen umgekehrt nach dem Übergang als Privileg. All dies wird im *Passagen-Werk* zwar angedeutet, dennoch stellt sich der Eindruck ein, als lägen städteplanerische, mythologische und poetische Übergänge auf einer Ebene.

Die Beiträge in diesem Themenheft gehen dagegen davon aus, dass poetisch-literarisch gestaltete Übergänge in anderer Weise bestimmt werden müssen – nicht als ontologische Erfahrungen des Übergangs – und dass ästhetische Figurationen der Schwelle einer anders gelagerten Analyse und Interpretation bedürfen als beispielsweise Zeremonien, Rituale oder Architekturen mit Schwellencharakter. Literarische Texte sind selbst Produkte einer Kulturtechnik, die u.a. als »sekundäres sinnbildendes System« (Lotman 1973: 22f. u. 30) bezeichnet wurde und die sich dadurch auszeichnet, dass der Anspruch von Sprache aufgehoben wird, unmittelbar auf die Wirklichkeit zu verweisen. Sensibilisieren Schwellen und Übergänge schon in der alltäglichen Gesellschaftspraxis für die Möglichkeit, Sprache, Sinn, Raumgestalt, Identität und Machtverhältnisse umzuformen, tun sie dies in literarischen Texten, deren Metier es ist, Möglichkeitsräume durch Verzicht auf unmittelbare Weltverweise zu eröffnen, in potenziert und reflektierter Weise. Weil Schwellen und deren Übertritt innerhalb eines bestimmten Textes und primär im Kontext des jeweiligen Textes gestaltet und gelesen werden, muss immer noch eine zweite Ebene des Übergängigen berücksichtigt werden, nämlich die der volatilen, dynamischen Bezüge zwischen Textlogik und Welt.

Selbst ein einfaches Beispiel wie Ilse Aichingers *Spiegelgeschichte* vermag zu veranschaulichen, dass literarische Texte Schwellenerfahrungen und Übergänge mit ästhetischen Mitteln wie der Differenz zwischen der erzählten Zeit und der Erzählzeit, einer unzuverlässigen Erzählerstimme etc. gestalten. In der *Spiegelgeschichte* erlebt die Erzählerin ab dem Moment der Beisetzung ihre Lebenszeit rückläufig, wobei ihre Identität ungewiss wird, bis dahin, dass offen bleibt, ob in der Rückschau ihre eigene Erfahrung des Geboren-Werdens oder jene ihres Kindes erscheint und ob es sich um eine Lebend- oder Totgeburt handelt. Diese Kumulation von Schwellenerfahrungen ist Ergebnis von Erzähltechniken: Inversion der Temporalität, Überblendung von Identitäten und Perspektiven, Überschreitung der Schwelle zwischen Leben und Tod in beide Richtungen sind literarische Verfahren der Gestaltung eines Ensembles von Übergängen, das in seinem Zusammenwirken aufgefasst werden will.

Das Themenheft führt die angesprochenen Aspekte zusammen: Die meisten Beiträge gehen von poetischen und poetologischen Aspekten literaturästhetisch gestalteter Übergänge aus und richten das Augenmerk dabei auf die Darstellung konkreter historischer Übergangssituationen – etwa auf den Neubeginn Europas nach dem Fall des ›Eisernen Vorhangs‹ und dem Ende des Sozialismus. Dass die literarischen, poetischen Übergänge geeignet sind, historisch-politische mitzugestalten und zu verhandeln, wusste bereits Friedrich Hölderlin. Im *Werden im Vergehen* geht es um die eingeschränkten Möglichkeiten der Wahrnehmung und Mitgestaltung historischer Übergänge, die gerade deshalb so eindrucksvoll und

erhaben auf das Individuum wirken: Der »Übergang aus Bestehendem ins Bestehende« (Hölderlin 1998: 75) bleibt uneinsehbar, alles Reale lässt sich jedoch als aus einem Übergang hervorgegangen beschreiben und auch als »entstehend zu jenem Übergange« (ebd.: 76). In den Übergängen sind für Hölderlin die Potentiale unendlich vieler unterschiedlicher Entwicklungen aufgehoben, die der Konkretion bedürfen, um in die Welt zu treten.

»[I]m Übergehenden ist die Möglichkeit aller Beziehungen vorherrschend, doch die besondere ist daraus abzunehmen, zu schöpfen, so dass durch sie als Unendlichkeit die endliche Wirkung hervorgeht« (ebd.: 72). Für Literatur als Kunst tun sich hier Spielräume auf: durch Verfahren wie Multiperspektivität und Mehrfachcodierung, durch den dialogischen Charakter von Fiktionalität und die offenen Möglichkeiten der Referentialität können metaphorisch entworfene Übergänge auf die Welt bezogen werden.

Novalis thematisiert die spezifischen Möglichkeiten von Poesie und Literatur bei der Gestaltung von Übergängen noch eingehender als Hölderlin: »Nichts ist *poëtischer* als alle *Übergänge* und heterogène Mischungen« (Novalis 1968: 587; Hervorh. i.O.). Unmittelbar im Anschluss spricht er von den Vorteilen der Multiperspektivität, Komposition und Reduktion in literarischen Texten. Von der poetischen Gestaltung von Übergängen – nicht von dem Übergängigen als kulturellem Phänomen oder gar als transzendtem Merkmal der Geschichte – verspricht sich Novalis neue mythologische Erzählweisen, mit denen auch neue Auffassungen von Subjekt, Gesellschaft und möglicher Lebensführung einhergehen. Die so aufgefassten poetischen Übergänge machen nicht das vorbestehende Ideale im Weltlichen sichtbar, sondern entwerfen umgekehrt, wie Herbert Uerlings am Beispiel der *Hymnen an die Nacht* erwiesen hat, »*immanente Transzendenz*« (Uerlings 1991: 317; Hervorh. i.O.), also ein im Weltlichen und Erfahrbaren aufblitzendes Momentum des Unendlichen, seien es überraschende Ähnlichkeiten, sonstige Verschiebungen vertrauter Kategorien der Welterfassung oder Irritationen von Schemata der Identität und Differenz. Zu den »heterogène[n] Mischungen« (Novalis 1968: 587) gehören auch interkulturelle und interreligiöse Erfahrungen, wie etwa jene zwischen Heinrich und Zulima in *Heinrich von Ofterdingen*. Dort erlebt der Protagonist, dass sich seine persönliche Haltung gegenüber dem Leben und sein Verhältnis zu sinnlicher Naturerfahrung, zu Musik und Poesie erheblich unterscheidet von der Haltung der heimgekehrten Kreuzzügler – wenngleich deren heroische Gesänge ihn zunächst ergreifen. Umso größer ist seine Ähnlichkeit mit der aus dem »Morgenland« mitgebrachten Gefangenen Zulima, obwohl die ihm bekannten zeitgenössischen Diskurse sie als Frau, Muslimin und »Orientalin«, also als sein genaues Gegenteil, beschreiben. Heinrich ist von ihren Schilderungen der alten Kulturen Kleinasiens, von den fremden Buchstaben ihres goldenen Haarbandes, aber auch von Zulimas poetischer Erzählweise und ihrem Lautenspiel affiziert. Er erkennt, dass all dies mit ihm selbst aufs Innigste verbunden ist, und diese Erkenntnis verpflichtet ihn zur Reziprozität. Zulima wiederum kommt Heinrich bekannt vor, indem er sie an ihren Bruder, einen Dichter und Sänger, erinnert. Deshalb tauschen Zulima und Heinrichs Mutter symbolisch Haarband

und Schleier beim Abschied – als Unterpfand für Übergänge, die in Zukunft noch herzustellen seien. Erscheinen die Übergänge anfangs bloß als Potentiale, ist es Aufgabe der Dichtung und Lebensführung, sie zu konkretisieren und in die Welt hereinzuholen.

Dies kann geschehen, indem eine »Mischung des Groben, Gemeinen, sprüchwörtlichen mit Edel[m], Hohe[m], Poëtische[m]« (ebd.) erfolgt – also durch eine literarische Hybridisierung des Bekannten, die bei Novalis oft durch eine Bezugnahme auf kulturell »Fremdes« (insbesondere auf persische, kleinasiatische, indische und ägyptische Überlieferungen) stattfindet. »Das Ich glaubt ein fremdes Wesen zu sehen – durch Approximation desselben entsteht ein anderes *Mittelwesen* – das Produkt – was dem Ich zugehört, und was zug[leich] dem Ich nicht zuzugehören scheint – Die Mittelresultate des Processes sind die Hauptsache – das zufällig gewordene – oder gemachte Ding« (ebd.: 372f.; Hervorh. i.O.).

Die Beiträge in diesem Band decken viele der Implikationen der obigen Textstelle ab, denn sie thematisieren interkulturelle Situationen in der Literatur – Darstellungen, denen es nicht allein auf Begegnungen mit »fremden«, unvertrauten Kulturen ankommt, sondern vor allem auf die imaginativ und sprachlich entworfenen Übergänge. Diese sind für Novalis besonders wichtig: Sie sind das eigentlich wertvolle poetische »Produkt«, sie sind als Sinnfiguren »Mittelwesen«, die in bisherigen Denkkategorien und im bisherigen Wissen noch nicht aufgehoben waren. »Dichtung« und »interkulturelle Erfahrung« rücken bei Novalis eng zusammen, denn er beschreibt die Notwendigkeit der Herstellung einer Mittelstufe angesichts des »Fremden« als poetischen Vorgang.

Dies gilt für interkulturelle Begegnungen in der Welt wie auch für solche, die in literarischen Texten dargestellt werden – Letztere steigern das poetische Potential der Texte –, und dies gilt auch für den Vorgang der Rezeption literarischer Texte, erfolge er in einer interkulturellen Situation oder nicht. Falls ja, kommt mit den zusätzlich erforderlichen »Mittelstufen« weitere Sinnanreicherung zustande. Alle angesprochenen interkulturellen Vorgänge erfordern es, dass das Vorstellungsvermögen eingesetzt wird, um Übergänge zu entwerfen – Übergänge, die für Novalis »Gemachtes« (Poiesis) und zugleich »Zufälliges« (ins Unendliche offenes Produkt von Subjektivität) sind.

Die Beiträge in diesem Band fokussieren nicht selten auf Darstellungen problembehafteter Übergänge – sei es, dass die Figuren der untersuchten Texte Vertriebene, Verfolgte oder Flüchtende sind oder dass sie als »Fremde« wahrgenommen werden, denen der Schwellenübertritt in einen kulturellen Raum oder in die Ingroup einer imaginierten Gemeinschaft nicht gestattet wird. Solche Textkonstellationen finden sich schon bei Novalis mit Zulima, unterscheiden sich jedoch von dem ausgehend von Barthes angesprochenen Szenario der Herstellung von Übergängen als Zeichenspiel, in dem die »Idee der Frau« auftaucht. Problematisiert werden Binnen- und Außengrenzen Europas und deren literarische Formbarkeit, individuelle Erfahrungen des Übergangs ebenso wie deren Darstellbarkeit zwischen zwei Sprachen. Verbunden werden die Beiträge durch die Frage nach Möglichkeiten und Grenzen spezifisch literarischer Übergänge: Wo liegen die Potentiale der poetisch gebrauchten Sprache, wenn es darum geht,

Grenzen durchlässiger und wandlungsfähiger werden zu lassen? Oder wenn es darum geht, Gewaltmomente in Übergangssituationen zu thematisieren – sei es ein Initiationsritus, Gründungsgewalt von Gesellschaften, seien es Exklusionen durch verweigerte Übergänge oder Übergriffe, die die legitimen Grenzen des Individuums überschreiten?

Im September 2017 fand an der Europa-Universität Flensburg die Tagung *Europa im Übergang. Interkulturelle Transferprozesse – Internationale Deutungshorizonte* unter Beteiligung von 185 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern von vier Kontinenten statt. Dieses Themenheft vereint acht Beiträge von Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmern, die sich mit Poetiken des Übergangs befassen. Vorangestellt ist ihnen ein Grundsatzartikel von Dieter Heimböckel: *Krisenrhetorik und Legitimationsritual. Einsprüche gegen Deutungsmonopole (nicht nur) in der Germanistik*. Dieser Beitrag, der als Plenarvortrag auf der Tagung gehalten wurde, hinterfragt die Verfahren der Selbstreflexion in der Germanistik. Anhand zahlreicher Beispiele, die von wissenschaftlichen Aufsätzen, Umfragen im Fach, Stellungnahmen, Rundfunksendungen und Zeitungsartikeln bis hin zu Blogbeiträgen reichen, belegt Dieter Heimböckel eindrücklich, dass die Selbstbeschreibungen und Selbstdiagnosen der Literaturwissenschaft fehleranfällig sind und einseitig ausfallen. Einzelne Akteurinnen und Akteure bedienen sich immer wieder einer Krisenrhetorik, um ihre jeweilige Herangehensweise als Rettung in der Not zu profilieren oder um eine Rückbesinnung auf mittlerweile überholte, zum vermeintlichen ›Kernbestand‹ erklärte Herangehensweisen einzufordern, ohne die Folgen dieser so betriebenen Problematisierungen zu bedenken: In der Öffentlichkeit entsteht der falsche Eindruck eines desorientierten Fachs, das nicht nur keine Antworten auf aktuelle gesellschaftliche Fragen fände, sondern sogar für Relativismus und Radikalisierung mit verantwortlich sei. Dabei liegen, so Dieter Heimböckel, gerade in der theoretischen und methodischen Öffnung dieser philologischen Disziplin Chancen und Potentiale, um den Gegenstand selbst – die Literatur – unter neuen Gesichtspunkten zu betrachten, interdisziplinäre Arbeit zu ermöglichen und vor allem die überfällige Internationalisierung des Fachs voranzubringen. Paradoxe Weise wurden, so der Verfasser, diese Möglichkeiten wohl noch nie so intensiv genutzt wie von dieser Generation von Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern – was jedoch keinerlei Auswirkungen auf den missbräuchlichen Einsatz der Krisenrhetorik zu haben scheint. Der Aufsatz entledigt die Germanistik aber nicht aller Probleme: Diese hängen, so die zentrale These des Beitrags, gerade mit jenen Deutungsmonopolen zusammen, die alles ›Abweichende‹ als krisenhaft darstellen. Sie entstehen infolge der Trennung zwischen Inlands- und Auslandsgermanistik, weil damit die wahre Stärke der Internationalität des Fachs ebenso verkannt wird wie echte Notlagen infolge sinkender Studierendenzahlen in außerdeutschen Germanistiken; statt dort Solidarität zu zeigen, werden Legitimationszwänge auferlegt; statt die auf einem soliden philologischen Boden entstandene Pluralität als Stärke anzuerkennen, werden kleinlich-puristische Kämpfe ausgefochten; statt die Ansätze aus der interkulturellen Germanistik und die internationalen Impulse

aufzunehmen, werden sie oftmals schlicht ignoriert, nur um sich noch stärker in der eigenen Krisenrhetorik zu verbeißen. Das alles ist sehr ›deutsch‹, aber dem ebenfalls ›deutschen‹ Gegenstand, genauer der deutschsprachigen Literatur, nicht angemessen. Das, was der Krisenrhetorik fehlt, ist dort im Überfluss vertreten: gestaltete Übergänge, Vermittlungen, Multiperspektivik und Internationalität. Der Germanistik täte eine Entscheidung für die Übergänge gut: zum einen Übergänge politisch-institutioneller Natur zwischen Germanistiken weltweit; zum anderen wäre innerhalb des Fachs eine angemessene Wahrnehmung der Leistung unterschiedlicher Ansätze und die theoretisch-konzeptionelle Gestaltung von Übergängen zwischen ihnen wünschenswert.

Nach Dieter Heimböckels Grundsatzartikel sind die Beiträge innerhalb einer chronologischen Reihung zweigeteilt: Die ersten vier Aufsätze analysieren literarische und essayistische Texte, in denen ›Übergang‹ sowohl Analysegegenstand als auch Untersuchungskategorie ist. Drei weitere Texte enthalten textübergreifende Ansätze zur Theoretisierung von Übergang als Analysekategorie in der interkulturellen Literaturwissenschaft.

Die Lektüren werden eröffnet von einem Beitrag von Heinz Sieburg, der anhand mittelalterlicher Texte jenem Thema gewidmet ist, das neben Natalität aufs Engste mit Übergang verbunden ist: dem Tod, der in Übergangs- und Jenseitsvorstellungen in zahlreichen literarischen Texten des Mittelalters eingebettet ist. Heinz Sieburg vergleicht deutsche und französische, aber auch irische und weitere europäische Texte und Erzählstoffe aus den Gattungen des Heldenepos und der Visionsliteratur und konstatiert nicht allein die Bedeutung des Motivs im Kontext des mittelalterlichen christlichen Weltbilds, sondern registriert spezifische Unterschiede zwischen den kulturellen Räumen und den zwei untersuchten Textsorten. Im *Nibelungenlied* stirbt Hagen, der letzte Burgunder, infolge des Racheplans Kriemhilds, die ihn mit seinem Heer an den Hof Attilas und in eine Falle gelockt hatte. Der Tod Hagens ist allerdings insofern doppelbödig gestaltet, als der Text offen lässt, inwiefern tatsächlich Kriemhilds Plan ursächlich für Hagens Sterben ist oder ob sich nicht vielmehr eine jenseitige Gerechtigkeitsforderung gegen Siegfrieds Mörder geltend macht. Für Letzteres spricht die Weissagung der Meerfrauen aus der ›Anderwelt‹. Allerdings trägt auch Hagens Reaktion auf diese Weissagung, nämlich sein provozierendes Verhalten am Hof Attilas, zur katastrophalen Wendung entscheidend bei; damit ist sein Tod, so Sieburg, nicht in einen eindeutig zu klärenden Sinnzusammenhang eingeflochten. Demgegenüber bettet das an das französische *Chanson de Roland* angelehnte *Rolandlied* des Pfaffen Konrad laut Sieburg den Heldentod ganz in christliche Metaphysik ein. Was die Visionsliteratur angeht, stellt der Verfasser europaweit gemeinsame Merkmale fest, zu denen die Überblendung von Leben und Tod, genauer gesagt: die Unschärfe der Grenze zwischen diesen zwei Phasen, gehört; der Beobachterstandpunkt ist ein im Übergang befindlicher, der Betrachterblick kann von der einen Seite auf die andere schwanken. Zu den eindrucksvollen Beispielen zählen die Visionsliteratur Hildegards von Bingen, deren Schriften etwa göttlichen Glanz und Engel beschreiben, aber auch die Legende um den irischen Ritter Thugdalus, ein Stoff, zu dem der Übergang in die Hölle und die Rückkehr

in den eigenen Körper gehört; die Version des Priesters Alber enthält auch eine sehr plastische Schilderung des Teufels. Kulturraumübergreifend gilt: In der Literatur des Mittelalters werden Übergänge zwischen Leben und Tod als Überlappung der Frage nach der Grenze menschlicher Wahrnehmungsfähigkeit und jener nach der Grenze zwischen diesseitigen und jenseitigen Weltdimensionen imaginiert – seien diese christlich konnotiert oder nicht und sei das Jenseits lebensspendend oder vernichtend.

Caroline Mannweiler untersucht mit dem 1839 von Giuseppe Mazzini verfassten Essay *Byron and Goethe* einen auch aus heutiger Sicht hoch aufschlussreichen Text, der die Notwendigkeit eines kritischen Kanons hervorhebt und Kriterien dafür ins Spiel bringt. Mazzini hatte bereits erkannt, dass die Perpetuierung eines unkritisch aufgefassten Bildungskanons kaum mit einer demokratischen, postrevolutionären Gesellschaft vereinbar war, andererseits aufgrund der Rekursivität und Historizität von Kultur, Kunst und Identität die Auseinandersetzung mit früheren, qualitativ anspruchsvollen Texten jedoch sinnvoll, ja unumgänglich sei. Deshalb fordert Mazzini zu einer Neuinterpretation damals schon kanonischer Texte auf, mit der ihre Relevanz für die damalige Gesellschaft neu bewertet werden sollte. So interpretiert er beispielsweise Goethes *Leiden des jungen Werter* als Aufschrei gegen die sozialen Verhältnisse, das Leid von Byrons Helden als Artikulationsform eines Bedürfnisses nach Solidarität etc. Wenngleich man Mazzinis Interpretationen im Einzelnen nicht zustimmen muss, ist sein Vorgehen hoch interessant: Er schafft Übergänge zwischen unterschiedlichen Literaturen, indem er gemeinsame – europäische – Problemdiagnosen in den Texten ausfindig macht, Problemdiagnosen, die nicht direkt, d.h. propositional artikuliert werden, sondern sich in der ästhetischen Differenz der Texte zu den damaligen Gesellschaften manifestieren und interpretationsbedürftig sind. Am Übergang zwischen Literaturen und am Übergang zwischen der ästhetischen Dimension der Texte und der revolutionsbedürftigen Gesellschaft soll ein neuer kosmopolitischer Kanon ausgehandelt werden. Mannweilers Aufsatz thematisiert einen diskussionswürdigen Ansatz des italienischen Freiheitskämpfers, der ins Schweizer Exil ging und die transnationale Bewegung »Junges Europa« mit initiierte, die auf ein demokratisches Europa (damals noch auf der Grundlage der Nationen) zielte. Bemerkenswert ist, dass Mazzini Literatur gerade nicht als kontrarevolutionär empfand, sondern sie aufgrund ihrer ästhetischen Differenz als wichtige Ressource für den Übergang zu einem demokratischen Europa wahrnahm.

Iulia-Karin Patrut's Aufsatz ist Wilhelm Raabes Erzählung *Prinzessin Fisch* (1882/1883) gewidmet. Er untersucht, inwiefern poetische Figurationen des Übergangs in realistischen Texten wie dieser Erzählung Wilhelm Raabes gesellschaftliche Missstände reflektieren und möglicherweise Gewaltmuster, insbesondere aber kindlichen Missbrauch und väterlichen Sadismus, offenlegen. So gewendet, leisten poetische Übergänge Widerstand gegen Übergriffe, die in der Gesellschaft tabuisiert sind und noch nicht in Sprache gefasst werden können. Gleichzeitig zeigt die Interpretation von *Prinzessin Fisch* auf, dass Raabe der Vorstellung von der bürgerlichen »heilen Welt« als vermeintlichem Gegenpol von

Modernisierung und globalem Kapitalismus eine Erzählung entgegensetzt, in der Gewaltmuster eigene intergenerationelle und interkontinentale Übergänge generieren und kulturelle Zuschreibungen falschen Fährten gleichkommen.

Swati Acharya befasst sich mit dem ebenfalls zu Unrecht weniger bekannten Werk der 1950 im damals tschechoslowakischen Bratislava geborenen deutschsprachigen Schriftstellerin Irena Brežná. Im Kontext der Übergänge zwischen Ost- und Westeuropa nach 1989 entwirft Brežná ein Konzept transnationaler Literatur, die sich quer zu sprachlichen und nationalen Grenzen verhält. Interessant werden die Texte Brežnás aber durch die Schilderung individueller Alltagserfahrungen, die sich dem Übergängigen sperren: Es geht um kleine Alltagsverrichtungen, Gewohnheiten oder den Sprachgebrauch selbst, die in einem Koordinatensystem fixiert bleiben, welches gerade nicht ›ohne festen Wohnsitz‹ ist, sondern in einem partikulären historischen Kontext im europäischen Osten verankert bleibt. Brežnás *Falsche Mythen. Reportagen aus Mittel und Osteuropa nach der Wende* (1996) veranschaulichen, so die Interpretation von Swati Acharya, gedeckt durch die Grundannahme der grundsätzlichen Übergängigkeit von Kultur, den Kontrast zwischen dem Anspruch der heutigen deutschen Gesellschaft auf Transnationalität und deren uneingestanden Partikularismen. Diese ›deutschen‹ Partikularismen werden sprachlich und literarisch in Übersetzungssituationen, oft veranlasst durch Erfahrungen migrantischer Figuren, greifbar. Swati Acharya ordnet Brežná dem *eastern turn* zu und diskutiert ihre Texte in einer Reihe mit Terézia Mora, Ilija Trojanow, Ilma Rakusa, Catalin Dorian Florescu oder Saša Stanišić.

Dina Aboul Fatouh Hussein Salama befasst sich mit einem ganz anderen literarischen Verfahren der Übergängigkeit, nämlich mit Ulrike Draesners Grenzgängen zwischen Quantenphysik und einer literarischen Arbeit an Kultur und Gesellschaft. Das Konzept der Quantensprünge in der Physik und die literarisch gestaltete intergenerationelle Übertragung von Traumata und Gewalterfahrungen werden als Wissenspoetik des Übergangs am Beispiel von Draesners *Sieben Sprüngen vom Rand der Welt* (2014) untersucht. Das eigentliche Geheimnis dieser Übertragung wird nicht gelöst, aber durch eine Darstellungsweise, die physikalische Konzepte und Verfahren adaptiert, in ein neues Licht gerückt. Unter Berücksichtigung poetologischer Äußerungen Draesners zu Sprache, Körper und Darstellungsparadigmen (insbesondere *Atem, Puls und Bahn. Das Denken des Körpers im Zustand der Sprache*, 1999, sowie *Zauber im Zoo. Vier Reden zur Herkunft von Literatur*, 2007) weist Dina Aboul Fatouh Hussein Salama nach, wie die Autorin Übergänge zwischen dem Sprachgebrauch der Literatur und jenem der Physik schafft, um Einblicke in ansonsten kaum zugängliche Übergänge zu gewähren. In Absehung von der Zweiwertlogik erschafft Draesner, so die These der Verfasserin, eine innovative Quantenpoetik, die es ermöglicht, transgenerational und quer durch Europa innerhalb und zwischen zwei Familien, einer schlesischen und einer polnischen, Traumata infolge von Vertreibungen zu ›überspringen‹. Es geht dabei um nicht kalkulierbare emotionale Vorgänge, zwischen denen Analogien bestehen, die sich nur durch das Vorhandensein auf den ersten Blick undenkbarer Übergänge erklären lassen. Sehr figurennah unter-

sucht Dina Aboul Fatouh Hussein Salama Spielarten der Quantenpoetik Draesners: Quantenteleportation, Superposition und Messung werden aus den Textfigurationen heraus beschrieben und in ihrer erhellenden Kraft für die literarische Darstellung europäischer Geschichte und individueller Erfahrungen in einem von Flucht und Vertreibung geprägten Jahrhundert offengelegt.

Den Reigen theorieorientierter Beiträge eröffnet Miriam Llamas Ubietos Aufsatz zur ›Kulturinteraktion‹ als produktivem Modell für die Literaturwissenschaft. Unter eingehender Bezugnahme auf Michail M. Bachtins Konzept der Dialogizität wie auch auf die bereits bei Bachtin anklingende und von Kristeva geprägte Intertextualität entwickelt Miriam Llamas Ubieto das Konzept dialogischer Kulturinteraktion in Texten als Konkretion einer Poetik des Übergangs und exemplifiziert dies anhand von Hans Christoph Buchs *Haiti Chérie* (1990). Gründungsgewalt unter den Bedingungen kultureller Fremdheit sowie – anders gelagert – Erzählverfahren, die auf Übergänge zwischen gespaltenen Perspektiven (junge, unerfahrene bzw. alte, animalisierte Figur Erzulie) setzen, fasst Miriam Llamas Ubieto neu ein, indem sie sie als Spielart dialogischer Textverfahren eines ›kulturellen Interaktionismus‹ definiert. Dies führe, so die Verfasserin, insofern über Modelle der Hybridität hinaus, als der Fokus auf die konkreten interkulturellen Interaktionen es ermögliche, paradoxe Momente des Übergangs genauer zu lokalisieren, und erweitere das hergebrachte Modell der Intertextualität um eine nach allen Seiten offene kulturelle Dialogizität.

Der zweite theorieorientierte Beitrag stammt von Aglaia Blioumi. Sie lanciert die These einer migrantischen Erinnerung in der europäischen Literatur, die gerade aus der so genannten Balkanmimikry hervorginge. Unter der Maßgabe, dass der Balkan seit Jahrhunderten Zielscheibe eines abwertenden Inauthentizitätsdiskurses ist, der fehlende kulturelle Kohärenz und Eignung zur Nation auf diesen Teil Europas projizierte, untersucht Aglaia Blioumi die ›Balkanmimikry‹ – ein Begriff, den die Verfasserin in diesem Aufsatz prägt. Dabei untersucht sie Schreib- und Erzählweisen, die Strukturanalogien mit Homi K. Bhabhas Beschreibung postkolonialer Diskurse und Literaturen aufweisen, und geht besonders auf den deutschsprachigen Roman der kroatischen Schriftstellerin Marica Bodrožić *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern* (2007) sowie auf den griechischsprachigen Roman Gazment Kapllanis *My Name is Europe* ein, der 2010 erschien und in zahlreiche europäische Sprachen (leider noch nicht ins Deutsche) übersetzt wurde. Ein Schriftsteller und eine Schriftstellerin, die in zwei unterschiedlichen Ländern des ›Balkans‹ (der Begriff ist eine westeuropäische Erfindung) aufgewachsen sind und in dem einen Fall Kroatisch, in dem anderen Albanisch sprachen, migrieren nach Griechenland bzw. nach Deutschland und bringen in den Sprachen dieser Länder die gemeinsame *conditio* eines Gebiets zum Ausdruck, das in Europa liegt und doch zum ›Anderen‹ Europas erklärt wurde. Sowohl die Schriftstellerin als auch der Schriftsteller fiktionalisieren ähnliche Erfahrungen der Migration, des Kommunismus und des ›Balkans‹ als Kulturraum der Mimikry. Den Texten ist eine besondere Art der Mehrdeutigkeit gemeinsam, die ästhetisch innovativ ist, weil sie die Diskrepanz zwischen der Diskursgeschichte Europas und tatsächlichen europäischen Erfahrungsräumen

aufzeigt, weil sie sich subversiv gegenüber ost-/westeuropäischen Machtasymmetrien verhält und gerade aus der Mehrsprachigkeit und insbesondere aus der Darstellung von Übergängen poetische Authentizität gewinnt.

Der letzte Beitrag befasst sich mit den Bedingungen, unter denen afrikanisches Erzählen in Deutschland gelingen kann. Adriana Haro-Luviano de Rall und Dietrich Rall schreiben aus einer deutsch-mexikanischen Perspektive, wie die Geschichten des seit 25 Jahren im Saarland lebenden senegalesischen Erzählers Ibrahima Ndiaye Vermittlungsarbeit zwischen kulturellen Kontexten leisten. Die märchenhaften Erzählungen stellen nicht nur im Zeitalter transkontinentaler Migration notwendig gewordene Übergänge zwischen Erfahrungsräumen her, sondern auch zwischen literarischen Traditionen und Auffassungen von Literarizität. Die Rezeption von Texten wie *Mini-Mini*, *die Schlange*, *die Füße haben wollte* durch Vertreterinnen und Vertreter von Verwaltung und Politik leistet, so die These von Haro-Luviano de Rall und Rall, auch einen Beitrag zur Transformation der europäischen, speziell der deutschen Gesellschaft. Nicht nur die Übergänge hin zu einer von Diversität und unterschiedlichen kulturellen Erinnerungen geprägten Gesellschaft werden anvisiert, sondern auch Übergänge zwischen verschiedenen Formen der Literarisierung von Selbst-, Körper- und Welterfahrung stehen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit von Haro-Luviano de Rall und Rall. Damit beschließt ein Beitrag den Band, der sich für die Bedeutung eines sozialpolitischen Niederschlags interkultureller Literatur stark macht.

LITERATUR

- Barthes, Roland (1981): *Das Reich der Zeichen*. Aus dem Franz. v. Michael Bischoff. Frankfurt a.M.
- Benjamin, Walter (1982): *Gesammelte Schriften*. Band V/I. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M.
- Heimböckel, Dieter (2015): Im Grenzgang. Für eine Germanistik als Schwellenkunde. In: *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* 6, H. 1, S. 151-161.
- Hölderlin, Friedrich (1998): *Sämtliche Werke und Briefe*. Bd. II. Hg. v. Michael Knaupp. Darmstadt.
- Lotman, Jurij M. (1973): *Die Struktur des künstlerischen Textes*. Hg. v. Rainer Grübel. Aus dem Russ. v. Rainer Grübel, Walter Kroll u. Hans-Eberhard Seidel. Frankfurt a.M.
- Novalis (1968): *Schriften*. Dritter Band. *Das philosophische Werk II*. Hg. v. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz. Darmstadt.
- Saussure, Ferdinand de (1967): *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Aus dem Franz. v. Hermann Lommel. Berlin.
- Uerlings, Herbert (1991): *Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Werk und Forschung*. Stuttgart.

Krisenrhetorik und Legitimationsritual

Einsprüche gegen Deutungsmonopole
(nicht nur) in der Germanistik

DIETER HEIMBÖCKEL

Abstract

An article published in the news magazine Der Spiegel at the beginning of 2017 once again triggered a discussion about the so-called crisis in German studies. This discussion will be taken as an opportunity to reflect on the argumentative strategies and patterns associated with the topos of crisis. Particular attention will be paid to the fact that German studies in German-speaking countries, and especially in Germany, apparently still think in terms of national philology and hardly take note of the situation of German studies in the ›rest of the world‹. If only recently a lack of willingness on the part of German-speaking Germanists to take up initiatives for a professional bi- and multilaterally organized dialogue was registered with concern, it is high time to problematize this fact.

Title: Crisis Rhetoric and Legitimation Ritual. Objections against Monopolies of Interpretation (not only) within German Studies

Keywords: dialog; ›domestic and foreign german studies‹; interculturalism, crisis discourse; national philology

Im Globalisierungsprozess steht und fällt die Zukunftsfähigkeit der Geisteswissenschaften damit, ob und wie sie sich die Belange interkultureller Orientierung zu eigen machen.
(Jörn Rüsen)

1.

Am 7. Februar 2017 schreibt ein offensichtlich empörter Kollege, so empört, dass man sich die Frage stellen muss, warum mit ihm – redensartlich gesprochen – förmlich die Gäule durchgegangen sind, folgende E-Mail:

O-Ton Anfang der 1990er Jahre, liebe KollegInnen: die haben keine Ahnung, völlig unbrauchbar, interessieren sich nur noch für Boris Becker und Michael Jackson, man kann kein Bibel- oder Mythologie-Wissen mehr voraussetzen, alles muss von Grund auf neu erarbeitet werden – und das Schlimmste: Die lesen nicht; darum Plädoyer für

Lesetests zu Beginn der Veranstaltung – am besten: abschaffen, diese Studierenden. Wohlgemerkt: Anfang der 1990er.

Und nun der *Spiegel*-Artikel: sehr interessant, aber nur deshalb, weil er diese Larmoyanz und das Krisengefasel zum x-ten Mal reproduziert.

Ich lasse den Text hier enden, ansonsten könnte das, was dann folgt, den Kollegen ernsthaft kompromittieren. Was aber war geschehen? Im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* erschien am 6. Februar 2017 ein Artikel von Martin Doerry, ehemals Student der Germanistik an der Universität Tübingen, wo er, was die Hausmitteilung des Organs seinen Leserinnen und Lesern nicht vorenthalten wollte, bei Koryphäen wie dem Literaturwissenschaftler Hans Mayer, bei Walter Jens und dem Philosophen Ernst Bloch im Seminar saß. (Die Bedeutung von Koryphäen spielt in dem Artikel selbst eine Rolle, und sie wird von mir an anderer Stelle auch noch einmal aufgegriffen.) Vierzig Jahre später, so die Hausmitteilung weiter, hat sich Doerry in germanistischen Fakultäten in Hamburg und Frankfurt am Main umgesehen und »viele faszinierende junge Studenten« getroffen, die zwar mit Leidenschaft studierten, aber unter der »Massenabfertigung« zu leiden hätten. Doerry zieht den Schluss: »Die Germanistik könnte an ihrer Größe ersticken.« (*Der Spiegel* 2017) Das ist aber bei weitem nicht alles, was Doerry in seinem Beitrag, der unter der bezeichnenden Überschrift *Schiller war Komponist* erschienen ist, über den aktuellen Zustand der Germanistik in Deutschland zum Besten gibt. Er ist zwar bereit einzuräumen, »dass die Diskussion um die ›Krise der Germanistik‹ fast so alt [...] wie das Fach selbst« sei (Doerry 2017). In jüngerer Zeit allerdings flamme diese Debatte verstärkt auf – ein Befund, den viele Beobachterinnen und Beobachter sowie Hochschullehrerinnen und -lehrer und nicht zuletzt auch Doerry teilten. Was ihn zu seiner Diagnose veranlasst, die er sich vermeintlich von aktiven Kolleginnen und Kollegen aus der Disziplin bestätigen lässt, ist u.a. der Umstand, dass dem Fach der Biss fehle, es, anders als in der Geschichtswissenschaft, keine Vorzeigeeinzelintellektuellen gebe, die sich an öffentlichen Diskussionen beteiligten, man sich eines fachlichen Jargons bediene, der für niemanden mehr verständlich sei, die Ausdifferenzierung ein Maß angenommen habe, die zu einer selbst für Eingeweihte kaum noch zu durchschauenden Unübersichtlichkeit beigetragen habe, die publizierte Forschung ins Uferlose ausarte und so ihrer eigenen Verödung Vorschub leiste und schließlich, dass unter dem Massenandrang der Studierenden zuallererst die Qualität leide. »[W]er nicht so recht weiß, was er mal werden soll, studiert eben gern mal Germanistik«, so das ebenso ernüchternde wie flapsig formulierte Fazit des Ex-Studenten der Germanistik (ebd.). Ich werde nachfolgend auf das eine oder andere Argument eingehen, nicht um den Artikel zu entkräften, denn er verdient es nicht, dass man sich eingehender mit ihm auseinandersetzt, sondern wegen seiner Krisenrhetorik einerseits und des geradezu ritualisierten Reaktionsmodus andererseits, der auf ihn folgte. Denn tatsächlich ließen die Stellungnahmen nicht lange auf sich warten. Schon am 8. Februar 2017 folgte die erste Gegenrede von Stefan Martus in der *FAZ* unter dem ironisierenden Titel *Der Eierlegende Wollmilchgermanist wird dringend gesucht* (Martus

2017), und tags darauf meldeten sich die von Doerry zitierten Eideshelfer im *Deutschlandfunk* (vgl. Koschorke/Fecke 2017) und in der *FAZ* mit dem Hinweis zu Wort, dass ihre Aussagen durch den *Spiegel*-Beitrag entstellt wiedergegeben worden seien (vgl. Drügh/Komfort-Hein/Koschorke 2017). Es folgten weitere Artikel u.a. in der *Zeit* (vgl. Kastberger 2017), in der *NZZ* (vgl. Berndt 2017), in der *FAZ* (vgl. Glück 2017) sowie eine 45-minütige Rundfunksendung im SWR2 unter dem Titel *Steckt die Germanistik in der Krise?* (O.A. 2017). Darüber hinaus widmete sich ein Blog des Zentrums für Literatur- und Kulturforschung (Berlin) dem Thema *Germanistik in der Kontroverse* (ZfL 2017), und seine Leiterin, Eva Geulen, beteiligte sich an dieser Kontroverse mit einer *Nebenbemerkung zum jüngsten Streit um die Germanistik* (Geulen 2017). Der meines Wissens vorläufig letzte Beitrag dazu datiert, um das zeitliche Ausmaß der Diskussion vor Augen zu führen, vom 20. Juni 2017 und stammt aus der Feder Kai Kauffmanns, der mit seinem in der *FAZ* abgedruckten Statement die »jüngst beschworene Krise der Germanistik« als eine »Krise der Lehrerbildung« ausbuchstabiert (Kauffmann 2017).¹ Seitdem scheint der Qualm, der mit dieser Diskussion aufgestiegen ist, einigermaßen und bis auf Weiteres verraucht zu sein. Bis auf Weiteres heißt: bis es jemandem wieder einfällt, eine Germanistik-Rakete zu zünden, deren Knall die Betroffenen aus ihrer Beschaulichkeit weckt und dann reflexhaft und umso aufgebrachter aufschreien lässt: dass sie – selbstredend – erstens sich in der Öffentlichkeit zu Wort melden, zweitens sich einer Sprache zu bedienen wissen, die jede/r versteht, drittens eine wichtige und für die Gesellschaft relevante Arbeit ausüben, viertens Studierende ausbilden, die auch jenseits des Lehramts einen Job finden, usw. usw. Für die Annahme, dass es dazu kommen wird, muss man nicht mit einer prophetischen Gabe ausgerüstet sein, sondern das lehrt ein Blick in die Vergangenheit. Hierzu genügen einige Schlaglichter – so zum Beispiel auf Heinz Ludwig Arnolds Beitrag *Das Fach in Dauerkrise* aus der *Zeit* vom 23. April 1971, auf Rudolf Walther Leonhardts in der *Zeit* abgedruckten Vorschlag vom 6. September 1985, dass einzig eine Schwerpunktverlagerung nach Ostasien die Germanistik vielleicht noch aus ihrer Misere retten könne, oder auf den rund zwei Jahre danach ebenfalls in der *Zeit* veröffentlichten Beitrag von Joachim Dyck zur *Dauerkrise in der Germanistik* (16. Oktober 1987). Einem Fachvertreter wie Norbert Oellers mochte über diese ganzen Krisenszenarien förmlich der Kragen geplatzt sein, als er sie mit seinem Artikel über das *Elend des Krisengeredes* in der *FAZ* am 4. März 1987 einigermaßen emphatisch konterte; sicher aber ist, dass man diesen Text, von einigen Nuancen abgesehen, auch heute noch, im Abstand von über 30 Jahren, so abdrucken könnte, wie er seiner-

1 | Wenn an dieser Stelle vom vorläufig letzten Beitrag zu der von Doerry ausgelösten Kontroverse die Rede ist, so sind damit konkrete Stellungnahmen in Presse, Rundfunk und Internet gemeint. Als Gegenstand der wissenschaftlichen Auseinandersetzung war und ist sie nach wie vor präsent, so u.a. auf der internationalen Tagung *Germanistik – eine interkulturelle Wissenschaft?*, die vom 29.11. bis 1.12.2018 an der Universität Aix-Marseille stattfand, oder im Rahmen einer Publikation, die sich dem Thema *Literaturwissenschaften in der Krise* widmet (Heise-von der Lippe/West-Pavlov 2018).

zeit erschienen ist. Er würde sich fast nahtlos in die Phalanx derjenigen einreihen lassen, die aktuell zur Krise der Germanistik Stellung beziehen. Welche Verschwendung an Ressourcen, welche Vergeudung von Kreativität und Potential!

Inzwischen ist daher nicht nur die Rede von der Krise der Germanistik, sondern auch von deren Belanglosigkeit regelrecht zu einem Topos geworden. Rede und Widerrede beleben das Geschäft und generieren zugleich Bedeutung und/oder tragen zu ihrer Stabilisierung bei. Darüber hinaus wird der Eindruck erweckt, man sei auf der Höhe der fachlichen Diskussion, man kümmere sich und beteilige sich an der erforderlichen Selbstreflexion des Faches. Deren unbedingte Notwendigkeit soll auch gar nicht in Frage gestellt werden. Ganz im Gegenteil! Wie produktiv sie sein und wie ergiebig sie ausfallen kann, dokumentiert der inzwischen legendäre Germanistentag in München 1966 und die dort geführte Diskussion zur Rolle der Germanistik in der NS-Zeit zur Genüge. Ohnehin kann und soll es hier nicht darum gehen, die Qualität des Faches in Zweifel zu ziehen. Um sich einen Eindruck von seiner aktuellen Leistungsstärke zu verschaffen, genügt bereits ein Blick auf die zahllosen Promotions-, Habilitations- und anderweitigen Bewerbungsverfahren, die sich insgesamt auf einem so hohen Niveau bewegen, dass Stefan Matuschek im Rahmen eines von der DVJs 2015 veranstalteten Sonderheftes *Zur Lage der Literaturwissenschaft* zumindest für seine Disziplin nicht umhin kam festzustellen: »Wie gut steht es um ein Fach, das solch einen Nachwuchs hat.« (Matuschek 2015: 494) Matuschek gab allerdings im gleichen Atemzug zu bedenken, dass eine solche Bestandsaufnahme eine Relativierung erfahre, wenn man sie von der Bewerberseite aus betrachte: »Die Auswahlverfahren sind hoch kompetitiv, ein für viele frustrierender Verdrängungswettbewerb. Er trägt zur Qualitätssicherung des Faches bei, aber nicht zur Lebensqualität der jüngeren Fachvertreter. Was für die Wissenschaft gut ist, kann schlecht für die Wissenschaftler sein«, so Matuschek (ebd.). Ob sich am Ende diese Bewerbungssituation nicht auch auf die Qualität des Faches oder doch zumindest auf sein Selbstverständnis mittelbar auswirkt, darauf wird später noch einmal kurz einzugehen sein. Die in Matuscheks Relativierung liegende Einschränkung sensibilisiert jedoch zunächst einmal nicht nur dafür, dass wir es bei genauerer Betrachtung des Falls mit Nutznießern, Verlierern und selbstgemachten Problemen zu tun haben, sondern ganz allgemein für die Frage, wie man, wenn von der Germanistik die Rede ist, über sie spricht, von welcher Germanistik überhaupt gesprochen wird und vor allem: wer über sie spricht. Denn bei allen Kontroversen im Detail oder in der konzeptionellen Ausrichtung gibt es bei den an deutschsprachigen Institutionen lehrenden und forschenden Kolleginnen und Kollegen, wie gesagt, keinen Zweifel darüber, dass es sich um ein im deutschsprachigen Fächerkanon hochrangig etabliertes Fach handelt, dessen Bestand nicht gefährdet ist, auch wenn angesichts der Krisenrhetorik sich ein anderer Eindruck aufdrängen kann oder möglicherweise sogar einstellen soll. Aber um sie sorgen müsse man sich erst einmal nicht. Wenn jenseits der deutschsprachigen Germanistik von Krise die Rede ist, stellt sich etwa für die Germanistiken in Nord- und Südeuropa, aber auch in den USA oder in Südamerika der Sachverhalt ganz anders dar – ein Sachverhalt, der übrigens auch für die Italia-

nistik in Deutschland oder für die Skandinavistik in Spanien gilt. Der Abbauprozess (nicht nur) der europäischen Philologien ist übergreifend und spricht für sich, nur dass, worauf Konrad Ehlich hingewiesen hat, innerhalb der betroffenen Disziplinen diese Sprache bislang nicht oder kaum vernommen worden ist (vgl. Ehlich 2013: 114). Es wird höchste Zeit, dass sich daran etwas ändert.

2.

Im Kontext der hier angesprochenen Sensibilisierung für Fragen, die mit Blick auf die Germanistik thematisiert werden, ist eine etwas zu kurz gekommen, die ich aber nachfolgend in den Fokus der Auseinandersetzung rücken möchte, nämlich die, worüber, wenn von Germanistik die Rede ist, nicht oder kaum einmal gesprochen wird. Auf diese Frage gibt es keine einsinnige Antwort, und ich werde sie auch im Rahmen meines Vortrags nicht erschöpfend behandeln können,² zumal sie, wie mir scheint, mit der Frage danach, wer wie von welcher Germanistik spricht, eng und mehrfach verwoben ist. Die Akzentsetzung, die ich vornehme und von der aus manches über die Germanistik hinaus in den Blick gerückt werden soll, orientiert sich an dem Forum, zu dem ich spreche und das sich, wie es spezifisch für die *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* ist, mehrheitlich aus Kolleginnen und Kollegen zusammensetzt, die nicht im deutschsprachigen Raum in der Germanistik forschen und lehren. Man könnte auch von den Nichtdazugehörigen oder Außenseitern sprechen, für die sich der Begriff der Auslandsgermanistik eingebürgert und an dem sich gerade in der jüngsten Zeit – und m.E. vollkommen zu Recht – so manche Kontroverse entzündet hat. Dass das Wort vom Außenseiter durchaus seine Berechtigung hat, ist eine Behauptung, die ich nicht einfach in den Raum stellen möchte, sondern mit der ich mich auf eine Äußerung von Eva Geulen beziehe, die sich damit von der auch in dieser Hinsicht geradezu beschämenden aktuellen Diskussion zur Krise der Germanistik wohltuend abhebt. Eva Geulen schreibt in ihrem Blog: »Zur bitteren Ironie der Attacken auf den bösen Buben der Germanistik als Nationalphilologie gehört ihre Blindheit für die Situation unserer Kolleginnen und Kollegen der sogenannten Auslandsgermanistik, ohne die wir ein gutes Stück ärmer wären.« (Geulen 2017) In der Tat ist dieser Umstand bitter, und vielleicht ist er sogar mehr als bitter insofern, als die Blindheit erstens nicht vom Himmel gefallen, sondern ein fester Bestandteil der Wahrnehmungspraxis ist, und zweitens nicht nur diejenigen, die die Diskussion regelmäßig vom Zaun brechen, also die Repräsentanten der Medienöffentlichkeit, sondern auch die inlandsgermanistischen Kollegen von ihr betroffen sind. Und diese Blindheit bezieht sich zum

2 | Zur Dokumentation des Publikumsbezugs folgt der an einigen Stellen modifizierte und bibliografisch aktualisierte Beitrag im Wesentlichen dem Text meines Plenarvortrags im Rahmen der Flensburger GiG-Tagung *Europa im Übergang. Interkulturelle Transferprozesse – Internationale Deutungshorizonte*. Zur Reaktion auf den Vortrag vgl. Niewel 2017 und Lorenz 2018: 275.

einen auf die fachlichen Leistungen der Kolleginnen und Kollegen und zum anderen auf die institutionelle Situation an den nichtdeutschsprachigen Universitäten. Man wende nicht ein, dass es doch die eine oder andere Kooperation, die eine oder andere bi- oder multinationale Partnerschaft in die eine oder andere Richtung gebe und man sehr wohl und nachweislich von einem wechselseitigen Interesse ausgehen könne. Das ist zugestanden, und die Bemühungen auf diesen Ebenen sollen im Einzelnen hier auch nicht kleingeredet oder bagatellisiert werden. Es geht vielmehr um das Symptomatische einer Wahrnehmungs- und Diskurspraxis, die, ob nun intendiert oder nicht intendiert, das sei zunächst einmal dahingestellt, verschleiert und hinter der sich spezifische Mechanismen mit nicht zu unterschätzenden Implikationen und fallweise weitreichenden Konsequenzen im Feld der Germanistik verbergen. In Bezug auf die fachliche Seite beziehe ich mich u.a. auf die Untersuchung zu einer Rundfrage der durch die Universität Siegen herausgegebenen *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* aus dem Jahre 2013, deren Antworten anlässlich des vierzigjährigen Bestehens der Zeitschrift in einem Jubiläumsheft unter dem Titel *Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende* im Dezember 2013 veröffentlicht wurden (vgl. Heimböckel 2015). Bezeichnend für die Umfrage ist die Verteilung nach den Herkunftsländern. Denn von den 43 Kolleginnen und Kollegen gehören 38 deutschsprachigen Universitäten an, während fünf aus nichtdeutschsprachigen Ländern stammen: aus China, Slowenien, Spanien, aus der Türkei und den USA. Das mag eine Zufallskonstellation sein, aber das Verhältnis sagt etwas darüber aus, wer, wenn von der Germanistik die Rede ist, über sie spricht bzw. dazu eingeladen wird, über sie zu sprechen. Denn was Germanistik ist, bestimmt grosso modo die sog. Inlandsgermanistik, zu der sich – auch im Fall der angesprochenen Umfrage – die sog. Auslandsgermanistik allenfalls wie ein Appendix verhält. Es sei interessant zu sehen, heißt es in dem Umfrage-Resümee explizit und bezeichnenderweise, dass Auslandsgermanistinnen und -germanisten die in den Stellungnahmen diskutierten Fragen noch einmal anders beurteilen würden (vgl. Bleumer u.a.: 194). Was es bedeutet, wenn ein Auslandsgermanist als interessant wahrgenommen wird, hat Todd Kontje von der Universität San Diego in seiner – ironisch überspitzten – Einleitung zu seinem Beitrag *Eulen nach Athen? Impulse der ›Auslandsgermanistik‹ in einer deutschen Wissenschaft* aus dem Jahre 2011 auf den Punkt gebracht:

Als so genannter ›Auslandsgermanist‹ ist man es gewohnt, von der deutschen Germanistik nicht ernst genommen zu werden. [...] Falls man es wagt, selber etwas über deutsche Literatur zu veröffentlichen, weiß man schon im Voraus, dass es vielleicht von den Kollegen zu Hause eingesehen wird, aber dass es höchstwahrscheinlich in Deutschland nicht gelesen wird, vor allem wenn man nicht auf Deutsch schreibt. Dass es so etwas wie Auslandsgermanisten gibt – so stellt man sich die deutsche Ansicht vor –, ist vielleicht theoretisch interessant, aber es bleibt letztendlich ein kurioses Randphänomen, worauf man auch verzichten kann. (Kontje 2011: 31)

Dass die Germanistiken aus dem nichtdeutschsprachigen Raum nicht nur Kärnerarbeit im Bereich der Sprach-, Literatur- und Kulturvermittlung betreiben, sondern hier auch hochkompetente und anschlussfähige bzw. innovative Forschung geleistet wird, die obendrein ihre immer schon vergleichende Kompetenz in den Fachkontext einzubringen vermag, wird allzu häufig nicht zur Kenntnis genommen. Diese Tendenz wird zweifelsohne durch die unsägliche Unterscheidung zwischen In- und Auslandsgermanistik begünstigt. Bei dieser Unterscheidung wird der vorzugsweise auch Binnengermanistik genannten Inlandsgermanistik die Bedeutung zugeschrieben, über die intimeren Kenntnisse, d.h. über die Eigenschaft einer Mutterdisziplin, zu verfügen, an deren Nabelschnur sich die nachgeborene oder Nachwuchs-Disziplin nährt. Das scheint für eine innige Beziehung zu sprechen, wodurch die Auslandsgermanistik aber de facto zu einer Germanistik zweiter Klasse degradiert wird. Mit dem ungebrochenen Fortwesen dieser Unterscheidung wird aber nicht nur eine Privilegierung der deutschsprachigen Germanistik aufrechterhalten, was schon problematisch genug ist, sie ist auch ein wesentlicher Grund dafür, warum sie geradezu hypochondrisch über ihre Krise spricht und die wirkliche Krise jenseits ihres nationalen Bezugsrahmens fast teilnahmslos verfolgt. Ungeachtet anderslautender Stimmen, ungeachtet des vollmundig formulierten Anspruchs, die Germanistik zu internationalisieren und sie in einen multilateralen Kontext zu stellen, wird in ihr und um sie herum immer noch nationalphilologisch gedacht. Englischsprachige Ausgaben der *DVJs* ändern ebenso wenig etwas daran wie international organisierte Tagungen mit 15 Teilnehmern aus 16 Ländern. Dass es umgekehrt, angesichts einer solchen Vereinseitigung, seit den 1980er Jahren, worauf Jürgen Fohrmann hingewiesen hat, zu Absetzbewegungen in der internationalen Germanistik als Antwort auf die deutsche Germanistik gekommen ist (dies gelte u.a. für die USA, aber auch für Indien oder Japan), muss daher nicht verwundern und soll in diesem Zusammenhang aus Gründen der argumentativen Ausbalancierung auch nicht unerwähnt bleiben (vgl. Fohrmann 2013: 6). Darin hat man jedenfalls einen weiteren Grund zu sehen, warum es »eher selten oder nicht zu einem globalen Bezugsrahmen des Fachs« komme (ebd.: 7). Fohrmann sieht daher die Krise nicht so sehr als eine des Faches und seiner Gegenstände, als vielmehr als Krise des Bezugsrahmens; und in der Tat ist es dieser Bezugsrahmen, über den gesprochen werden muss – allerdings nicht im Modus der Krise, sondern in Bezug auf seine konsequente Nichtbeachtung und Unterwanderung sowie auf die, wie ich finde, fatalen Konsequenzen in institutioneller Hinsicht.

Gemeint ist damit zum einen die Ebene der grenzüberschreitenden Kooperation. Auch in diesem Fall gibt es positive Beispiele, keine Frage, und je exzellenter die Hand ist, die ausgestreckt wird, desto freudiger nimmt man sie in Empfang. Aber Exzellenz ist ein Markenzeichen, mit dem sich nur die Happy Few schmücken können. Diejenigen, die nicht dazu gehören, leisten in der Regel zwar auch exzellente Arbeit, sie verfügen aber nicht über das Renommee, den Standortvorteil, das Geld oder was auch immer die Faktoren sein mögen, die die Reputation und damit die Bereitschaft für eine Zusammenarbeit oder zumindest für ein offenes Ohr begünstigen. So gehört ebenfalls zur bitteren Ironie, dass

sich, wie im ersten Heft der diesjährigen *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* ausdrücklich »mit Betroffenheit« zur Kenntnis genommen wurde, »die europäischen Germanistenverbände eine stärkere Unterstützung seitens der deutschsprachigen Länder« zwar wünschten, dass aber »wichtige Anreize zum Dialog über die Zukunft der Germanistik seitens der deutschsprachigen GermanistInnen nicht aufgegriffen worden seien« (Kennedy/Miedema 2017: 2). Und es grenzt vermutlich nicht an Kühnheit, wenn man davon ausgeht, dass Kolleginnen und Kollegen in den nichteuropäischen Germanistiken von ähnlichen Erfahrungen berichten können. Offensichtlich ist der Wunsch von Karl Robert Mandelkow, den er 2001 mit Blick auf die deutschsprachige Literaturwissenschaft formulierte, als er für sie das Deutungsmonopol der deutschen Literatur in Frage stellte und dazu aufforderte, es mit denen zu teilen, »die man oft noch immer diffamierend Auslandsgermanisten nennt« (Mandelkow 2001: 369), bis heute ein frommer Wunsch geblieben. Und nicht nur das: Über solche Fragen hinaus, die für das Fach von inhaltlichem Belang sind, geht mit der mangelnden Bereitschaft zum Gespräch auch die Nichtbeachtung der Probleme einher, mit denen die Kolleginnen und Kollegen vor Ort zu kämpfen haben. Der Wunsch nach einem Dialog wird ja am Ende durch die vermutlich nicht immer explizit geäußerte Hoffnung genährt, der zum Teil fortschreitenden Erosion in ihrem Fach durch die inlandsgermanistische Unterstützung entgegenwirken oder zumindest durch Fürsprache eine Stärkung der eigenen Position befördern zu können. Denn die Realität sieht doch so aus: Während man sich in Deutschland vor Studierenden der Germanistik in der Regel kaum retten kann, die Veranstaltungen fallweise aus allen Nähten platzen, der wissenschaftliche Nachwuchs in der Breite und Qualität ein Niveau erreicht hat wie niemals zuvor in der Geschichte des Faches und der publizistische Output neue Höhen erklimmt, gehen andernorts summa summarum (natürlich auch hier Ausnahmen eingerechnet) massiv die Studierendenzahlen zurück und werden ganze germanistische Abteilungen geschlossen. Im westlichen Nachbarland Frankreich verkümmert die Germanistik zu einem Orchideenfach (vgl. Kleie 2017), und im nördlichen Nachbarland Dänemark liegt die deutsche Sprache faktisch im Sterben (vgl. Colliander 2017). Wohl dem, der eine Krise hat und sie daran festmacht, dass nicht alle Germanistinnen und Germanisten so schreiben wie Richard David Precht.

Aber es ist nicht die Zeit für Ironie oder Sarkasmus. Die Lage ist ernst, sehr ernst sogar. Darüber kann auch die in vielen Ländern gestiegene Zahl an Deutschlernenden nicht hinwegtäuschen. Denn erstens sind Spracherwerb und akademische Fachkompetenz getrennt voneinander zu betrachten, und zweitens ist der Anstieg der Zahl ebenso wie seinerzeit die Nachfrage nach Spanisch ein konjunkturelles Phänomen und daher ohne strukturell nachhaltige Relevanz. In dem Moment, in dem Deutschland seine ökonomische Vormachtstellung einbüßen wird, in dem Moment wird, für diese Prognose bedarf es keines tiefen wirtschaftlichen Sachverständes, auch die Nachfrage nach Deutsch unausweichlich sinken. Diesen Ernst der Lage sieht die deutschsprachige Germanistik (und in abgewandelter Form auch ihre Kritikerinnen und Kritiker) im Großen und Ganzen nicht. Sie sieht ihn nicht aus Befangenheit, sie sieht ihn nicht, weil sie

Nabelschau betreibt, sie sieht ihn nicht, weil sie, wenn man an den Nachwuchs denkt, im aufreibenden Bewerbungswettbewerb den Fokus allein auf ihr Fortkommen richtet, oder weil sie sich einfach nicht dafür interessiert. In dieses Szenario fügen sich die Rede über die Krise ebenso wie die Legitimationsrituale zu ihrer Entgegnung ein. Dabei folgt die Rede von der Krise u.a. einer mehr oder weniger durchschaubaren Strategie der Legitimation und Besitzstandswahrung gegenüber Politik und Zivilgesellschaft, die das Angebot immer wieder strukturell in den Blick nehmen, um es zu sichern, zu korrigieren, auszubauen bzw. zu begrenzen und auch auf seine langfristige Wirksamkeit hin zu untersuchen. In diesen Zusammenhang möchte ich meine nachfolgenden Ausführungen stellen, um das Problem über die Germanistik hinaus auch für Aspekte zu öffnen, die sowohl von interkultureller Relevanz als auch für die Geisteswissenschaften und ihren Krisendiskurs von Belang sind.

3.

Bleiben wir zunächst noch einmal bei dem Bezugsrahmen, über den zu sprechen ich mir vorgenommen habe und dem ich mich nunmehr intensiver widmen möchte. Denn ich möchte mich gegen den möglichen Vorwurf wappnen, am Ende doch nur *sub specie* der Germanistik gesprochen zu haben. Sowenig ich meine Subjektivität hintergehen kann, sowenig kann ich zugegebenermaßen meine fachliche Herkunft verleugnen. Und das ist auch gar nicht mein Ziel. Aber als Germanist arbeite und argumentiere ich philologisch, nicht national – zumal als Lehrender an der Universität Luxemburg mit einem Schwerpunkt in Literatur und Interkulturalität. Vielleicht muss man nicht so weit gehen wie Nicolas Pethes, der unter Anspielung auf Bruno Latour verkündet hat, dass wir im Grunde nie Germanistinnen und Germanisten gewesen seien (vgl. Pethes 2013). Sicherlich aber waren wir es nie nur, erst recht nicht die Gründungsväter, die mit ihrer vergleichenden Perspektive eher einer Praxis nahestanden, wie sie in der Komparatistik gepflegt wird und die für Kolleginnen und Kollegen, die nicht an deutschsprachigen Universitäten arbeiten, heute häufig selbstverständlich ist. Dabei kann es nicht darum gehen, den Blick von den kulturellen Archiven und ihren nationalen Genesen gänzlich abzuwenden und, für die Literaturwissenschaft gesprochen, die deutschen, englischen, französischen, italienischen usw. Werke ausschließlich als literarische Belege allgemeiner Prinzipien von Wortkunst, Poetizität, Textualität, Intertextualität usw. zu verstehen (vgl. Fohrmann 2013: 10). Das wäre eine Verengung, an der gerade einer interkulturell ausgerichteten Germanistik nicht gelegen sein kann. Setzen wir aber voraus, dass es nicht nur *eine* Germanistik gibt und schon gar nicht von der Germanistik als deutscher Wissenschaft die Rede sein sollte, so kann es nicht gleichgültig lassen, was an anderen Orten mit ihr und jenseits von ihr passiert. Zumal dann nicht, wenn man mit Konrad Ehlichs Vorschlag einer Transnationalisierung der Philologien im Allgemeinen und der Germanistik im Speziellen sympathisiert (vgl. Ehlich 2013: 114) und in Erich Auerbachs Diktum, dass unsere philologische

Heimat nicht die Nation, sondern die Erde sei (vgl. Auerbach 1992: 96), eine bedeutende und immer noch nicht angemessen reflektierte Orientierungsgröße sieht. Es kann u.a. nicht gleichgültig lassen, worüber in den letzten *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* mit Blick auf die Forschungs- und Ausbildungsperspektiven in Europa Auskunft gegeben wurde (vgl. Miedema 2017) und wie im internationalen Handbuch *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*, in einem ungleich größeren, weil weltumspannenden Rahmen, die Bestandsaufnahme für *Deutsch an Schulen und Hochschulen in nichtdeutschsprachigen Ländern* ausgefallen ist (vgl. Krumm u.a. 2010). Es kann aber aus vergleichbaren Gründen auch nicht gleichgültig lassen, wie hochtourig inzwischen, vom Englischen und seinen Ablegern natürlich einmal abgesehen, der allgemeine Abbauprozess der Philologien insgesamt erfolgt. Dass die Wahrnehmung hierbei immer noch nationalen Erwägungen ausgesetzt ist, bezeugt der weithin vernehmbare Aufschrei, mit dem man hierzulande auf die Eindampfung des Deutschunterrichts an französischen Schulen reagierte, während beispielsweise die gleichzeitige Schließung der Romanistik an der Universität Aachen, in unmittelbarer Nachbarschaft also zu Wallonien, bis auf regionale Proteste und den Widerstand der Betroffenen vergleichsweise geräuschlos vonstattenging. Und während die italienische Germanistik händeringend (wenn auch mit großem Engagement) u.a. deswegen nach gleichgesinnten Partnern im Mittelmeerraum sucht, weil die Dozierendenstellen in dem Fach und in entsprechender Weise auch die Mittelzuweisungen signifikant rückläufig sind, sind in Deutschland die ohnehin knapp bemessenen Lehrstühle und Stellen in der Italianistik nach und nach gestrichen worden bzw. nach wie vor von Streichungen bedroht. Man stelle sich vor, die Philologien würden allmählich abgeschafft werden und keine/r bekäme es mit?

Aber daran ist ja, wie suggeriert wird, nicht zu denken. Der deutschen Germanistik geht es ausgesprochen gut, und in der französischen bzw. kanadischen Galloromanistik sowie in der portugiesischen bzw. brasilianischen Lusitanistik dürfte es ähnlich sein. Fragt sich nur, wie lange noch. Offensichtlich lange genug, um davon auszugehen, dass der aktuelle Schnupfen, wie es in dem Rundfunkbeitrag *Steckt die Germanistik in der Krise?* (O.A. 2017) ausdrücklich heißt, durch Sinnerzeugung, Begeisterung und einen Dialog mit der spezialisierten Öffentlichkeit relativ rasch kuriert werden könne. Wer in rehabilitationsmedizinischen Zyklen denkt, erhofft sich durch eine größere fachliche Beweglichkeit, durch die Annäherung der Teilfächer, durch die Einhegung der massiven Ausdifferenzierung oder durch die Schrumpfung des Faches eine nachhaltigere Rekonvaleszenz des Patienten. Wenn da nur nicht die Studierenden wären, deren Schwächen man nicht verschweigen dürfe, auf deren Ausbildung und Sozialisation man sich allerdings einstellen müsse. Kaum ein Wort drüber, welche bildungspolitischen und ökonomischen Voraussetzungen zur Erzeugung dieser Schwächen beigetragen haben, wie man willfährig universitätsfremde bzw. unerprobte Ansätze übernommen hat, ohne sie noch weiter zur Diskussion zu stellen, und wie man durch Strukturen, in denen man arbeitet bzw. die man bedient, an der Perpetuierung dieser Schwächen mitgewirkt hat und auch in Zukunft weiterhin mitwirken wird. Was sich auf diese Weise einstellt, ist ein doppeltes

Dilemma: Erstens redet man, wenn man über die Krise der Germanistik redet, durchweg über solche Dinge hinweg, die von fachlicher und politischer Brisanz sind, und zweitens werden Argumentationsmuster bemüht, die durch ihre gleichsam gebetsmühlenartige Wiederholung die Krise einerseits trivialisieren, mit denen sie aber andererseits, wie bei einem Ritual, förmlich internalisiert wird. Dadurch kommt es, wie es Elisabeth von Erdmann in Bezug auf die nicht minder heftig geführte Diskussion um die Krise der Geisteswissenschaften formuliert hat, dazu, dass man die Funktionalisierung und den Selbstbestimmungsverlust der geisteswissenschaftlichen Diskurse akzeptiere und aufgedrängte Vorstellungen übernehme, wobei man auf diese Weise hoffe, den Geisteswissenschaften wieder einen Platz in der Gesellschaft zu verschaffen, ohne freilich zu sehen, dass das bei den vorgegebenen Werten nur ein nachgeordneter Platz sein könne (vgl. Erdmann 2007: 184). Die andere Seite des Krisendiskurses ist – und das gilt sowohl für die Geisteswissenschaften im Allgemeinen als auch für die Germanistik im Besonderen –, dass man solchermassen in eine Tretmühle der Rechtfertigung gerät und dabei regelmäßig Allgemeinplätze wie die von Interdisziplinarität, Internationalität, Dynamik und Vielfalt abrufte (vgl. Lamping 2015: XXIX) oder (infolge der ›systematischen Kränkung‹, um mit Jochen Hörisch [vgl. 2007] zu sprechen) sich dazu gedrängt fühlt, Fragen nach dem Nutzen und den Leistungen des Faches bzw. der Wissenschaften zu beantworten, die man selbst nicht gestellt hat. Und weil man fallweise meint, diesen Fragen, die man nicht gestellt hat, nicht gewachsen zu sein oder man ihrer Beantwortung ein größeres Gewicht, mehr Beachtung und Bedeutung beimessen möchte, wendet man sich an ausgewiesene Expertinnen und Experten oder Koryphäen mit einem bestimmten Ruf, an solche Leute, die es schon immer besser als andere wussten und daher immer wieder konsultiert werden und die sich, nebenbei bemerkt, auch gerne konsultieren lassen oder unaufgefordert selbst zu Wort melden; solche Leute, die man in Insider-Kreisen mitunter ›big shots‹ nennt, weil ihnen das Vermögen zugesprochen wird, zu treffen bzw. treffender als andere zu formulieren. Ob zum Nutzen und Wohlergehen der jeweiligen Disziplin oder Wissenschaft, das will ich erst einmal nicht beurteilen. Jedenfalls ist dieses Vorgehen Bestandteil eines inzwischen eingeschliffenen Vorgehens, über das sich – ablesbar an den entsprechenden Wortmeldungen in wissenschaftlichen Organen, Tagungs- und Sammelbänden sowie Artikeln und Interviews in den Medien – Deutungsmonopole herausbilden, die den Reaktionsmodus auf Krisenanwürfe und Legitimationszwänge prägen. Man könnte natürlich sagen, dass gegen solche Beiträge, die ein gewisses Engagement und Interesse an der Fach- und Wissenschaftsentwicklung bezeugen, erst einmal nichts einzuwenden sei, und ihr Wert soll hier pauschal auch gar nicht in Abrede gestellt werden. Aber wenn sie die Ursache-Wirkung-Logik nicht durchbrechen, mit der für die Krise diejenigen zur Verantwortung gezogen werden, die sie cum grano salis nicht ausgelöst haben, und wenn auf die Legitimationszwänge nicht mit intellektueller Distanz, sondern gleichsam mit deren Verinnerlichung reagiert wird, indem man sie fast widerstandslos zur eigenen Sache macht, dann ist Einspruch geboten. Und dieser Einspruch ist allgemeiner wie

grundsätzlicher Art: Der Einspruch richtet sich, bezogen auf die Geisteswissenschaften, gegen die Einrede einer Krankheit und deren Hypochondrie. Die Patientin liegt weder im Sterben, noch sollte man Anstalten treffen, sie in Würde abtreten zu lassen (vgl. dagegen Gumbrecht 2013). *Schluss mit nutzlos* hat es vor zehn Jahren Harald Welzer (2007) sowohl im energischen Widerspruch zu den geisteswissenschaftlichen Totengräberinnen und Totengräbern als auch in Abgrenzung zu einem Wort von Joachim Ritter formuliert, für den das Nutzlose der Geisteswissenschaften zu ihrer intrinsischen Qualität gehört hatte (vgl. Ritter 1961). Ich möchte Ritters Auffassung nicht wiederbeleben, aber danach fragen, auch wenn es auf den ersten Blick banal klingen mag, ob eine Wissenschaft, die den Menschen, seine Leistungen und Irrwege, ins Zentrum der Auseinandersetzung stellt, tatsächlich einer Legitimation bedarf? Und wenn es ihrer bedarf, wäre danach zu fragen, wer ein Interesse daran haben bzw. es wünschen könnte, dass es zu ihrer Delegitimierung kommen möge? Man sollte vielleicht einmal ein Experiment wagen, für das sich Hartmut Böhme (vgl. 2002) ausgesprochen hat, als er für einen Generalstreik der Geisteswissenschaften plädierte, und zwar gerade deshalb, weil »mit einem Schlag die kommunikativ-symbolische Reproduktion der Gesellschaft kollabieren« würde und unmittelbar nachvollziehbar und fühlbar wäre, bis in welche Bereiche und Verästelungen hinein wir unter ihrem Einfluss stehen. Aber für die Initiierung eines solchen Experiments müsste es zu einer Solidarisierung kommen, für die es aktuell leider kaum Anzeichen gibt. Zumindest lehrt der Blick auf die Germanistik, dass Anstalten dieser Art eher nicht ins Kalkül gezogen werden. Stattdessen lässt man sich in der deutschen Germanistik Krisen einreden, die keine sind, und verliert Krisen und sogar Notsituationen aus den Augen, von denen auch sie, vielleicht früher, als ihr lieb ist, betroffen sein könnte. Erst kürzlich, angesichts der aktuellen Krisen-Diskussion, wurde vorgeschlagen, die Geschichte der Germanistik-Schelte zu einem Thema für eine germanistische Abschlussarbeit zu machen (vgl. Anz 2017). Das dürfte in der Tat eine lohnende Arbeit sein, um einerseits die in dem Argumentations-Pingpong liegende Monotonie des Diskurses zu entlarven und um andererseits mit den Mitteln, die den Philologen u.a. zu Gebote stehen, die mit dem Krisengerede einhergehenden Strategien und die den Legitimationsritualen immanenten Argumentationsmuster aufzudecken. Das wäre ein Beitrag zur fachlichen Selbstaufklärung, wie man sie von uns fordert, und es wäre ein Beitrag zur gesellschaftlichen Selbstaufklärung, weswegen man die Geisteswissenschaften mitunter fürchtet. Bis dahin (wenn das Projekt inzwischen nicht schon in Angriff genommen worden ist) gibt es entweder die Möglichkeit abzuwarten, bis die nächste Krisen-Rakete gezündet wird, um mich dann, weil urplötzlich die Diskussion eine ganz andere Wendung genommen hat, ggf. eines Besseren zu belehren; oder es gibt die Möglichkeit, mehr Aufmerksamkeit zu entwickeln und dem Beispiel Stéphane Hessel (vgl. 2011) zu folgen und sich zu empören: Aufmerksamkeit u.a. in Bezug auf die unschätzbaren Leistungen der Kolleginnen und Kollegen, die an nichtdeutschsprachigen Universitäten arbeiten, und auf ihre zum Teil prekären Verhältnisse, unter denen sie tätig sind; und Empörung über die Leichtfertigkeit, mit der man den

nichtnationalen Philologien sukzessive den Garau zu machen sucht. Vielleicht ist es an der Zeit, für ein philologisches Manifest zu werben, zumindest aber mehr Solidarität einzufordern, statt die Meinungsführerschaft weiterhin in den Händen einiger weniger zu wünschen.

LITERATUR

- Anz, Thomas (2017): Luther, der Papst und andere Religionsgeschichten. Zur Februar-Ausgabe 2017 von literaturkritik.de – mit Anmerkungen zur jüngsten Germanistik-Schelte im »Spiegel«. In: literaturkritik.de 19, Nr. 2; online unter: https://literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=22997 [Stand: 1.9.2019].
- Arnold, Heinz Ludwig (1971): Das Fach in Dauerkrise. Drei Bücher zum Deutschunterricht. In: Die Zeit v. 23. April 1971.
- Auerbach, Erich (1992): Philologie der Weltliteratur. Frankfurt a.M.
- Berndt, Frauke (2017): Hier wird an der Zukunft gearbeitet. In: Neue Zürcher Zeitung v. 14. Februar 2017; online unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/germanistik-hier-wird-an-der-zukunft-gearbeitet-id.145207> [Stand: 1.9.2019].
- Bleumer, Hartmut u.a. (2013): Kein Schlusswort. In: LiLi 43, H. 172 (= Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi), S. 193-195.
- Böhme, Hartmut (2002): Der Mensch als technisch-kulturelles Projekt. Wie die Geisteswissenschaften wieder sichtbar werden können. In: Neue Zürcher Zeitung v. 6./7. Juli 2002.
- Colliander, Peter (2017): »Musik ohne Noten und Goethe ohne Deutsch«. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 64, H. 1 (= Themenheft Germanistik in Europa: Forschungs- und Ausbildungsperspektiven. Hg. von Nine Miedema), S. 22-25.
- Der Spiegel (Hg.; 2017): Hausmitteilung. In: Der Spiegel v. 6. Februar 2017; online unter: <https://magazin.spiegel.de/SP/2017/6/149411772/index.html> [Stand: 1.9.2019].
- Doerry, Martin (2017): »Schiller war Komponist«. In: Der Spiegel v. 6. Februar 2017; online unter: <http://www.spiegel.de/spiegel/germanistik-studium-wo-die-chancen-fuer-germanistik-studenten-liegen-a-1133069.html> [Stand: 1.9.2019], hier unter dem Titel: Wer war Goethe? Keine Ahnung, irgendso'n Toter.
- Drügh, Heinz/Komfort-Hein, Susanne/Koschorke, Albrecht (2017): Wir Todgeweihten grüßen euch! In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 9. Februar 2017.
- Dyck, Joachim (1987): Methodenrausch im Vakuum. Die Dauerkrise in der Germanistik. In: Die Zeit v. 16. Oktober 1987.
- Ehlich, Konrad (2013): Germanistische Pirouetten. In: LiLi 43, H. 172 (= Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi), S. 111-115.
- Erdmann, Elisabeth von (2007): Imagination und Reflexion. Zur Gefangenschaft der Geisteswissenschaften im Nutzen- und Leistungsdenken. In: Jörg-Dieter Gauger/Günther Rüther (Hg.): Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007. Freiburg i.Br., S. 180-191.

- Fohrmann, Jürgen (2013): Weltgesellschaft und Nationalliteratur (am Beispiel der Germanistik). In: Internationales Colloquium »Nach der Theorie, jenseits von Bologna, am Ende der Exzellenz? Perspektiven der Germanistik im 21. Jahrhundert« (Schloss Herrenhausen, Hannover, 4.-6. April 2013). Onlinepublikation der Diskussionen und Ergebnisse; online unter: http://www.perspektiven-der-germanistik.de/files/Vortrag_Juergen_Fohrmann.pdf [Stand 1.9.2019].
- Geulen, Eva (2017): Für die Einzelsprachlichkeit der Literatur. Nebenbemerkung zum jüngsten Streit um die Germanistik. In: ZfL Blog v. 17. Februar 2017; online unter: <http://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2017/02/17/eva-geulen-fuer-die-einzelsprachlichkeit-der-literatur-nebenbemerkung-zum-juengsten-streit-um-die-germanistik/> [Stand: 1.9.2019].
- Glück, Helmut (2017): Deutschlehrer dringend gesucht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 18. Februar 2017.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2013): Ein freundliches Ende der Geisteswissenschaften? In: FAZ.net, Blogs, Digital/Pausen v. 4. Oktober 2013; online unter: <http://blogs.faz.net/digital/2013/10/04/freundliches-ende-geisteswissenschaften-379/> [Stand: 1.9.2019].
- Heimböckel, Dieter (2015): Im Grenzgang. Für eine Germanistik als Schwellenkunde. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 6, H. 1, S. 151-161 (Wiederveröffentlichung in: Bollettino dell'Associazione italiana di germanistica 8, S. 17-24; online unter: http://www.associazioneitalianagermanistica.it/index.php?option=com_content&view=article&id=96&Itemid=387 [Stand: 1.9.2019]).
- Heise-von der Lippe, Anya/West-Pavlov, Russel (Hg.; 2018): Literaturwissenschaften in der Krise. Zur Rolle und Relevanz literarischer Praktiken in globalen Krisenzeiten. Tübingen.
- Hessel, Stéphane (2011): Empört Euch! Aus dem Franz. v. Michael Kogon. Berlin.
- Hörisch, Jochen (2007): Geister, die man ruft. In glänzender und elender Verfassung zugleich: Überlegungen zum Jahr der Geisteswissenschaften. In: Frankfurter Rundschau v. 10. Februar 2007.
- Kastberger, Klaus (2017): Schluss mit dem Totentanz-Geraune. In: Die Zeit v. 13. Februar 2017; online unter: <http://www.zeit.de/kultur/literatur/2017-02/germanistik-literatur-deutsche-sprache-krise> [Stand: 1.9.2019].
- Kauffmann, Kai (2017): Reden wir über Deutschlehrer. Wie retten wir die deutsche Sprache für die Schule? Die jüngst beschworene Krise der Germanistik ist eine Krise der Lehrerbildung. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 20. Juni 2017.
- Kennedy, Beate/Miedema, Nine (2017): Einleitung. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 64, H. 1 (= Themenheft Germanistik in Europa: Forschungs- und Ausbildungsperspektiven. Hg. von Nine Miedema), S. 1-5.
- Kleie, Stefan (2017): Germanistik im Abwärtstrend. Die Germanistik ist in Frankreich auf dem Weg zum Orchideenfach. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 12. Juli 2017.
- Kontje, Todd (2011): Eulen nach Athen? Impulse der »Auslandsgermanistik« in einer deutschen Wissenschaft. In: Alexander Honold (Hg.): Ost-westliche Kulturtransfers. Orient – Amerika. Bielefeld, S. 31-49.

- Koschorke, Albrecht/ Fecke, Britta: Zukunft der Germanistik. »Präsenz von Germanisten im öffentlichen Raum ist groß«. Albrecht Koschorke im Gespräch mit Britta Fecke. In: Deutschlandfunk, Kultur heute v. 9. Februar 2017; online unter: http://www.deutschlandfunk.de/zukunft-der-germanistik-praesenz-von-germanisten-im.691.de.html?dram:article_id=378560 [Stand: 1.9.2019].
- Krumm, Hans-Jürgen u.a. (Hg.; 2010): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Bd. 2. Berlin/ New York.
- Lamping, Dieter (2015): Zur Lage der Geisteswissenschaften. Einleitung. In: Ders. (Hg.): Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer. Stuttgart, S. XI-XXIX.
- Leonhardt, Rudolf Walter (1985): Trübes Bild im schönen Rahmen. Vielleicht kann eine Schwerpunktverlagerung nach Ostasien die Germanistik retten. In: Die Zeit v. 6. September 1985.
- Lorenz, Matthias N. (2018): Literaturwissenschaften in der Krise. In: Anya Heise-von der Lippe/ Russell West-Pavlov (Hg.): Literaturwissenschaften in der Krise. Zur Rolle und Relevanz literarischer Praktiken in globalen Krisenzeiten. Tübingen, S. 275-289.
- Mandelkow, Karl Robert (2001): Germanistik – eine ungenaue Wissenschaft. Zeitgemäße Betrachtungen anlässlich der 150jährigen Wiederkehr der »Ersten Germanistenversammlung in Frankfurt am Main«. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur Klassik- und Romantikkrezeption in Deutschland. Frankfurt a.M. u.a., S. 363-369.
- Martus, Steffen (2017): Der eierlegende Wollmilchgermanist wird dringend gesucht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 8. Februar 2017.
- Matuschek, Stefan (2015): Welche Krise? Allgemeine, spezifische und Verständigungs-Probleme der Literaturwissenschaft. In: DVjs 89, H. 4 (= Zur Lage der Literaturwissenschaft. Aktuelle Bestandsaufnahmen und Perspektiven. Sonderheft), S. 494-504.
- Miedema, Nine (Hg.; 2017): Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 64, H. 1 (= Themenheft Germanistik in Europa: Forschungs- und Ausbildungsperspektiven).
- Niewel, Gianna (2017): Die Germanistik muss raus aus der Misere. Verschurbelt, unbedeutend, zu viele Studenten – die Germanistik kaut an immer denselben Vorwürfen. In: Süddeutsche Zeitung v. 18. September 2017; online unter: <https://www.sueddeutsche.de/bildung/germanistik-raus-aus-der-misere-1.3667721> [Stand: 1.9.2019].
- O.A. (2017): Steckt die Germanistik in der Krise? In: SWR2 Forum v. 20. März 2017; online unter: <https://www.swrmediathek.de/player.htm?show=fbaece0-0d6f-11e7-9102-005056a12b4c> [Stand: 1.9.2019].
- Oellers, Norbert (1987): Das Elend des Krisengeredes. Die gegenwärtige Kritik an der Germanistik erkennt die Aufgabe der Literaturwissenschaft. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 4. März 1987.
- Pethes, Nicolas (2013): Catastrophic turns: Wir sind nie Germanisten gewesen. In: LiLi 43, H. 172 (= Turn, Turn, Turn? Oder: Braucht die Germanistik eine germanistische Wende? Eine Rundfrage zum Jubiläum der LiLi), S. 44-47.

- Ritter, Joachim (1961): Aristoteles und die theoretischen Wissenschaften. In: Jörg-Dieter Gauger/ Günther Rüther (Hg.; 2007): Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007. Freiburg i.Br., S. 524-528.
- Welzer, Harald (2007): Schluss mit nutzlos! Die Geisteswissenschaften werden gebraucht, um die Welt neu zu denken. Doch dafür müssen sie mutiger werden. In: Die Zeit v. 25. Januar 2007.
- ZfL (Hg.): Germanistik in der Kontroverse. In: ZfL Blog v. 1. März 2017; online unter: <http://www.zflprojekte.de/zfl-blog/2017/03/01/germanistik-in-der-kontroverse/> [Stand: 1.9.2019].

Zwischen Leben und Tod

Jenseitsvorstellungen und Diesseitskonzepte als Poetik des Übergangs in der deutschen Literatur des Mittelalters

HEINZ SIEBURG

Abstract

Death is an existential, and today, often repressed topic. In virtually all cultures and times, the question of the finality of death has been raised. It is often described as a transitional phenomenon, as a threshold to a second, otherworldly life, especially in religious terms. In medieval literature, too – and especially under Christian auspices – dying and death are often thematised and poetically staged. This article aims to elaborate on this thematics through using the juxtaposition of German and French heroic epics as an example and with a focus on so-called journeys to the beyond.

Title: Between Life and Death. Ideas of the Afterlife and Concepts of the Here and Now as Poetics of Transition in German Literature of the Middle Ages

Keywords: death as a transitional phenomenon; death in medieval literature; the Middle Ages; *Nibelungenlied*, *Rolandslied*, *Tnugdalu*

1.

Den Tod zum Thema zu machen, grenzt an eine Zumutung, rührt an ein Tabu. Aber dieses Tabu resultiert nicht etwa aus der Belanglosigkeit des Todes oder aus Todesverachtung, sondern ist wohl eher Resultat von Verdrängung. Fast könnte man meinen, die Verdrängung des Todes entspringe einem im Kern magischen Denken, wie man es im Mittelalter noch allenthalben antrifft. Hinter der für die Gegenwart typischen Haltung, den Tod zu ignorieren, stünde dann die Absicht, ihn zu bannen. Das funktioniert aber leider – wie wir alle wissen – natürlich nicht.

Aus biologischer, auch aus medizinischer Sicht ist der Tod eher eine Banalität. Jeder Organismus ist auf sein Ende hin vorprogrammiert. Vitalfunktionen erlöschen nach einer abgegrenzten Lebenszeit, entweder durch Prozesse des Alterns, durch Krankheit oder sonstige Einwirkungen. Aber dieses objektive, nüchterne Sprechen über den Tod erfasst ihn nur sehr unzureichend. Der Tod ist daneben eben immer auch ein subjektives, emotionales und zugleich mysteriöses Phänomen. Zur Rätselhaftigkeit des Todes gehört etwa, dass er der eigenen Erfahrung entzogen ist und damit eine äußerst unbefriedigende »epistemische Leerstelle« (Albert 2014: 4), eine Erkenntnislücke, hinterlässt. Der eigene

Tod ist aufgrund der Irreversibilität des Ereignisses nicht als Erfahrungswissen handhabbar oder kommunizierbar. Oder vielleicht doch?

Für die aktuelle Diskussion lohnt ein Seitenblick auf die Bestseller des amerikanischen Arztes Raymond A. Moody (vgl. 2011a; 2011b). Die moderne Medizin macht es zunehmend möglich, klinisch Tote durch wirkungsvolle Reanimationsmaßnahmen wiederzubeleben. Die Berichte von Menschen, die die Schwelle zwischen Leben und Tod überschritten hatten, aber ins Leben zurückkehrten, bieten (vermeintlich) einen Blick hinter den Vorhang: Oft sind es durchaus tröstliche Berichte, die wir auf diesem Weg vom Sterben als Übergangsphänomen erhalten. Zum Standardnarrativ gehört, dass der eigene, tote Körper oder auch die Bemühungen der Ärzte von einem erhöhten Punkt aus betrachtet werden. Diesem ›Ausleibigkeitserlebnis‹ folgt meist die Durchquerung eines langen schwarzen Tunnels, hinter dem sich die Erscheinung eines hellen, wärmenden und als personal empfundenen Lichts einstellt, verbunden mit dem Gefühl des Aufgehobenseins, der Geborgenheit und des Friedens. Derartige Berichte korrespondieren auffällig mit einem in seiner Zeit ikonografisch außergewöhnlichen Gemälde des niederländischen Malers Hieronymus Bosch (um 1450-1516): *Der Aufstieg in das himmlische Paradies* (Venedig, Dogen-Palast).

Gezeigt wird die Seelenreise der Verstorbenen in die andere Welt. Engel in reichen Gewändern geleiten nackte Gestalten, die Seelen, aus der irdischen in die jenseitige Welt – hindurch durch ein amorphes Dunkel in einen Tunnel, der vom jenseitigen Ende her von gleißendem Licht durchflutet ist, welches die Gottesgegenwart andeutet. Zum Ausdruck gebracht wird ein ruhig-harmonischer Vorgang schwebender Aufwärtsbewegung in Richtung einer anderen, glücksverheißenden Dimension.

Natürlich bieten Nahtodberichte keine harten empirischen Evidenzen für die Existenz eines realen, d.h. nicht nur imaginierten oder halluzinierten, Jenseits, aber immerhin wird auch hierin die Vorstellung des Todes als Durchgangsstadium manifest – eine Vorstellung, die sich im Mittelalter, abseits oder wenigstens am Rande christlicher Deutungsmuster, etwa auch im verbreiteten Volksglauben an Wiedergänger, also Untote, die die Lebenden als Gespenstererscheinungen heimsuchen, zeigen lässt. Auch die Praxis der Bahrprobe¹ rekuriert auf Vorstellungen eines ›lebendigen Leichnams‹. Derlei Beispiele ließen sich vermehren. Gerade weil der Tod ein so einschneidendes, nach Erklärung und Bewältigung verlangendes Phänomen ist, kommt ihm kulturhistorisch eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Pointiert ließe sich sogar behaupten, Triebfeder und Sinn von Philosophie und Religion sei, den Tod erfassbar zu machen, ihm einen tieferen Sinn zu verleihen und in eine als nachvollziehbar vorgestellte Ordnung der Welt zu integrieren. Damit verbunden ist oft der Effekt, durch einen geistig-geistlichen Überbau die Unausweichlichkeit des Todes als weniger endgültig erscheinen zu lassen und sein Bedrohungspotential, zumindest aber die damit

1 | Gemeint ist die Vorstellung, die Wunden eines (ermordeten) Toten würden in der Nähe seines Mörders wieder zu bluten beginnen und diesen somit überführen (vgl. Dinzelsbacher 2006).

oft als beunruhigend empfundene Ungewissheit abzumildern, indem nämlich der Gegensatz zwischen Leben und Tod bis zu einem gewissen Grad aufgehoben wird. Der Tod wird so zu einem Übergangsphänomen.

*Abbildung 1: Hieronymus Bosch:
Der Aufstieg in das himmlische Paradies
(Dinzelbacher 2002: 107).*



2.

Zur Einordnung des Todes in ein normatives Bezugssystem spielt auch die Literatur eine bedeutende Rolle. Gerade hier gilt, dass literarische Texte »nicht nur als Objekte von Interpretationen, sondern ihrerseits als kollektive Deutungsinstanzen [anzusehen sind,] insofern sie handlungsorientierende und gefühlsmodellierende ›Konzepte‹ ausbilden« (Bachmann-Medick 2003: 90). Literatur ist hier sinnstiftend, weil sie eine Möglichkeit der Auseinandersetzung, Verarbeitung und unter Umständen auch Bewältigung des Todes bietet. Sie eröffnet demnach einen Raum, der Orientierung und verlässliche Deutung verspricht: »Dieser Raum ist ein Simulationsraum, in dem das, was real nicht erfahrbar ist, in einer Als-Ob-Wirklichkeit dargestellt und ›miterlebt‹ werden kann« (Albert 2014: 5). Aufschlussreich ist mit Blick auf das Mittelalter und weite Teile seiner Literatur zudem die Beobachtung Ariès':

Die Bedeutung dieser Literatur und dieser Epoche liegt darin, daß sie mit aller Deutlichkeit, in leicht zugänglichen Texten, eine charakteristische Einstellung zum Tode zu erkennen gibt; die Einstellung einer sehr alten und dauerhaften Zivilisation, die bis in die Vorzeit zurückreicht und sich in ihren letzten Ausläufern bis heute erstreckt. (Ariès 2015: 13)

Im gegebenen Kontext ist nicht der Tod als solcher interessant, sondern sein Eingebundensein in Vorstellungen des Übergangs, der Transgression – und natürlich die Frage der literarischen Inszenierung.

Zunächst zur Frage des Todes als Übergangsereignis: Dass der Tod nicht endgültiger Schlusspunkt ist, gehört zum vermittelten Wissen in unterschiedlichen Religionen, so auch zum Christentum, das für das europäische Mittelalter als primärer Kulturträger und für die hier entstandene Literatur als maßgebliche Instanz anzusehen ist. Das Jenseits ist hier eine unverzichtbare Glaubens Tatsache. Unter christlichem Vorzeichen verschwimmen die Grenzen zwischen Leben und Tod, denn nach dem Tod beginnt das ewige Leben, das für den Sünder jedoch als ewig andauernder qualvoller zweiter Tod, als Seelentod ausgemalt wird. Aus christlich-religiöser Sicht wurde der Tod als Resultat der Ursünde Adams und Evas beschrieben. Demgegenüber steht Jesus Christus nach christlichem Verständnis als derjenige, der durch seinen Opfertod und seine Auferstehung als Todesüberwinder und Menschheitserlöser wirkt und das ewige Leben nach dem Tod garantiert. Leben und Tod erfahren im Glauben eine geradezu paradox anmutende Verschmelzung, die sich etwa ausdrückt im Jesuswort: »Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben.« (Die Bibel 1980: Joh 11,25f.) Der Tod wird also zum Leben, ebenso wie das Leben durch den Tod bestimmt wird. Leben gerät unter diesem Vorzeichen zum permanenten *Memento mori*, der Ausrichtung der Lebensführung auf die Belohnungs- oder

Bestrafungsszenarien in Himmel oder Hölle. Leben und Tod durchdringen sich in geradezu dialektischer Weise wechselseitig.

Während der Tod in der Moderne vielfach »ausgebürgert, privatisiert und verdrängt« (Albert 2014: 32), in Krankenhäuser und Hospize ausgelagert ist, ist er im Mittelalter allgegenwärtig und zudem öffentlich. Zu konstatieren ist eine allgemeine Vertrautheit mit dem Sterben, wozu nicht zuletzt die enorme Kindersterblichkeit, Hungersnöte, Epidemien, kriegerische Konflikte, aber auch das normalerweise öffentliche Sterben, nicht nur im Kreis der Familie, sowie ein streng geregeltes Sterbevorbereitungs- und Trauermanagement beitrugen (vgl. Haas 1989: 50-71). Das Sterben im Mittelalter verläuft idealerweise streng geplant und gut geordnet – und immer ist es eingebunden in einen komplexen, auf ein Jenseits ausgerichteten Begründungszusammenhang: »Der Tod kann besonders im Mittelalter nie als ontologisch unabhängig verstanden und dargestellt werden, denn jede Erwähnung, und sei sie noch so unbefangen, bezieht das Sterben und den Tod in ein komplexes System von sozialen und transzendenten Beziehungen ein.« (Scholz Williams 1983: 135)²

3.

Wenn es nun konkret um die literarische Seite des Themas geht, ist zunächst (nochmals) zu betonen, dass Literatur als Produkt, Teil und Trägermedium von Kultur das Thema Tod reflektiert und das damit verbundene kulturelle Wissen reproduziert oder auch erst etabliert; und das auf mannigfaltigste Weise. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass eine Abgrenzung zwischen Sachliteratur und belletristischer Literatur für das Mittelalter noch kaum vertretbar ist. Literatur hatte immer auch eine Gebrauchsfunktion, und sei es, Exempelfiguren zu konstruieren, die den Rezipienten als sinnhafte Muster der eigenen Lebensführung, aber auch der Todesbewältigung dienen konnten. Die spezifisch poetische Ausgestaltung der Todesthematik korrespondiert natürlich mit der jeweiligen literarischen Gattung. Beispielhaft soll das im Folgenden mit Bezug auf zwei Textsorten skizziert werden, nämlich der Heldenepik auf der einen und der Visionsliteratur bzw. den Jenseitsreisen auf der anderen Seite.

3.1

Die Gattung Heldenepik ist geprägt durch eine realhistorische Fundierung (das *heroic age*). Für die deutsche bzw. germanische Heldenepik ist dies die vorchristliche Völkerwanderungszeit (4.-6. Jahrhundert), für das französische Pendant die Zeit Karls des Großen (um 800). Hauptvertreter der deutschen Heldenepik ist das *Nibelungenlied*, ein um 1200 in Strophen verfasstes Epos, dem eine mündlich überlieferte Stofftradition zugrunde liegt. Christliche Versatzstücke sind hier vom Autor zwar integriert, wirken aber wie Fremdkörper in einem

2 | Vgl. hierzu auch Ohler 1990.

ansonsten noch stark heidnisch-archaisch geprägten Gesamttext. Was oben über die christlich motivierte Durchdringung von Leben und Tod im Mittelalter gesagt wurde, ist hier ein Stück weit zu relativieren: Heldendichtung verhandelt die Größen Leben und Tod noch sehr viel stärker antithetisch. Leben ist hier eben zunächst diejenige Existenzform, die mit dem Tod endet. Typisch für die Heldenepik ist aber eine fatale Ausrichtung auf den Untergang und damit auf den Tod hin. Der Tod im Kampf ist die eigentliche Erfüllung des Lebens: »Er ist Dreh- und Angelpunkt des Heldentums.« (Albert 2014: 36) Was die Helden seelisch bewegt und ihnen die Bitterkeit des Todes nimmt, ist ihr Wille, durch Kampf Ruhm zu erlangen. In einem gewissen Sinne ist so ein ›Weiterleben‹ des Helden möglich durch die ›Memoria‹, die rühmende Erinnerung in den von Generation zu Generation tradierten Erzählungen und Liedern der Nachgeborenen, »denn«, so schreibt Wilhelm Grönbech (2002: 323), »der Nachruhm war ein wirkliches Leben, ein Leben in dem fortgeführten Heil und der Ehre der Verwandten.« Dieser Nachruhm ist Bedingung der Unsterblichkeit des Helden. Daraus ergibt sich eine Todesfatalität, deren sich der Held bewusst ist, die er annimmt, aber nicht als duldende Unterwerfung, sondern als offensive Strategie der abwehrenden Herbeiführung. Der Held verzweifelt nicht an seinem Schicksal, sondern tritt ihm verachtend entgegen, wohl wissend, dass er ihm trotz aller Gegenwehr nicht entinnen kann. Die Perspektive auf die vorbestimmte Katastrophe wird in der Dichtung durch eine frequente Abfolge von negativen Vorausdeutungen gewährleistet; etwa im *Nibelungenlied* mit Verweis auf die tödliche ›Funktion‹ Kriemhilds schon in der zweiten Strophe: *darumbe muosen degene vil verliesen den lib*.³

Exemplifizieren lässt sich diese schicksalhafte Todesgerichtetheit an der Hagen-Figur. Hagen, der Siegfried-Mörder, misstraut der verräterischen Einladung Kriemhilds an den Hof ihres zweiten Ehemanns, Attila. Aber er kann den Zug der Nibelungen nach Ungarn nicht verhindern. Die daraufhin einsetzende Reise in den Untergang wird poetisch gestaltet durch eine netzartige Verknüpfung handlungsbestimmender Elemente: Dies sind die weissagenden Meerfrauen aus der Anderwelt, die Hagen den Untergang des gesamten Heeres prophezeien. Nur der Kaplan, so erfährt er, werde überleben. Dem mantischen Element folgt die Erprobung der Weissagung durch den vergeblichen Versuch Hagens, den Kaplan bei der Donauüberquerung zu ertränken. Als Hagen das Todesschicksal so bestätigt findet, reagiert er darauf offensiv, indem er das Schiff zerstört und damit die Möglichkeit zur Rückkehr. Die daraus resultierende ›Todesmechanik‹ setzt sich dann am Hof Attilas durch fortwährende kampfheischende Provokationen bis zum eigenen Tod fort. Schließlich stirbt Hagen als Letzter der Burgunder, indem er seine eigene Tötung durch Kriemhild bewusst provoziert und gerade dadurch letztlich über seine Widersacherin triumphiert. Inszeniert wird nicht ein erduldet, sondern ein selbstverantworteter Tod, der Freiheit immerhin noch suggeriert. Das ist alles ganz diesseitig, die christlich jenseitige Di-

3 | Übersetzung: »[U]m derentwillen viele Krieger ihr Leben verlieren sollten.« Zit. n. *Nibelungenlied* 2002, Str. 1,4.

mension ist dabei komplett ausgespart. Letzteres gilt auch für das Sterben und den Tod der Siegfried-Figur. Der Tod Siegfrieds ist nicht etwa von diesem selbst inszeniert, sondern – ganz im Gegenteil – Resultat unerwarteter Heimtücke. Das bewusste und langsame, durch einen Abschiedsmonolog geprägte Sterben des Helden ist aber gleichfalls frei von aller expliziten christlichen Einkleidung, auch wenn seine letzten Worte von fürsorglicher ›Nächstenliebe‹ für Kriemhild bestimmt sind.⁴

Wie anders ist der Heldentod dagegen im *Rolandslied* des Pfaffen Konrad gestaltet, ein Werk, welches die altfranzösische *Chanson de Roland*, die zentrale Dichtung der französischen Heldenepik, zur Grundlage hat. Auch hier wird der Tod der Helden ausgefeilt inszeniert, dabei allerdings poetisch gänzlich anders gestaltet, nämlich als christlich motivierter Märtyrertod.

Abbildung 2: Das Sterben Rolands (St. Gallen, Kantonsbibliothek, Vadianische Sammlung, VadSlg Ms. 302, Hs. Rudolf von Ems, *Weltchronik*. Der Stricker, Karl der Grosse, <https://www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/vad/o302>).



Roland ist durch den überaus heldenhaften Kampf mit den Heiden schließlich so erschöpft, dass er sich seinem Tod nahe fühlt. Vergeblich versucht er zunächst, sein Schwert, Durndart, zu zerstören, damit es nicht in die Hände des Feindes falle. Sein Ende ist, wie bei Siegfried, durch einen langen Abschiedsmonolog bestimmt. Allerdings ist die Rahmung hier dezidiert christlich. So wendet sich Roland direkt an Gott, um Gnade für die eigene Seele, aber auch für Karl und die *süezen Karlinge* (»frommen Franzosen«) zu erbitten. Geradezu theatralisch gestaltet ist sein Sterben dadurch, dass er Gott seinen Handschuh ent-

4 | Zum Tod Siegfrieds sei verwiesen auf Haas 1993.

gegenhält – der von einem Engel entgegengenommen wird (s. Abb. 2). Roland fällt schließlich mit ausgebreiteten Armen zu Boden und spricht erneut zu Gott:

*Ruolant viel in criuzetal.
er sprach: ›hêrre, nu waistu vil wol,
daz dich mîn herze mainet.
dîne tugent hâstu an mir erzaiget.
an mînem ende,
hêrre, dinen boten ruoche mir ze senden[.].* (RL 6895-6900)⁵

Als Roland gestorben ist, heißt es weiter:

*Dô Ruolant von der werlt verschieht,
von himel wart ain michel liecht.
sâ nâch der wîle
kom ain michel ertbibe,
doner unt himelzaichen
in den zwaîn rîchen,
ze Karlingen unt ze Yspaniâ.
die winte huoben sich dâ.
si zevalten die unmæren stalboume.* (RL 6924-6992)⁶

Dass die hier geschilderte, fast apokalyptische Szene poetisch-narrativ eng an die entsprechende Schilderung des Kreuzestodes Jesu angelehnt ist, ist evident. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Rolands Tod als Übertritt in ein himmlisches Leben verstanden werden soll.

3.2

Ein ganz anderes Genre ist die sog. Visionsliteratur, wozu auch sog. Jenseitsreisen gehören. Ihr Zentrum ist die Vision.⁷ Faktisch entstehen Visionen zum einen in Zuständen des Entrücktseins, indem nämlich der Visionär seinen normalen Wahrnehmungsraum verlässt und in eine parallele Sphäre übertritt. Gewährt wird dadurch ein Blick in eine jenseitige oder auch zukünftige Dimension. Visi-

5 | Übersetzung: »Roland fiel mit ausgebreiteten Armen zur Erde und sprach: ›Herr, Du weißt, daß ich Dich herzlich liebe. Du hast Deine Macht an mir offenbart. In der Stunde des Todes, Herr, schicke mir Deinen Engel[.]«. Hier und nachfolgend zit. n. Rolandslied des Pfaffen Konrad 2007 (im Text unter der Sigle RL).

6 | Übersetzung: »Als Roland aus der Welt geschieden war, erschien im Himmel ein helles Licht. Kurze Zeit später folgten ein großes Erdbeben, Donner und Himmelsercheinungen in den beiden Reichen, in Frankreich und Spanien. Stürme brachen los und fällten riesige Bäume.«

7 | Zu den Formen der Visionen und ihrer Gestaltung vgl. auch Dinzelbacher 2002: insbes. 11-36.

onen eröffnen also einen Weg, den diesseitigen Wahrnehmungsraum für eine bestimmte Zeit zu verlassen, um mit jenseitigen Mächten oder Erlebnisswelten in Kontakt zu treten. Unter Umständen kann von dort Erleuchtung erlangt oder können Offenbarungen und Botschaften in Empfang genommen werden. Zwar ist die Vision durchaus in Beziehung zu setzen zum Traum (und manchmal auch in diesen eingebettet), aber anders als dieser wird sie subjektiv als weit intensiver und vor allem als wahr, als real erlebt – und als von einer außenstehenden Instanz generiert. Unter nüchtern naturwissenschaftlicher Perspektive wird man die Vision in den Zusammenhang psychopathologischer Anomalien stellen müssen. Gleichwohl: Visionen lassen sich in unterschiedlichsten Kulturen als Bestandteil sozialer Interaktion, etwa im Zusammenhang mit Initiationsriten, nachweisen. Die visionäre Jenseitsschau ist auch Bestandteil christlicher Überlieferung. Paradebeispiel hierfür ist die Vision des Johannes im Neuen Testament. Hier heißt es (auszugsweise):

Danach sah ich: Eine Tür war geöffnet am Himmel; und die Stimme, die vorher zu mir gesprochen hatte und die wie eine Posaune klang, sagte: *Komm herauf, und ich werde dir zeigen, was dann geschehen muss*. Sogleich wurde ich vom Geist ergriffen. Und ich sah: Ein Thron stand im Himmel, *auf dem Thron* saß einer, der wie ein Jaspis und ein Karneol aussah. Und *über dem Thron* wölbte sich ein Regenbogen, der wie ein Smaragd aussah. (Die Bibel 1980: Off 4,1-3; Hervorh. i.O.)

Visionen sind in westlichen Gesellschaften zwar nicht Teil des sozialen Alltags, sondern bleiben letztlich immer außerhalb eines abgesteckten Rahmens der Normalität, und sind einzelnen, exponierten Personen vorbehalten. Dennoch lassen sie sich in unterschiedlichsten Zusammenhängen aufzeigen. Entsprechende Zeugnisse finden sich jedenfalls zahlreich sowohl in der bildenden Kunst wie in der Literatur, wobei, was die Intensität und die Dichte dieser Phänomene angeht, das Mittelalter besonders interessant erscheint. Zu verweisen ist hier auf eine vielfältige Visionsliteratur, die nicht selten einen autobiografischen Zuschnitt hat und von Schauungen des Himmels oder der Hölle, Christus, des Teufels, von Engeln, Maria oder einzelnen Heiligen berichtet. Oft verbunden mit den Visionen ist die Funktion der Belehrung und Verhaltenssteuerung – und dem Auftrag an den Visionär, Medium zu sein zwischen den Seinsebenen. Als Beispiel hierfür kann Hildegard von Bingen (1098-1179), »heute die bekannteste Visionärin des mittelalterlichen Deutschland« (Dinzelbacher 2002: 83), angeführt werden:

Und siehe! Im dreiundvierzigsten Jahre meines Lebenslaufes schaute ich ein himmlisches Gesicht. Zitternd und mit großer Furcht spannte sich ihm mein Geist entgegen.

Ich sah einen sehr großen Glanz. Eine himmlische Stimme erscholl daraus. Sie sprach zu mir. »Gebrechlicher Mensch, Asche von Asche, Moder von Moder, sage und schreibe, was du siehst und hörst!« (Hildegard von Bingen, »Berufungsvision«; zit. n. Lanczkowski 1999: 52; Hervorh. i.O.).

Charakteristisch für die Visionsliteratur ist eine temporäre Außer-Kraft-Setzung der zeitlichen Abfolge von Leben und Tod durch Überblendung beider Phasen. Diesseits und Jenseits existieren hier als simultane Sphären und erlauben so Einblicke in die »unentrinnbare Zukunft jedes Zuhörers« (Johnson 1999: 415). Diese profitieren von der visionären Schau einiger weniger Begnadeter. Visionäre sind Wanderer zwischen den Welten, wobei die Rückkehr in die Dimension des Diesseits und die damit verbundene Möglichkeit der (scheinbar) authentischen Berichterstattung als das eigentliche Faszinosum betrachtet wurden. Der Vollständigkeit halber ist anzumerken, dass die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits auch von der anderen Seite her übertreten werden kann. Der »Seher« bleibt in diesen Fällen in seinem gewohnten Wahrnehmungsraum. Beispiele hierfür sind die unterschiedlichen Engelserscheinungen, wie sie auch in der Bibel geschildert werden. Entsprechende religiös motivierte Schauungen finden sich zahlreich auch in der mittelalterlichen Literatur, so etwa beim oben geschilderten Tod Rolands. Bekannt ist daneben das – profaner ausgerichtete – Beispiel der Jungfrau von Orleans (Jeanne d’Arc) aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auch in der Neuzeit kommt es zu entsprechenden Visionen. Ein Beispiel ist die marianische Manifestation in Fatima, wo 1917 drei Bauernkinder über mehrmalige Marienerscheinungen berichteten. In diesen Fällen erfolgt die »Jenseitsschau« unvermittelt im normalen Alltagskontext der Visionäre.

So interessant die Befassung mit Jenseitsschauungen im Sinne visionärer Gesichte auch sein mag, interessanter noch scheint eine andere, plastischere, konkretere und unmittelbarere Möglichkeit der Jenseiterfahrung, die im Mittelalter ebenfalls einen literarischen Niederschlag gefunden hat – und den Publikationen Moodys und den Nahtodberichten näher zu stehen scheint, nur dass Jenseitsschauungen hier von einem christlich motivierten Memento mori unterfüttert sind. Gemeint sind Jenseitsreisen, die Tote bzw. deren Seelen unternehmen, die aber nach Durchwanderung verschiedener Jenseitsorte wieder ins Leben zurückkehren und dort in mahnender Absicht von ihren Erlebnissen berichten. Emil Peters, der diese Texte unter den Begriff der Visionslegende fasst, gibt hierfür folgende definierende Erläuterung:

Unter einer Visionslegende versteht man die Schilderung einer Wanderung, welche eine auf einige Zeit aus dem Körper entrückte Seele durch das Jenseits, durch Hölle und Himmel, unternimmt, meist unter Führung eines Engels, wobei sie sowohl die Qualen der Verdammten teils schaut, teils selbst erduldet als auch die Herrlichkeit des Himmels und die Freuden der Seligen genießt. Alsdann kehrt die Seele in ihren Körper zurück, der scheinbar Gestorbene erwacht wieder zum Leben, erzählt die Erlebnisse seiner Seele und beweist durch sein ganzes späteres, Gott geweihtes Leben, daß alles, was er erzählte, nicht Lug und Trug, sondern eitel Wahrheit gewesen ist. (Peters 1895: 3)

Derartige Berichte reihen sich ein in eine Tradition, die weit zurück vor die christliche Vorstellungswelt reicht. Schon in Vergils *Äneas* findet sich im VI. Buch die Schilderung der Unterwelt und noch weiter zurückgehend, nämlich im ersten literarisch überlieferten Text der gesamten Weltliteratur, dem sume-

rischen *Gilgamesch*-Epos, das vermutlich bis ins 3. vorchristliche Jahrtausend zurückreicht, wird ebenfalls Vergleichbares überliefert. Einen literarischen Höhepunkt findet diese Literatur zweifellos in der *Göttlichen Komödie* Dantes. Jenseitsvisionen im Sinne von Jenseitsreisen sind also ein sowohl epochen- wie auch kulturübergreifendes Phänomen. Auch die deutschsprachige Literatur des Mittelalters hat daran ihren Anteil. Zu denken wäre etwa an den *Servati-us* Heinrichs von Veldeke, in welchem das Motiv des Ritters, der auf Fürbitten des Heiligen hin bußfertig und reuevoll ins Leben zurückkehrt und über seine Höllenfahrt berichtet, entfaltet wird, oder auch an einen anderen, verwandten Stoffkreis, der in der mittelhochdeutschen Literatur als *Brandans Meerfahrt* bekannt ist. In ihm unternimmt ein Mönch mit einigen Getreuen, nachdem er die in einem Buch mitgeteilten Wunder Gottes bestreitet, selber eine, an die Fahrt des Odysseus erinnernde, Seereise, in deren Verlauf er der unterschiedlichsten Mirakel Gottes ansichtig wird und schließlich auch zum Paradies gelangt, bevor er von dort aus den Heimweg findet. Verbreiteter noch war die *Tnugdalu*-Legende, die *visio tnugdali*, die »zu den beliebtesten Erzählstoffen des Mittelalters« (Pfeil 1999: 20) gerechnet werden kann.

Benannt ist die Legende nach ihrem Protagonisten, dem irischen Ritter *Tnugdalu*. Dieser berichtet von einer Jenseitsreise, die er erlebte, nachdem er gestorben war und bevor er drei Tage später wieder vom Tod erwachte. Diese »Reise« soll sich im Jahr 1148 (oder 1149) ereignet haben. Die bedeutendste deutschsprachige Version datiert um 1180/1190. Diese wird gemäß einer Eigennennung einem *briester Alber* (VT: V. 2183)⁸ zugeschrieben (vgl. Pfeil 1999: 25-30). Interessant ist die literarische Ausgestaltung der Jenseitsschilderung. Vermittelt wird nämlich die Vorstellung eines geordneten, man könnte sagen: durchrationalisierten, Jenseits, das in die Bereiche Hölle und Himmel zweigeteilt ist. Im zunächst beschriebenen Bereich der Hölle werden, abgestuft nach dem Grad der diesseitigen Verfehlungen, grässliche Martern und Qualen vorgestellt und – spiegelbildlich dazu – im Bereich des Himmels, je nach der Tugendhaftigkeit des irdischen Lebens, die verlockendsten Freuden. Dabei sind beide Bezirke in jeweils klimaktischer Stufung organisiert, die eine wie die andere jeweils auf das Extrem, sei es des Bösen, sei es des Guten hin angelegt. Allerdings gilt: »Wie die meisten mittelalterlichen Dichter, die das Thema behandeln, ergötzt sich Alber vor allem an der Schilderung der Schrecken der Hölle.« (Johnson 1999: 418)

Durchaus plastisch mutet die Schilderung des Teufels an:

*er het vil der hende,
an des lîbes ende
einen vreislichen zage,
der het manegen îsînen nage,
manegen hâken krumben,*

8 | Übersetzung: »Priester Alber«. Zit. n. *Visio Tnugdali* 1882 (im Text unter der Sigle VT).

*dâ mit er die tumben
 quelt unde stichet
 swenn er die sünde richet,
 der selbe vâlant:
 ein iegelîchiu hant
 diu was wol zehenzic klâfter lanc.
 owê wie der tiuvel stanc. (VT: V. 1301-1312)⁹*

Der zweite Teil der Reise ist in der Tat weniger plastisch geschildert. Dennoch werden hier spezifische poetische Darstellungsmittel bei der Schilderung der Bereiche des Himmels eingesetzt, wie zum Beispiel betörende Wohlgerüche, hell strahlendes Licht, lobpreisende Gesänge, Jauchzen und harmonische Musik. Berichtet wird von Blumen, bunten Vögeln und Quellen lebendigen Wassers. Korrespondierend hiermit sind Freude, Glück und Heiterkeit sowie glühende Liebe die vorherrschenden Empfindungen der Himmelsbewohner. Die einzelnen Bezirke des Himmels sind begrenzt durch Tore und verschiedene Mauern, eine nach der anderen zunehmend kostbarer gestaltet aus Silber, Gold und Edelsteinen. Die Seele erblickt diese Bezirke, geleitet von einem Engel, im Zuge einer Mauerschau. Hatte sie anfangs noch zurück in den Körper gewollt, so scheint ihr eine Rückkehr in die irdische Welt jetzt als Strafe. Aber eben das ist ihre Bestimmung: Rückkehr ins Leben, um den Menschen Bericht zu erstatten vom Jenseits und selber die Chance zu ergreifen, ein gottgefälliges Leben zu führen. In der mittelhochdeutschen Fassung Albers' heißt es:

*dô sprach der engel hêre
 ›du hâst hie ersehen wol
 daz vone dir noch sol
 werden gekündet wîten.
 dû solt niht lenger bîten.
 wider ze dem lîbe dû var.
 mit vlîze dû daz bewar
 daz dû übel und guot seist
 und des niht verdeist
 daz dir got gezeiget hât.
 daz ist mîn gebot und mîn rât.‹ (VT: V. 2076-2086)¹⁰*

9 | Übersetzung (H.S.): »Er hatte viele Hände und am Unterleib einen schrecklichen Schweif, versehen mit zahlreichen eisernen Nägeln, gekrümmten Haken, womit er die Verfluchten quält und sticht, wenn er ihre Sünden rächt – dieser Teufel. Jede der Hände war wohl hundert Klafter lang. Oh weh, wie sehr der Teufel stank!«

10 | Übersetzung (H.S.): »Du hast hier gesehen, wovon überall berichtet werden soll. Du sollst nun hier nicht länger verweilen. Darum kehre zurück in deinen Körper. Achte sorgfältig darauf, was du über das Schreckliche und Schöne berichtest und dass du nichts von dem verschweigst, was dir Gott gezeigt hat. Das ist mein Auftrag und mein Ratschlag.«

Wie auch immer man den Bericht interpretieren mag, als fingierten Text zum Zwecke der Festigung des Glaubens, der besseren Umsetzung christlich-klerikaler Ideologie oder als authentisch in dem Sinne, dass hier ein Nahtoderlebnis im Sinne Moodys als Hintergrund zu denken ist – klar ist, dass die meisten Menschen des Mittelalters wohl keinen Zweifel an der Realität der berichteten Jenseitsreise hatten. Bezogen auf die generelle Funktion dieser Art Literatur ist Alois M. Haas beizupflichten, wenn dieser resümiert: »Was man im Todesdenken des Mittelalters immer wieder feststellen kann, ist auch hier mit Händen zu greifen: Die Reflexion und die imaginäre Ausgestaltung des Jenseits dient dessen Domestizierung und Zivilisierung.« (Haas 1989: 86)

4.

In der Literatur des Mittelalters spielt der Tod eine Rolle, die in ihrer Ausformulierung in unterschiedlichen Genres und in der dort jeweils auffindbaren poetischen Ausgestaltung hier letztlich nur angerissen werden konnte. Deutlich wird aber, dass der Tod nicht als endgültiger Schlusspunkt inszeniert wird, sondern eben als ein – wie auch immer zu denkendes – Übergangsphänomen, wohl eine Notwendigkeit der *conditio humana*.

LITERATUR

- Albert, Bettina (2014): Der Tod in Worten. Todesdarstellungen in der Literatur des frühen Mittelalters. Marburg.
- Ariès, Philippe (¹³2015): Geschichte des Todes. Aus dem Franz. v. Hans-Horst Henschen u. Una Pfau. München.
- Bachmann-Medick, Doris (2003): Kulturanthropologie. In: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hg.): Konzepte der Kulturwissenschaften. Stuttgart, S. 86-107.
- Die Bibel (1980): Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung. Freiburg/Basel/Wien.
- Dinzelbacher, Peter (2002): Himmel, Hölle, Heilige. Visionen und Kunst im Mittelalter. Darmstadt.
- Ders. (2006): Das fremde Mittelalter. Gottesurteil und Tierprozess. München.
- Grönbech, Wilhelm (¹²2002): Kultur und Religion der Germanen. Bd. 1. Darmstadt.
- Haas, Alois M. (1989): Todesbilder im Mittelalter. Fakten und Hinweise in der deutschen Literatur. Darmstadt.
- Ders. (1993): Der geistliche Heldentod. In: Arno Borst u.a. (Hg.): Tod im Mittelalter. Konstanz, S. 169-190.
- Johnson, Peter L. (1999): Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. Bd. II/1: Die höfische Literatur der Blütezeit (1160/70-1220/30). Tübingen.
- Lanczkowski, Johanna (1999): Mystische Texte des Mittelalters. Stuttgart.

- Moody, Raymond A. (?2011a): Das Licht von drüben. Neue Fragen und Antworten. Aus dem Amerik. v. Lieselotte Mietzner. Reinbek b. Hamburg.
- Ders. (¹³2011b): Leben nach dem Tod. Die Erforschung einer unerklärlichen Erfahrung. Aus dem Amerik. v. Hermann Gieselbuch u. Lieselotte Mietzner. Reinbek b. Hamburg.
- Nibelungenlied (2002): Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach dem Text v. Karl Bartsch u. Helmut de Boor ins Nhd. übers. u. komment. v. Siegfried Grosse. Stuttgart.
- Ohler, Norbert (1990): Sterben und Tod im Mittelalter. Düsseldorf.
- Peters, Emil (1895): Die Vision des Tnugdalus. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Mittelalters. Berlin.
- Pfeil, Brigitte (1999): Die ›Vision des Tnugdalus‹ Albers von Windberg. Frankfurt a.M.
- Rolandslied des Pfaffen Konrad (2007): Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Hg., übers. u. komment. v. Dieter Kartschoke. Stuttgart.
- Scholz Williams, Gerhild (1983): Der Tod als Text und Zeichen in der mittelalterlichen Literatur. In: Hermann Braet/Werner Verbeke (Hg.): Death in the Middle Ages. Leuven, S. 134-149.
- Visio Tnugdali (1882): Lateinisch und Altdeutsch. Hg. v. Albrecht Wagner. Erlangen.

Revolution und Kanon – am Beispiel von Mazzinis Goethe-Rezeption

CAROLINE MANNWEILER

Abstract

»Poetry is the feeling of a former world and of a future.« In adopting this (slightly modified) phrase from Byron's *Ravenna Journals*, Mazzini in his essay *Byron and Goethe* (1839) tries to construct the two canonical authors as figures of transition which in a way is an attempt to >save< them. For while Mazzini is convinced of the necessity of a progressive literature that doesn't express the views of an individualistic elite only but also those of the people, he at the same time refuses the radicalness of some of his fellow campaigners who in the name of progress want to erase the past. Thus Mazzini develops an idiosyncratic notion of the canon that lets the revolutionary struggle for autonomy in the present coincide with a form of respect for generations past and to come.

Title: Revolution and canon – using the example of Mazzini's reception of Goethe

Keywords: canon; revolution; Giuseppe Mazzini (1805-1872); Johann Wolfgang Goethe (1749-1832); George Gordon Noel [Lord] Byron (1788-1824)

I stood one day in a Swiss village at the foot of the Jura, and watched the coming of a storm. Heavy black clouds, their edges purpled by the setting sun, were rapidly covering the loveliest sky in Europe, save that of Italy. Thunder growled in the distance, and gusts of biting wind were driving huge drops of rain over the thirsty plain. Looking upwards, I beheld a large Alpine falcon, now rising, now sinking, as he floated bravely in the very midst of the storm and I could almost fancy that he strove to battle with it. At every fresh peal of thunder, the noble bird bounded higher aloft, as if in answering defiance. I followed him with my eyes for a long time, until he disappeared in the east. On the ground, about fifty paces beneath me, stood a stork; perfectly tranquil and impassible in the midst of the warring elements. Twice or thrice she turned her head towards the quarter from whence the wind came, with an indescribable air of half indifferent curiosity; but at length she drew up one of her long sinewy legs, hid her head beneath her wing, and calmly composed herself to sleep. I thought of Byron and Goethe; of the stormy sky that overhung both; of the tempest-tossed existence, the life-long struggle, of the one, and the calm of the other; and of the two mighty sources of poetry exhausted and closed by them. (Mazzini 1891: 61f.; Hervorh. i.O.)

Giuseppe Mazzinis Essay *Byron and Goethe*, den er zunächst auf Französisch verfasste und der erstmals 1839 in englischer Übersetzung in der Zeitschrift *Month-*

ly *Chronicle* erschien,¹ beginnt mit dieser allegorisch aufgeladenen Landschaftsbeschreibung, die zum einen die poetische Qualität des Textes anzeigt, aber auch unmittelbar inhaltlich interessant ist, da Mazzini durch die Darstellung der beiden Autoren Byron und Goethe als Falke bzw. Storch ihnen eine gleichsam »natürliche« Existenz verleiht. Ihre Präsenz wird damit zu einem unwiderruflichen Faktum, das keiner Begründung bedarf und dessen Beseitigung ein gewaltsamer Eingriff vorausgehen müsste. Wie noch zu zeigen sein wird, ist dies für den weiteren Verlauf des Textes nicht ganz unwichtig. Außerdem ist in diesem Eingangsbild auch bereits der den ganzen Text durchziehende Gegensatz zwischen Byron und Goethe enthalten, der einen unversöhnten, kämpfenden Byron einem ruhigen, unbewegten, fast indifferenten Goethe gegenüberstellt. Neben dieser Gegensätzlichkeit weisen die beiden aber eine entscheidende Gemeinsamkeit auf: Sie stehen für ein Zeitalter der Poesie, das im Begriff ist, zu enden, und zwar nicht in Ruhe, sondern in einer stürmischen Zeit. Mithin entwirft Mazzini hier auch das Bild eines Übergangs oder besser: einer Situation des Umbruchs.

Dass solche Umbruchsituationen eine gewisse Affinität zu Kanonisierungsprozessen aufweisen, lässt sich Assmanns Ausführungen zum kulturellen Gedächtnis entnehmen (vgl. Assmann 2007: 123-130) und erscheint unmittelbar plausibel. Umbruchsituationen sind mit Verunsicherungen verbunden, die das Bedürfnis nach Kontinuität und identitätsstiftenden Instanzen wie dem Kanon durchaus befördern können. Und es läge angesichts der Eingangsszene von Mazzinis Text vielleicht nahe, auch Mazzini solche Kanonisierungsbemühungen zu unterstellen. Dieser Vermutung scheint allerdings der zutiefst progressive Charakter Mazzinis zu widersprechen, der sich sein ganzes Leben lang gegen herrschende Autoritäten zur Wehr gesetzt hat und der die sozial- und nationalrevolutionären Bewegungen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur unterstützte, sondern Teil von ihnen war. Der 1805 geborene Mazzini, der in fast jeder italienischen Stadt mit einer Statue repräsentiert ist, war ab den 1830er Jahren einer der führenden Köpfe der italienischen Unabhängigkeitsbewegung und verbrachte den größten Teil seines Lebens im Exil. Wenn also Mazzini unzweifelhaft als Revolutionär gelten kann und seine Bemühungen um Goethe und Byron mithin kaum als »konservative« Kanonisierungen² zu

1 | Vgl. o.A. 1839. Der Artikel ist anonym erschienen, laut Wellesley Index aber eindeutig Mazzini zuzuweisen. Im Folgenden zitieren wir den Text in einer von Mazzini autorisierten englischen Fassung aus den *Life and Writings of Joseph Mazzini* (vgl. Mazzini 1891). Das französische, unveröffentlichte Original samt einer italienischen Übersetzung ist nachzulesen in Mazzini 1915. Alle diese Versionen weisen untereinander Unterschiede auf, die für die vorliegende Interpretation allerdings nicht ins Gewicht fallen.

2 | Dass die Epoche der europäischen Romantik mit ihren Kanonisierungen vor allem Shakespeares und Dantes insgesamt eine eher literarisch progressive, zumindest antikklassische Tendenz vertrat, sei hier nicht verschwiegen. Gleichwohl lässt sich Mazzini nicht restlos unter diese Bestrebungen der Romantiker subsumieren, da er mit den politischen Bewegungen des Jungen Deutschland, dessen italienisches Pendant *Giovi-*

verstehen sind, welcher Natur sind sie dann? Dies soll im Folgenden kurz skizziert werden, und zwar entlang des Textes, der das zentrale Problem im Grunde gleich zu Beginn formuliert:

A reaction has now commenced; good, in so far as it reveals a desire for and promise of new life; evil, in so far as it betrays narrow views, a tendency to injustice towards departed genius, and the absence of any fixed rule or principle to guide our appreciation of the past. [...] The reaction against Goethe, in his own country especially, which was courageously and justly begun by Menzel during his lifetime, has been carried to exaggeration since his death. Certain social opinions, to which I myself belong, but which, although founded on a sacred principle, should not be allowed to interfere with the impartiality of our judgment, have weighed heavily in the balance; and many young ardent, and enthusiastic minds of our day have reiterated with Börne that Goethe is the worst of despots; *the cancer of the German body*. (Mazzini 1891: 63-64; Hervorh. i.O.)

Deutlich wird hier, dass Mazzini revolutionäre Tendenzen durchaus befürwortet, ihre Radikalität in der Ablehnung früherer Autoritäten jedoch zurückweist. Konkret bezieht er sich hier wohl auf das Börne zugeschriebene Diktum aus dem 14. Pariser Brief vom 30. November 1830, in dem Goethe als »Krebsschaden am deutschen Körper« (Börne 1832: 106)³ bezeichnet wird, eine Ausdrucksweise, die Mazzini offensichtlich zuwider ist,⁴ wiewohl er prinzipiell den politischen Enthusiasmus eines Börne und anderer Autoren des Jungen Deutschland begrüßt. Diese Haltung Mazzinis führt zu mitunter diffizilen Argumentationen, wie der weitere Verlauf des Textes zeigt.

Gleich zu Beginn geht Mazzini darin auf einzelne Kritiker Byrons und Goethes ein, die er kaum beim Namen nennt und denen er eine gewisse Arroganz und Ignoranz angesichts der Genies Byron und Goethe vorwirft. Bei diesem Argument kann er es jedoch kaum belassen, da es ihm nicht darum zu tun ist, By-

ne Italia auf ihn selbst zurückging, die Auffassung teilt, dass man sich mit literarischen »Fortschritten« nicht mehr begnügen könne.

3 | Streng genommen zitiert Börne hier zustimmend den Ausdruck eines anonymen Wiener Gelehrten.

4 | Die abschreckende Formulierung Böernes mag auch erklären, warum Wolfgang Menzel im Vergleich als gemäßigt erscheint. Außerdem hatte Menzel in Italien einen gewissen Rezeptionsvorteil, da sein Werk *Die deutsche Literatur* (vgl. Menzel 1828) bereits 1831 in italienischer Übersetzung Passerinis vorlag. Gleichwohl dürfte bei allen von Mazzini begrüßten nationalen Tendenzen Menzels dessen Haltung nur schwer mit der europäischen Perspektive Mazzinis kompatibel sein, wie er sie in *D'una letteratura europea* 1829 aufgezeigt hat – einem Text, dem bekanntlich ein abgewandeltes Goethe-Zitat zur Weltliteratur voransteht (vgl. Mazzini 1906a). Zu einigen transnationalen Aspekten der italienischen Goethe-Rezeption während der Restaurationszeit vgl. Sisto 2017 sowie ausführlicher zu transnationalen Orientierungen in Mazzinis Literaturkonzept Pagliardini 2013.

ron und Goethe als unerreichbare Vorbilder zu inthronisieren. Gerade eine solche Exklusivität wirft er vielmehr den Kritikern vor:

All judged, too many in each country still judge, the two poets, Byron and Goethe, after an absolute type of the beautiful, the true, or the false, which they had formed in their own minds; without regard to the state of social relations as they were or are; without any true conception of the destiny or mission of Poetry, or of the law by which it, and every other artistic manifestation of human life, is governed. (Mazzini 1891: 64f.)

Man könnte hier einen gewissen Widerspruch zu dem vorherigen Zitat sehen, bei dem Mazzini die Abwesenheit eines Kriteriums als Problem ansah (»the absence of any fixed rule or principle«), während hier die »verabsolutierten« Kriterien problematisch sein sollen. Tatsächlich wird dieser Widerspruch jedoch in der Folge aufgelöst, und zwar durch eine überaus integrative Vision von Tradition und Fortschritt, in der das irdische Leben von allen Errungenschaften der Vergangenheit gestärkt wird, »strengthened by all the achievements of the past«, wie es bei Mazzini lautet:

Our earthly life is one phase of the eternal aspiration of the soul towards progress, which is our Law; ascending in increasing power and purity from the finite towards the infinite; from the real towards the ideal; from that which is, towards that which is to come. In the immense storehouse of the past evolutions of life constituted by universal tradition, and in the prophetic instinct brooding in the depths of the human soul, does poetry seek inspiration. It changes with the times, for it is their expression; it is transformed with society, for – consciously or unconsciously – it sings the lay of Humanity; although, according to the individual bias or circumstances of the singer, it assumes the hues of the present, or of the future in course of elaboration, and foreseen by the inspiration of genius. It sings now a dirge and now a cradle song; it initiates or sums up. Byron and Goethe summed up. Was it a defect in them? No; it was the law of the times (ebd.: 65f.).

Mazzini verbindet hier eine historische Sichtweise, die keine überzeitlichen Kriterien kennt und somit vergangene Epochen nicht abwerten muss, mit einer progressiven, die als Kriterium ein anzunäherndes Ideal annimmt, das keine Epoche, weder die gegenwärtige noch vergangene, je erreicht hat und das auch nie vollständig erreicht werden kann. Das ist insofern wichtig, als keine goldenen Zeitalter statuiert werden, stattdessen herrscht eine implizite Vorstellung von Perfektibilität vor. Wichtig für den hier untersuchten Zusammenhang ist nun, dass die Poesie zum Bindeglied der Zeiten zu werden scheint. Sie schöpft aus dem gesamten »Warenhaus« der Vergangenheit und trägt zugleich etwas Prophetisches in sich.

Dabei besteht durchaus ein latenter Widerspruch, da die Poesie zum einen alles aufnimmt, was ihre Zeit ausmacht, und damit zeitgebunden ist, zum anderen aber bereits die Zukunft in sich tragen soll. In gewissem Sinne löst Mazzini

dieses Dilemma durch eine ganz bestimmte religiöse⁵ Sichtweise, die einen Weg von der Immanenz zur Transzendenz, vom Realen zum Idealen anstrebt, wobei jedoch beide Instanzen, das Ideale und das Reale, nicht gegeneinander ausgespielt werden, sondern das Ideal eher als Horizont im Realen erscheint. Statt eines Fortschritts, der das Vergangene als ›überholt‹ definiert, skizziert Mazzini einen Fortschritt, der Vergangenheit und Gegenwart integrieren kann.

Dennoch bleibt die Fortschrittsorientierung Mazzinis deutlich, was seinen Fall gerade interessant macht. Denn wiewohl Mazzini bemüht ist, Byron und Goethe vor gewissen gegenwärtigen Tendenzen zu ›schützen‹, so stellt er doch unmissverständlich klar, dass beide ein Prinzip verkörpern, das der Vergangenheit angehört, und dies ist das Prinzip der Individualität. »They were the poetical expression of what England has produced in economy, France in politics, Germany in philosophy: the last formula, the last effort, the last result, of a society founded on the principle of Individuality.« (Ebd.: 66) Hier zeigt sich Mazzini nun deutlich in seiner sozialistischen Tendenz, da er das Prinzip der individuellen Freiheit für unzureichend hält:

The political schools of the epoch had proclaimed the sole basis of civil organization to be the right to liberty and equality (liberty for all), but they had encountered social anarchy by the way. The Philosophy of the Epoch had asserted the Sovereignty of the human *Ego*, and had ended in the mere adoration of *fact*, in *Hegelian* immobility. The Economy of the epoch imagined it had organized free competition, while it had but organized the oppression of the weak by the strong; of labour by capital; of poverty by wealth. The Poetry of the epoch had represented individuality in its every phase; had translated in sentiment what science had theoretically demonstrated; and it had encountered the void. (Ebd.: 67; Hervorh. i.O.)

Nach Mazzini liegt die Zukunft in der Harmonisierung von Individualität und Assoziation, weshalb das Prinzip der Individualität an sein Ende gerät – ein Ende, das Byron und Goethe empfunden und ausgedrückt haben. Aufschlussreich ist nun aber, dass Mazzini sich nicht mit dieser Feststellung begnügt, sondern die beiden Poeten der ›Individualität‹ als zugleich überholt und zukunfts-fähig zu präsentieren sucht.

Im Falle Byrons gelingt dies Mazzini vor allem durch eine fast schon an Adorno gemahnende Interpretation der ›Unversöhntheit‹ Byron'scher Charaktere. Denn diese würden sich zwar über die Welt erheben und auf eigene Stärke vertrauen: »They are grand, poetical, heroic, but solitary; they hold no communion with the world around them, unless it be to rule over it; they defy alike

5 | Dass die Berücksichtigung von Mazzinis religiösen Konzeptionen auch für ein Verständnis seines politischen Denkens wesentlich ist, zeigt Iain McMenamin (vgl. 1997: 227). Interessanterweise werden die religiösen Aspekte in Mazzinis politischem Denken jedoch häufig eher als antiindividualistische, antiliberalen Elemente gelesen (vgl. Levis Sullam 2010), während sie im vorliegenden Fall eher dazu dienen, einen antiliberalen bzw. sektiererischen Umgang mit Vergangenheit zu verhindern.

the good and evil principle; they ›will bend to neither.‹ In life and in death ›they stand upon *their* strength« (ebd.: 70; Hervorh. i.O.). Glücklich seien sie damit aber nicht: »They all aspire to power or to happiness. The one and the other alike escape them; for they bear within them, untold, unacknowledged even to themselves, the presentiment of a life that mere liberty can never give them.« (Ebd.: 71f.) In der Unzufriedenheit der Byron'schen Helden manifestiert sich für Mazzini mithin nicht einfach eine Ablehnung der Gesellschaft, die sie umgibt, sondern *ex negativo* auch das Eingeständnis, dass sie durchaus der Gesellschaft bedürfen, so diese eine andere sein könnte. In ihrer Negation und Traurigkeit sieht Mazzini daher einen indirekten Wunsch nach Zukunft, Veränderung und Gesellschaft:

What can they do with the liberty so painfully won? On whom, on what, expend the exuberant vitality within them? *They are alone*; this is the secret of their wretchedness and impotence. They ›thirst for good‹ – Cain has said it for them all – but cannot achieve it; for they have no mission, no belief, no comprehension even of the world around them. They have never realized the conception of *Humanity* in the multitudes that have preceded, surround, and will follow after them; never thought on their own place between the past and future; on the continuity of labour that unites all the generations into one Whole; on the common end and aim, only to be realized by the common effort; on the spiritual post-sepulchral life even on earth of the individual, through the thoughts he transmits to his fellows (ebd.: 72f.; Hervorh. i.O.).

Die Traurigkeit der Byron'schen Helden nimmt Mazzini gleichsam zum Beweis dafür, dass das Prinzip der Freiheit des Individuums als alleiniger Maßstab nicht ausreicht⁶ und die Isolation des Individuums ein Irrweg ist, ein Irrweg, bei dem das Bewusstsein für gesellschaftliche Verhältnisse und das Gefühl, als Individuum Teil einer Vergangenheit und Zukunft verbindenden Arbeit zu sein, als Auswege scheinen. Interessant ist hierbei der Gedanke, dass die sozusagen synchrone Assoziation mit der Gesellschaft und eine diachrone intergenerationale Assoziation miteinander einhergehen. Das Sich-in-eine-Tradition-Stellen folgt mithin bei Mazzini keinem elitären Gestus, sondern ist vielmehr Korrelat einer sozialen Orientierung.

Nun dürfte deutlich geworden sein, dass Byron und seine Helden diese Orientierung noch nicht wirklich vollzogen haben, weshalb sie eben nur den Keim der Zukunft tragen, nicht aber schon zu Vertretern der neuen Tendenzen geworden sind. Entscheidend ist aber in jedem Fall, dass dieser Keim in ihrem Leid deutlich wird, welches ihre isolierte Existenz als ungenügend ausweist – ein Zu-

6 | Auch dieser Gedankengang findet sich in Mazzinis politischem Denken wieder, in dem die Freiheit des Individuums, wie sie die Revolution erreichte, zwar ein erster notwendiger Schritt ist, um das Ancien Régime abzulösen, aber als dauerhafte und alleinige Orientierung nicht ausreicht – daher Mazzinis Bezug zum Volk und zur Nation, die er ihrerseits aber nicht als isoliertes Individuum begreift, sondern als Durchgangsstadium zur Humanität.

sammenhang, den Byrons Zeitgenossen laut Mazzini vollständig übersehen haben, indem sie Byron samt seiner Figuren als heillose Egoisten interpretierten:

His intuition of the death of a form of society, they call wounded self-love; his sorrow for all, is misinterpreted as cowardly egotism. They credit not the traces of profound suffering revealed by his lineaments; they credit not the presentiment of a new life which from time to time escapes his trembling lips (ebd.: 74).

Hier wird die Verbindung von Leid und dem Wunsch nach Zukunft und Veränderung noch einmal sehr deutlich, und diese Verbindung ist es auch, die Byron und seine Helden fundamental von Goethe unterscheidet. Wie bereits in der alpinen Eingangsszene mit Goethe als dem weisen, durch nichts zu beunruhigenden Storch deutlich wurde, betont Mazzini vor allem Goethes ›Ruhe‹, die im Gegensatz zu Byrons Energie steht. Diese Akzentuierung dient aber nicht lediglich der Charakterisierung, sondern bereitet auch Mazzinis Kritik an Goethe vor. Denn wenn das Leid der Byron'schen Helden gerade ihre positive, zukunfts-trächtige Qualität ist, dann muss die Ruhe Goethes konsequenterweise als ›Mangel‹ erscheinen. Dazu passt, dass Mazzini gerade denjenigen Helden Goethes lobt, der am ehesten durch intensives Leiden auffällt, nämlich Werther:⁷ »After he also had uttered his cry of anguish in Werther – after having stated in all its frightful nudity, in Faust, the problem of the epoch, he thought he had done enough, and refused to occupy himself with the solution.« (Mazzini 1891: 75)

Indem Mazzini Werthers Leid als Aufschrei gegen die Verhältnisse interpretiert, lässt er Goethes Ruhe nicht lediglich als Ruhe, sondern als Indifferenz erscheinen: »Whilst Byron writhed and suffered under the sense of the wrong and evil around him, he attained the calm – I cannot say of victory – but of indifference.« (Ebd.: 75) Dass diese Indifferenz⁸ von Mazzini nicht gutgeheißen wird, kann kaum verwundern, steht sie doch auch für eine Indifferenz gegenüber sozialen und politischen Veränderungen, die Mazzini ein großes Anliegen sind:

Questions of life and death for the millions were agitated around him; Germany re-echoed to the war-songs of Korner; Fichte, at the close of one of his lectures, seized his musket, and joined the volunteers who were hastening (alas! what have not the kings

7 | *Werther* dominierte lange Zeit die Goethe-Rezeption in Italien, Mazzini legte mit einer Rezension von Nervals *Faust*-Übersetzung 1829 tatsächlich einen der ersten Beiträge zur *Faust*-Rezeption in Italien vor und beklagte darin interessanterweise den Umstand, dass Goethe nur als Autorität bekannt sei und weniger aufgrund wirklicher Kenntnis seiner Werke (vgl. Mazzini 1906b: 128). Zwar gehört es geradezu zur Definition kanonischer Werke, dass sie unabhängig von Textkenntnis bekannt sind (vgl. Heydebrand 1998: 613), trotzdem zeigt die Bemerkung, dass Mazzinis Kanonverständnis gerade nicht von unhinterfragt zu akzeptierenden Autoritäten ausgeht.

8 | Goethes ›Indifferentismus‹ beklagt gewiss nicht nur Mazzini. Vielmehr gehört er zu den Standardvorwürfen an die Adresse Goethes von Seiten politisch bewegter Autoren, darunter Heinrich Heine.

made of that magnificent outburst of nationality!) to fight the battles of their fatherland. The ancient soil of Germany thrilled beneath their tread; he, an artist, looked on unmoved (ebd.: 77).

Nun mag man angesichts solch nationalistischer Tendenzen Mazzinis etwas aufschrecken, festzustellen bleibt aber, dass Mazzini nationale Bewegungen auch als sozial-politisches Phänomen betrachtet, die nicht die Vorherrschaft einzelner Nationen zum Ziel haben sollen, sondern republikanische Verhältnisse in möglichst vielen Nationen. Außerdem stellt Peter Ihring treffend fest, dass Mazzini keinen fundamentalen Widerspruch zwischen nationalen und humanistisch-universalistischen Haltungen erkennt (vgl. Ihring 2005: 40), sondern die nationalen Bewegungen als notwendige Etappen ansieht, um humanistische Werte politisch wirksam durchzusetzen.⁹ Nun ließe sich über die Frage des Nationenbegriffs bei Mazzini gewiss trefflich streiten, und die Forschung¹⁰ hat dies auch getan, entscheidend für den gegebenen Kontext scheint aber, dass Mazzini Goethes Indifferenz gegenüber politischen Phänomenen weniger als ›politische‹ denn als ›menschliche‹ Schwäche kennzeichnet:

He witnessed the French Revolution in all its terrible grandeur, and saw the old world crumble beneath its strokes; and while all the best and purest spirits of Germany, who had mistaken the death-agony of the old world for the birth-throes of a new, were wringing their hands at the spectacle of dissolution; – he saw in it only the subject of

9 | Sehr aussagekräftig sind hierzu Mazzinis Erläuterungen zum Kosmopolitismus: »We are all Cosmopolitans, if by Cosmopolitanism we understand the love and brotherhood of all, and the destruction of all barriers that separate the Peoples and provide them with opposite interests. But can that be all? Is it sufficient just to proclaim these sacred truths, in order to secure their triumph over the obstacles that the league of unlawful powers present to them in Europe? Our work aims at transforming ideas into reality; we have to *organize*, if I may say so, not thought, but *action*. [...] For us, the end is humanity; the pivot, or point of support, is the country. I freely admit that for Cosmopolitans, the end is also humanity; but their pivot or point of support is man, the isolated *individual*.« (Mazzini 2009: 58; Hervorh. i.O.)

10 | Einen aktuellen Überblick zu wichtigen Positionen geben Stefano Recchia und Nadia Urbinati (vgl. 2009), die die Bezugnahmen des italienischen Faschismus auf Mazzini dezidiert als Pervertierung seines Denkens ausweisen. Eine nuancierte Studie, die den präzisen historischen Kontext von Mazzinis Schaffen ausleuchtet, bietet Romeo (vgl. 1989). Eine Monographie, die antidemokratisches Potential in Mazzinis Denken sucht, das von den Faschisten instrumentalisiert werden konnte, hat Simon Levis Sullam 2010 vorgelegt. Der Verbindung zwischen Mazzinis Nationalbewusstsein und der faschistischen politischen Theorie geht auch Elisabeth Dickmanns Studie nach (vgl. 1982). In Baylys und Biaginis Sammelband von 2008 finden sich neben diesen vor allem inneritalienisch relevanten Beziehungen zwischen Risorgimento und Faschismus auch Beiträge zur bemerkenswert internationalen Rezeption von Mazzinis politischen Ideen.

a farce. [...] He had neither learned to esteem men, to better them, nor even to suffer with them. (Mazzini 1891: 68)

Was Mazzini Goethe vorwirft, ist nicht, auf der falschen Seite gestanden zu haben, sondern seine fehlende Menschenliebe. Und genau diese Priorität führt Mazzini letztlich auch dazu, Goethe, trotz aller Kritik, die er an ihm im weiteren Verlauf des Textes übt, am Ende ›unangetastet‹ zu lassen. »Let these statues stand!« (ebd.: 88), lautet der unmissverständliche Ausruf, den Mazzini seinen revolutionären Genossen zuruft. Dass damit keine Aufforderung gemeint ist, die evidente Autorität Goethes und Byrons zu feiern, sollte deutlich geworden sein. Denn sowohl Byron als auch in noch viel stärkerem Maße Goethe stehen für Tendenzen, die Mazzini als überholt ansieht, Tendenzen, die er zunächst neutral als Prinzip der Individualität kennzeichnet, dann mit stärkerer Wertung als ›Egoismus‹.

[T]hey arrived – Goethe, the poet of individuality in its objective life – at the egotism of indifference; Byron – the poet of individuality in its subjective life – at the egotism (I say it with regret, but it, too, is egotism) of despair: a double sentence upon the epoch which it was their mission to represent and to close! (Ebd.: 84)

Das in Egoismus endende Prinzip der Individualität kennzeichnet Mazzini eindeutig als nicht zukunftssträchtig. Es hatte seine Zeit, und Mazzini erwähnt an anderer Stelle auch lobend die emanzipatorischen Einflüsse des Individualitätsprinzips, jedoch sieht er es an sein Ende gekommen. Um den Fortschritt der Menschheit zu befördern, ist für Mazzini künftig die soziale Dimension entscheidend.

Die Schlussfolgerung, die er daraus zieht, ist jedoch eine, die man nicht zwingend erwarten würde:

It would be idle to speak of social art at all, or of the comprehension of humanity, if we could not raise altars to the new gods, without overthrowing the old. Those only should dare to utter the sacred name of progress, whose souls possess intelligence enough to comprehend the past, and whose hearts possess sufficient poetic religion to reverence its greatness. The temple of the true believer is not the chapel of a sect; it is a vast Pantheon, in which the glorious images of Goethe and Byron will hold their honored place, long after *Goetheism* and *Byronism* shall have ceased to be. (Ebd.: 88f.; Hervorh. i.O.)

Fortschritt mit der Zerstörung von Vergangenheit zu untermauern, erscheint Mazzini widersinnig. Wer für den Fortschritt der Menschheit kämpft, so ließe sich aus seinem Text folgern, kann nicht Teile dieser Menschheit ausmerzen wollen – sei es auch nur in Form der ideellen Zerstörung oder der Eradikation von Spuren der Vergangenheit.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die Art des Umgangs mit vergangener ›Größe‹, die Mazzini bei einigen Zeitgenossen beobachtet, ein fast

schon physisches Unbehagen auslöst, das unabhängig von möglichen Motiven eine Akzeptanz dieses Verhaltens unmöglich zu machen scheint:

I feel the necessity of protesting earnestly against the reaction set on foot by certain thinkers against the mighty-souled, which serves as a cloak for the caviling spirit of mediocrity. There is something hard, repulsive, and ungrateful, in the destructive instinct which so often forgets what has been done by the great men who preceded us, to demand of them merely an account of what more might have been done. (Ebd.: 87)

In diesen Passagen nähert sich Mazzini in gewisser Weise einem ›Great man‹-Diskurs an, unterscheidet sich aber doch von diesem, insofern die Kritik nicht durch den Verweis auf die Qualität der ›great men‹ unterbunden wird, sondern durch den Verweis darauf, dass eine solche radikale und undankbar vorgetragene Kritik sich im Grunde selbst disqualifiziert. Letztlich erkennt Mazzini in ihr das Symptom eigener Unsicherheit, die einen gelassenen und selbstbewussten Umgang mit Vergangenheit unmöglich macht. Nur wer sich seiner eigenen Ideale sicher ist, kann die unterschiedlichen Ideale der Vergangenheit bewerten und als ›gewesene‹ akzeptieren, ohne von ihrer Unterschiedlichkeit bedroht zu sein: »It is not by deposing Goethe or Byron, that we shall destroy either sceptical or anarchical indifference amongst us. It is by becoming believers and organizers ourselves. [...] Let these statues stand. The noble monuments of feudal times create no desire to return to the days of serfdom.« (Ebd.: 88) Statt einer politisch motivierten Vergangenheitspolitik skizziert Mazzini einen Umgang mit vergangenen Epochen und ihrer Kunst, den man als liberal bezeichnen könnte, so sich die Konnotation von Indifferenz, die diesen Begriff begleitet, vermeiden ließe. Denn Indifferenz, das wurde ja an seiner Position gegenüber Goethe deutlich, gehört zu Mazzinis ›ärgsten‹ Feinden. In der Tat ist Mazzinis Haltung schwer auf den Begriff zu bringen. Dass er einer Form von Humanismus verpflichtet bleibt, lässt sich aber wohl in jedem Fall behaupten (und dürfte ein Hauptgrund dafür gewesen sein, dass Mazzini trotz ähnlicher Analysen von Marx nie wirklich ernst genommen wurde).¹¹ Dieser Humanismus nötigt ihn gleichsam, die Verurteilung vergangener Epochen und Persönlichkeiten zu überwinden, hin zu einer Vision, in der Humanität stets ein allumfassender, gerade nicht sektiererischer Begriff ist. Entscheidend für den Zusammenhang von Revolution und Kanon ist nun, dass diese Humanität bei Mazzini eine diachrone Dimension umfasst, worunter man nicht die Vorstellung einer selbstverständlichen Kontinuität oder eines speziellen verpflichtenden Erbes verstehen sollte, sondern vielmehr eine Form von Verbundenheit, die sich in der Gegenwart als Bewusstsein von vergangenen und zukünftigen Zeiten äußert: »Poetry is the feeling of a former world and [of a] future.« (Mazzini 1891: 90) Diese Definition, die Mazzini in leicht abgewandelter Form aus Byrons *Ravenna Journal* entnimmt (vgl. Byron 1978: 37), formuliert diese wesentliche Bedeutung eines Gefühls für ›Zeitlichkeit‹ im Sin-

11 | Die erstaunliche Nähe einiger Schriften Mazzinis zu Überlegungen von Marx zeigt Mastellone (vgl. 2003).

ne eines die eigene Person berührenden Bewusstseins für vergangene Zeiten, die es nicht einfach zu imitieren gilt, sondern die eine Dimension jenseits des eigenen Horizonts eröffnen – und damit auch einen Zukunftshorizont andeuten.¹² Vor diesem Hintergrund kann Mazzini dann sogar so weit gehen, Byron zu einem Gefährten der Partei des Fortschritts zu erklären:

The following passage from his journal is the very abstract of the law governing the efforts of the true party of progress at the present day: »Onwards! it is now the time to act; and what signifies self, if a single spark of that which would be worthy of the past can be bequeathed unquenchably to the future?« (Mazzini 1891: 91)

Nun ist das Zukunftsorientierte, Aktive, bei Byron gewiss stärker ausgeprägt als bei Goethe, man denke nur an sein Engagement an der Seite der griechischen Unabhängigkeitskämpfer, das Mazzini natürlich emphatisch begrüßt. Die Definition der Poesie als verbindendes Element, das sich im Horizont von Vergangenheit und Zukunft konstituiert, gilt allerdings selbstverständlich auch für Goethe, weshalb auch seine ›Statue‹ nicht zerstört werden sollte.

Zusammenfassend ließe sich also behaupten, dass Mazzini in *Byron and Goethe* ein Konzept von Kanonizität entwirft, das weder durch unhinterfragbare Autorität noch durch eine spezifische, eventuell auch politisch motivierte Vergangenheitskonstruktion geprägt ist, sondern vielmehr durch den Wunsch, Übergänge zwischen Zeiten zu schaffen – Übergänge, die eine Alternative zu ›radikalen‹ Lösungen darstellen, sofern mit diesen die Vorstellung einhergeht, alle ›Wurzeln‹ entfernen zu müssen, bevor etwas Neues entstehen kann. Nicht umsonst schließt Mazzini seinen Text mit folgendem Bild:

Certain travellers of the eleventh century relate that they saw at Teneriffe a prodigious-ly lofty tree, which, from its immense extent of foliage, collected all the vapors of the atmosphere; to discharge them, when its branches were shaken, in a shower of pure and refreshing water. Genius is like this tree, and the mission of criticism should be to shake the branches. At the present day it more resembles a savage striving to hew down the noble tree to the roots. (Ebd.: 94)

12 | Einen nicht unähnlichen Gedanken scheint Friedrich Schlegel gehabt zu haben: »Durch die Künstler wird die Menschheit ein Individuum, indem sie Vorwelt und Nachwelt in der Gegenwart verknüpfen.« (Schlegel 1967: 262) Der Zukunftsbezug ist bei Mazzini gewiss stärker ausgeprägt, was angesichts seiner politischen Ideale kaum überraschen kann. Dass Mazzinis Interpretation Byrons als progressivem, auf der Seite der Völker kämpfenden Dichter nicht zuletzt Mazzinis eigenen Bedürfnissen entgegenkam, betont Crisafulli (vgl. 2012: 392).

LITERATUR

- Assmann, Jan (2007): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München.
- Bayly, Christopher Allan/Biagini, Eugenio Federico (Hg.; 2008): *Giuseppe Mazzini and the Globalization of Democratic Nationalism, 1830-1920*. Oxford.
- Börne, Ludwig (1832): *Briefe aus Paris. 1830-1831*. Bd. 1. Hamburg.
- Byron, George Gordon Noel (1978): *Ravenna Journals [1821]*. In: Ders.: *Byron's Letters and Journals*. Hg. v. Leslie A. Marchand. Bd. 8. London, S. 11-50.
- Crisafulli, Lilla Maria (2012): *Poetry as Thought and Action: Mazzini's Reflections on Byron*. In: *History of European Ideas* 38, H. 3, S. 387-398.
- Dickmann, Elisabeth (1982): *Die Rezeption Giuseppe Mazzinis im italienischen Faschismus*. Frankfurt a.M.
- Heydebrand, Renate von (1998): *Kanon Macht Kultur – Versuch einer Zusammenfassung*. In: Dies. (Hg.): *Kanon Macht Kultur: theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildung*. Stuttgart/Weimar, S. 612-625.
- Ihring, Peter (2005): *Einführung in die italienische Literatur des 19. Jahrhunderts*. Berlin.
- Levis Sullam, Simon (2010): *L'apostolo a brandelli. L'eredità di Mazzini tra Risorgimento e fascismo*. Bari/Rom.
- Mastellone, Salvo (2003): *Mazzini and Marx: Thoughts Upon Democracy in Europe*. Westport/London.
- Mazzini, Giuseppe (1891): *Byron and Goethe [1839]*. In: Ders.: *Life and Writings of Joseph Mazzini*. Bd. 6. London, S. 61-97.
- Ders. (1906a): *D'una letteratura europea [1829]*. In: Ders.: *Scritti editi e inediti*. Bd. 1. Imola, S. 177-222.
- Ders. (1906b): *Faust, Tragédie de Goethe. Nouvelle traduction complète en prose et en vers par Gérard [de Nerval], Paris, Dondey-Duprey etc., 1828 [1829]*. In: Ders.: *Scritti editi e inediti*. Bd. 1. Imola, S. 127-151.
- Ders. (1915): *Byron et Goethe [1840]*. In: Ders.: *Scritti editi e inediti*. Bd. 21. Imola, S. 187-241.
- Ders. (2009): *Nationality and Cosmopolitanism [1847]*. In: Ders.: *A Cosmopolitanism of Nations. Giuseppe Mazzini's Writings on Democracy, Nation Building, and International Relations*. Hg. v. Stefano Recchia/Nadia Urbinati. Princeton, S. 57-62.
- McMenamin, Iain (1997): *'Self-choosing' and 'right-acting' in the nationalism of Giuseppe Mazzini*. In: *History of European Ideas* 23, H. 5-6, S. 221-334.
- Menzel, Wolfgang (1828): *Die deutsche Literatur. Zwei Theile*. Stuttgart.
- O.A. [Giuseppe Mazzini] (1839): *Byron and Göthe*. In: *The Monthly Chronicle. A national journal of politics, literature, science and art* 4, S. 242-254.
- Pagliardini, Angelo (2013): *Mappe interculturali della letteratura italiana nel Risorgimento: Ugo Foscolo, Vincenzo Cuoco, Giuseppe Mazzini, Cristina Trivulzio di Belgiojoso, Giuseppe Gioachino Belli*. Frankfurt a.M. u.a.

- Recchia, Stefano/Urbinati, Nadia (2009): Introduction. In: Giuseppe Mazzini: A Cosmopolitanism of Nations. Giuseppe Mazzini's Writings on Democracy, Nation Building, and International Relations. Hg. v. Stefano Recchia u. Nadia Urbinati. Princeton, S. 1-30.
- Romeo, Rosario (1989): Mazzinis Programm und sein revolutionärer Einfluss in Europa. In: Adolf M. Birke/Günther Heydemann (Hg.): Die Herausforderung des europäischen Staatensystems. Nationale Ideologie und staatliches Interesse zwischen Restauration und Imperialismus. Göttingen/Zürich, S. 15-30.
- Schlegel, Friedrich (1967): Ideen [1800]. In: Ders.: Kritische Friedrich Schlegel Ausgabe. Hg. v. Ernst Behler. Bd. 2. Paderborn, S. 256-272.
- Sisto, Michele (2017): Goethe in Weimar-Paris-Mailand. Exilrevolutionäre, Zeitschriften, Verlage und die Produktion eines italienischen *Faust* (1814-1837). In: Christophe Charle/Hans-Jürgen Lüsebrink/York-Gothart Mix (Hg.): Transkulturalität nationaler Räume in Europa (18. bis 19. Jahrhundert). Übersetzungen, Kulturtransfer und Vermittlungsinstanzen. Bonn, S. 267-286.

Vom Übergang als Schutz gegen den Übergriff

Überlegungen zu Wilhelm Raabes *Prinzessin Fisch* (1882/1883)

IULIA-KARIN PATRUT

Abstract

The article discusses how Wilhelm Raabe's narrative *Prinzessin Fisch* relates different types of transitions to each other and thus creates a network of implications that resists the logic of violence which is inscribed into the every-day normality German Society in a small city in the German Harz mountains in a transitional process of modernization. A close reading reveals that the father obviously has abused his children. Different types of textual strategies creating transitional moments are shown to be aiming at unmasking this highly illegitimate, tabooed bodily border-crossing, that could not be explicitly mentioned by that time. In addition, the cultural bias first suggested by the text appears to be a wrong track: Not the 'foreign' migrants and returnees from the US and Mexico are the malicious ones, but the patterns of violence are located within the German bourgeois milieu, being perpetuated all over the world as part of transborder early Globalization. Literary transitions and intertextuality appear as resistance moments in this abysmal view on the German society at the end of the 19th century.

Title: Transition as protection against abuse. Considerations on Wilhelm Raabe's *Prinzessin Fisch* (1882/1883)

Keywords: Wilhelm Raabe (1831-1910); *Prinzessin Fisch*; sexual abuse; globalization; critique of capitalism

Im Aufsatz werden drei Einsatzweisen poetischer Übergänge diskutiert, mittels derer Wilhelm Raabe in der Erzählung *Prinzessin Fisch* Gewaltdiskurse und verbrämende Selbstbeschreibungen in der Gesellschaft seiner Zeit offenlegt. Dabei wird der besonderen Rolle interkultureller Begegnungen und interkontinentaler Reisen im Handlungszusammenhang und vor dem Hintergrund der ›ersten Globalisierung‹ im ausgehenden 19. Jahrhundert nachgegangen.

Prinzessin Fisch zählt zu den späten Erzählungen Raabes. Sie erschien 1882/1883 in Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften. *Jahrbuch für das gesamte geistige Leben* und wurde in jüngerer Zeit nur von Dirk Göttsche (vgl. 2009) eingehender interpretiert. Göttsche deutet die Erzählung als einen der konventionelleren Texte Raabes, dem es immerhin gelänge, Robinsonaden und koloniale Phantasien zu desillusionieren und die deutsche Beteiligung am überseeischen Imperialismus offenzulegen, ansonsten aber an humanistischen Bildungsidealen als Hort des Widerstands gegen den Triumphzug liberaler Wirtschaft festhielte. Der Aufsatz legt die Erzählung als abgründigere Abrechnung mit der bürgerlichen Kleinstadtidylle aus.

Die Erzählung handelt von einem Jungen aus einem Städtchen im Harz, Theodor Rodburg, der als Kind betagter Eltern, des angesehenen Notars Dr. Rod-

burg und seiner Frau, im zarten Alter von nur zwölf Jahren zur Vollwaise wird. Die Buchbindermeisterin Mutter Schubach und ihr Altgeselle, der Buchbinder Bruseberger, die das Nachbarhaus bewohnen, adoptieren ihn. Er kann von seinem neuen, vorläufigen Domizil aus in den Garten seines früheren Hauses sehen. Bruseberger, der Buchbindergeselle, teilt sich die Vormundschaft mit dem Oberlehrer Drüding, einem leidenschaftlichen Hobbybotaniker. Theodor wird von seiner Geburt an bis zum Antritt eines Jurastudiums in Leipzig dargestellt.

Die wichtigste Herausforderung, die Theodor bewältigen muss, begegnet ihm in Gestalt seines verschollenen, 25 Jahre älteren Bruders Alexander Rodburg und dessen Geliebter Romana Tieffenbacher, der Ehefrau des 70-jährigen Joseph Tieffenbacher. Dieser hat ausgerechnet Theodors Elternhaus erworben und sich als Lateinamerika-Rückkehrer mit seiner exotischen mexikanischen Frau dorthin auf sein Altenteil zurückgezogen. Theodor, der sich als naiver, unerfahrener Heranwachsender in die mindestens 20 Jahre ältere Romana verliebt, wird Zeuge erotischer Begegnungen zwischen Romana und seinem heimgekehrten Bruder Alexander, den er zuerst maßlos bewundert, weil er ihn für einen glücklichen, erfolgreichen Robinson hält, der die Welt kennt. Sobald er merkt, dass Alexander mit Romana Ehebruch begeht, grenzt er sich von ihm ab und geht nach bestandem Abitur nach Leipzig, wo er, wie zuvor sein Vater, ein Jurastudium antritt. In Leipzig erfährt er, dass sein Bruder Alexander Romana »entführt« hat und zurück nach Amerika gegangen ist. Theodor kehrt daraufhin nicht mehr nach Ilmenthal zurück – zumindest nicht innerhalb der erzählten Handlung.

Prinzessin Fisch wirkt zunächst wie ein Bildungs- und Erziehungsroman, denn die Erzählung thematisiert Übergänge zwischen unterschiedlichen Lebensabschnitten und lebensaltersspezifischen Phantasien (darunter auch die Robinsonaden) als »Reifung«: Kurz vor Schluss legt Theodor das Abitur, die »Reifeprüfung«, ab. Aber auch der Übergang des kleinen Städtchens Ilmenthal, das an Bad Harzburg angelehnt ist, spielt eine zentrale Rolle: Ilmenthal verwandelt sich aus einem »Kuhdorf« zu einem international bekannten Luftkurort und ist am Ende global vernetzt und in europäischen Hauptstädten wie Paris medial präsent. Eisenbahn und Telegraphie halten Einzug; Männer und Frauen aus dem Ausland, die schnelle Gewinne erzielen wollen und dabei unter Umständen auch in ihre »alte Heimat« nach einem Aufenthalt in Übersee zurückkehren, lassen sich dort nieder, was dazu führt, dass sich Wegführung, Straßenbild und -namen sowie die Architektur schlagartig innerhalb eines Jahrs verändern. Hinzu kommt aber noch ein Drittes: Im Text finden sukzessive Übergänge zwischen möglichen Sichtweisen auf dieses Geschehen statt; diese poetischen Übergänge fordern immer wieder neue Lesarten der lebensgeschichtlichen und modernisierungsbedingten Übergänge ein.

1.

Am markantesten ist dieses Erzählverfahren im Falle jenes Handlungsstrangs, der sich als besonders abgründig erweist und in bisherigen Interpretationen un-

beachtet geblieben ist: Viele Indizien sprechen dafür, dass sich hinter der Fassade des Hauses Rodburg mindestens sadistische Folter, wahrscheinlich sogar sexueller Missbrauch der Knaben durch den Vater abspielte. Bruseberger, der immer wieder neue Versuche anstellt, Zusammenhänge zu erkennen, scheitert am Geschehen im Nachbarhaus.

»Schönholz' Zusammenhang aller Wissenschaften habe ich doch ziemlich genau mehrmals studiert, aber die Geschichte der Erziehung gibt für so was kein Exempel. Unten bei den Feuerländern wäre er wohl noch am ersten möglich!...« (Raabe 1979: 204). Bruseberger beklagt hier die Zustände im Haus des ehrwürdigen Notars Rodburg im Nachbarhaus. Der Verweis auf die Feuerländer lässt darauf schließen, dass es um gravierende Tabubrüche – allen voran des Inzesttabus – geht, die in den damaligen wissenschaftlichen Schriften wie dem angesprochenen Schönholz'schen Werk¹ den Kolonisierten zugeschrieben wurden, insbesondere Afrikanern und Patagoniern. Dass die Anspielung so zu verstehen ist, wird dadurch bekräftigt, dass Bruseberger die Situation als »Schande« (ebd.: 295) umschreibt; vielsagend ist vor allem, dass er nach diesen Andeutungen hinzufügt, er müsse bei dem, was Theodor erleidet, vor allem an seine eigene verlorene Kindheit denken; in den niedrigen Ständen, aus denen er stamme, komme es auf einen missratenen Menschen mehr oder weniger nicht an, »jedoch als Honorationenproduktion sollte man dies wirklich zur publikten Warnung auf Pappe ziehen und es irgendwo so öffentlich als möglich zum abschreckenden Muster für Eltern besserer Stände an die Wand hängen« (ebd.: 205). Dem Bedürfnis nach öffentlicher Thematisierung sexuellen Missbrauchs wird im 19. Jahrhundert aber nicht nachgekommen. Und selbst Bruseberger fehlt jedes Verständnis für Alexander, obwohl auch er zu den Opfern gehört. Als der Halunke und Taugenichts, wie sich der durchgegangene Sohn selbst bezeichnet, zurückkehrt, erkundigt er sich zunächst, ob Bruseberger etwas erzählt habe, und erhält mit »kurioser Trockenheit« als Antwort: »Der Bruseberger hat gar nichts erzählt, Herr Rodburg« (ebd.: 255).

Die Erzählung führt damit vor, wie unfähig die Gemeinschaft ist, schlimmstmögliche Gewalt, die sich fast täglich ereignet, zur Kenntnis zu nehmen und darauf zu reagieren. Alle Kontrollmechanismen versagen, denn treibt es einmal einer so arg, dass es außen an der »Straßenseite« zu sehen ist, dann rückt ihm »die Polizei von wegen Verwahrlosung und öffentlichem Ärgernis auf den Hals« (ebd.: 242) – ohne dass sich viel zu ändern bräuchte; und »[n]ach hinten hinaus« habe ohnehin niemand etwas zu vermelden, »und so bleibt da durchschnittlich alles beim alten durch die Generationen« (ebd.: 242). Genau dieser gleichgültige, feige Umgang bringt es mit sich, dass die Dunkelziffer der Opfer, auf die

1 | Es handelt sich dabei um einen populärwissenschaftlichen Text, *Handbuch aller Wissenschaften in ihrem Wesen, ihrer Entwicklung und ihrem Zusammenhange gedrängt dargestellt als Leitfaden zur wissenschaftlichen Selbstbildung*, der in Berlin 1838/39 erschien und von Fr. von Schönholz verfasst wurde (vgl. Schönholz 1838/1839).

der Text hinweisen möchte, sehr viel höher ist. Deshalb betont die Erzählerstimme: »und die gestorbenen [Kinder] zählten hier unbedingt noch mit« (ebd.: 196).

Selbst Bruseberger, der, wie es scheint, Ähnliches erleiden musste und wohl auch deshalb seinerzeit von zu Hause geflüchtet ist, kann kein Wort der Beschwichtigung im Umgang mit Alexander finden. Wenngleich er selbst nur durch Zufall – durch die Begegnung mit ›Mutter‹ Schubach auf der Landstraße – einem ähnlichen Schicksal entgangen war, empört Bruseberger das »Böse-Jungen-Gegrinse«, mit dem Alexander »hohnlächel[t]« (ebd.: 275) besonders. Freilich ist Alexander im Recht, wenn er ihn gleich bei der ersten zufälligen Begegnung im Städtchen anklagt: »[M]ich hättet ihr vor Jahren nicht ins Haus genommen und zu einem frommen Knecht Fridolin aufgepappelt« (ebd.). Er spielt damit auf Schillers nach einem alten Sagenstoff gestaltete Ballade *Der Gang nach dem Eisenhammer* (1797) an, in der Fridolin mit dem Leben davonkommt, gerade weil er die gegen ihn gerichtete tödliche Gewalt seiner Herren völlig verkennt. Dies scheint auch auf Theodor zuzutreffen, denn er empfindet vor allem Ehrfurcht vor dem väterlichen Zimmer und hat die wichtigsten Begebenheiten seiner früheren Jahre, wie es eingangs heißt, »am wenigsten selber im Gedächtnis« behalten (ebd.: 199). Dass ihm Ähnliches wie Alexander widerfahren ist, vermutet dieser wahrscheinlich nicht zu Unrecht: »Übrigens, Bruseberger, ein bißchen spaßhaft ist diese Geschichte doch mit dem Vergnügen, was sich unser Seliger in meiner Abwesenheit nochmal gestattet hat – wahrscheinlich zu einem Ersatz für mich.« (Ebd.: 275) Offenbar war unter den Geschwistern Alexander derjenige, der besonders sadistisch missbraucht wurde, und dass es nicht bei diesem Einzelfall blieb, bestätigt auch Bruseberger, wenn er den Zustand Theodors in dessen zwölftem Lebensjahr mit einem völlig aus dem Leim gegangenen Buch vergleicht, das von sechs Geschwistern nacheinander misshandelt wurde.

Die Bediensteten im Hause Rodburg klagen jedenfalls darüber, dass man wohl »schon selber von seiner Geburt an und von der Natur zum Werwolf, zum Gespenst, zu einer eingemauerten Nonne, zu einem Scheusal, Greuel« (ebd.: 202) bestimmt sein müsste, wenn man es mit dem alten Notar aushalten könne, der noch dazu zu allen anderen Übeln sein Haus – und mit sich den Knaben Theodor und die Dienstmagd – von innen abschließe, und dass man, wolle man das Haus verlassen, »jedesmal dem Herrn den Schlüssel aus der Hosentasche abverlangen müsse und womöglich noch dazu schriftlich« (ebd.). Schon daraus geht hervor, dass im Hause Rodburg Unerhörtes und nicht Hinnehmbares vor sich geht, das den Augen der Öffentlichkeit verborgen bleiben muss.

Gegen Ende der Erzählung begründet der sonst so abgeklärt wirkende Alexander seine zweite Flucht aus Ilmenthal damit, dass das Vaterhaus seinen Schrecken nicht verloren hat: »Brr, diese Decke hier über unsern Köpfen!« Aus der Stuckatur schaut als Insignie der Doppelmoral und der Bigotterie ein Engel des jüngsten Gerichts ins Zimmer: »[D]er Posaunenengel da hat dem bösen Rodburg nur selten zu einem friedlichen, häuslichen Vergnügen die stumme Musik geliefert. Seht die Bestie, Triumph hat sie oft genug zu meinem kindlichen Geheul geblasen« (ebd.: 337).

Dazu passt, dass alle Kinder, Töchter und Söhne, das Haus so schnell wie möglich verlassen und Verständnis für das rasch kündigende Personal äußern. Die scheidenden Dienstmägde beklagen, dass jeder Mensch doch auf einen »Zusammenhang mit der übrigen Welt gestellt« (ebd.: 202) sei. Im Hause des respektablen Doktors der Jurisprudenz ist der Zusammenhang, der das Gemeinschaftsband zwischen den Menschen zusammenhält, unterbrochen, weil offenbar fortlaufend gegen ein Tabu menschlicher Kultur und Zivilisation verstoßen wird – ein Verstoß, der so schwerwiegend ist, dass sich die Mägde mit Vergleichen aus der Geisterwelt behelfen, wenn sie umschreiben oder vielmehr verschweigen, was sich hinter verschlossenen Türen abspielt. Alle äußern ihr Mitleid gegenüber Theodor, niemand hilft ihm aber in der Zeit zwischen seinem fünften Lebensjahr, dem Todesjahr seiner Mutter, und seinem zwölften, in dem sein Vater stirbt. Wie Fremde kommen die Geschwister herbei und trachten danach, das Erbe möglichst schnell zu verteilen und sich alsbald wieder in unterschiedliche Richtungen zu trennen, als wollten sie nichts lieber, als die geteilten Erinnerungen vergessen. Sicher ist, dass Theodor in diesen Jahren um seine Kindheit gebracht wird, denn er sieht aus wie ein alter Greis, und was ihm noch darüber hinaus im Haus und Zimmer seines Vaters widerfährt, wird nicht ausgesprochen. Alle tun so, als würden sie es nicht verstehen. Besonders aufschlussreich ist die Todesstunde der Mutter, in der sie etwas verständlich zu machen versucht, was sich die Anwesenden wahrzuhaben weigern. Mit großer Beharrlichkeit macht die Sterbende Zeichen und spricht Wörter, die den Familienmitgliedern nicht ins Bewusstsein dringen: »[W]as sie dabei murmelte, verstand längere Zeit keiner, und den ängstlichen Blick noch weniger« (ebd.: 198), bis schließlich eine der Töchter ihr den jüngsten Sohn vorführt, den die Mutter mit einer letzten schützenden Geste umfasst. Die letzten Worte »Mein Kind – mein arm lieb –« (ebd.) sowie der letzte Blick der Mutter begleiten Theodor auf seinem Lebensweg als eine Art Schutz, der durch alle Gewalt hindurch, über alle Tabus hinweg von der Schwelle zwischen Leben und Tod aus gesprochen wurde.

Es zeichnet sich bereits hier ab, dass schon den anderen Knaben möglicherweise etwas widerfahren ist, was die Mutter dem schutzlosen, dem Vater ganz und gar ausgelieferten Jüngsten ersparen möchte. Selbst über die Mägde heißt es: »Das unglückliche Geschöpf, das Kind, tat natürlich allen diesen Jungfrauen und Witwen sehr leid; aber – selbst eine bloß achttägige Kündigungsfrist war noch viel zu lange bei einem Manne wie der Herr Doktor für eine ältere gebildete Dame oder ein einzelstehendes wohlherzogenes Fräulein.« (Ebd.: 202)

Vor Theodor hat aber ein anderer, nämlich Alexander, eine Tortur erlebt, die in der Erzählung nur angedeutet wird: Offenbar hat Alexander als Kind, während er von seinem Vater missbraucht wurde, vergeblich um Hilfe gerufen. »Nicht wahr, Alter, ich war noch der einzige, der das melodische Organ hatte, dann und wann die Werkstatt und die Küche der Mutter Schubach in das helle Elend hineinzuflöten? Well, eines nach dem andern!« (Ebd.: 259) Die Schreie Alexanders sollen weithin zu hören gewesen sein, aber niemand – auch nicht die hilfsbereit wirkende »Mutter« Schubach oder der »Philosoph« Bruseberger kamen ihm zu Hilfe. Nicht allein der Vater versagt, sondern auch die Mutterfi-

guren und das gesamte bürgerliche soziale Umfeld. Alexander erweist sich als gebrochener Charakter, der aufgrund frühkindlicher traumatischer Erfahrungen auch im Erwachsenenalter asymmetrische, missbräuchliche Beziehungen sucht.

Bei allen herzigen Kindheitserinnerungen, ob ich's nicht ganz genau wüßte! Señora, Ihr Fläschchen! Was ich da hinter jener Wand ausgestanden habe, das kann kein verfloresener Plantagennigger nachfühlen. Natürlich ist das die Pforte, vor der ich mich heute noch erst einen Moment an die Mauer lehnen muß, ehe ich mich hineintraue. Bitte, entschuldigt mich einen Augenblick – Señora, Ihren Fächer! Tieffenbacher, por l'amor de Dios, decken Sie mir den Rücken, alter Freund, – meine Gefühle von den Schultern bis zum Kreuzbein überwältigen mich zu sehr! (Ebd.: 291)

Alexander stellt durchaus klar, dass sein Vater offenbar ein Serientäter war, und klagt als Einziger – obwohl alle ihn für den Bösewicht halten – die Verdorbenheit hinter der bürgerlichen Fassade radikal an, wobei er insbesondere den Sdismus und Zynismus des Vaters anklagt:

»Hm«, sagte der ältere Rodburg, »ich bin glücklicherweise nicht der einzige, der in diesem Raume geblutet hat. Wie drückt sich Vater Drüding aus, wenn er auf lateinisch meint, daß es ein wahrer Trost sei, allerlei Kameraden im Pech zu haben, Theo? By Jove, Don Jose, Heulen und Zähnklappen mit und ohne Noten hat's hier gegeben. Uh, der alte brave Herr tat dann und wann einen guten Griff ins volle Fleisch, und hatte er einen Lieblingsklienten in der Schraube und unter der Schere, so flog die Wolle ziemlich ausgiebig herum, und man konnte das Geblöke des armen Hammels häufig durch drei Wände vernehmen. Bewahre mich der Himmel, daß ich dem seligen Biedermann etwas Übles nachrede, Kleiner. Im Gegenteil, er wäre ein rechter Esel gewesen, wenn er die Gaben, die ihm unser gütiger Herrgott verliehen hatte, nicht zu seinem und seiner Familie Besten angewendet hätte. Wir Kinder waren die zeitweilige Aufregung und den Lärm aus Papas Büro auch ganz gewohnt, und nur Mama drückte bei außergewöhnlich lebhaftem Geschäftsverkehr immer noch ganz zitternd die Hände auf die Ohren oder horchte bänglich an der Tür – hinter jener Tür dort.« (Ebd.: 293)

Dass der Vater vorgibt, er handle stets zum Besten seiner Familie, gehört zur Rhetorik wohlhabender Honoratioren; dass in seinem Haus die Mutter nichts anderes tut, als sich zitternd die Ohren zuzuhalten, wenn ihr Mann mit einem »Griff ins volle Fleisch« sich dem Geschäfts- (oder Geschlechts-?) Verkehr mit einem brüllenden Knaben hingibt, freilich nicht – dies zählt zu den Dingen, die sich im hinteren, von außen nicht einsehbaren Zimmer und in Gärten abspielen.

Einiges spricht also dafür, dass hier eine der wenigen recht eindeutigen Darstellungen kindlichen Missbrauchs in der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhundert vorliegt.

Nicht nur muss dadurch die Figur Alexander Rodburgs ganz anders eingeschätzt werden, auch auf Kolonialismus, Imperialismus und Modernisierung wirft der Text unter Berücksichtigung dieser extremen Gewalterfahrung ein an-

deres Licht. Nicht Alexander ist diabolisch, sondern das Bürgertum selbst kennzeichnet sich dadurch, dass es Verhaltensweisen und Selbstbeschreibungen entwickelt hat, um eine tiefsitzende Gewalt zu verbrämen. Insbesondere männlich-väterliche Autorität wird als Quelle von Übergriffen und Missbrauch entlarvt. Deutlich wird, dass die Gewalt, die Alexander in die Welt hinausträgt, der häuslichen Gewalt entsprungen ist, die er als Kind erfahren hat. So betrachtet, erweist sich der Text als Auseinandersetzung mit Wiederholungs- und Verschiebungsmustern von Gewalt, die über die Generationen hinweg wirksam sind und globale Ausmaße annehmen.

2.

Damit ist die Lesart von dem ›korrupten‹ Amerika als Gegenbild des bieder-integren Ilmenthal widerlegt. Die Erzählerstimme teilt die affirmative, selbstbestätigende Sicht auf die ›guten Ilmenthaler‹ vordergründig, liefert aber beiläufig Informationen, dank denen allmählich Zusammenhänge Konturen gewinnen, die in eine ganz andere Richtung weisen. Nicht nur der Notar Rodburg und jene, die ihn decken, werden auf diese Weise demaskiert, die gesamte sich modernisierende Welt, die frühe industrielle und mediale Globalisierung mit ihren Übergängen und auch die lebensgeschichtlichen Schwellen sind von Gewaltmustern affiziert. Ilmenthal ist dabei eine wichtige, aber nicht die einzige Quelle von Machtasymmetrien. Erhellend sind insbesondere die wenigen Hinweise auf das Vorleben Romanas. Gemäß ihres Spitznamens ›Fisch‹, den auch Alexander gebraucht, zum Stummsein verurteilt, teilt sie sich nicht mit, sondern versucht, über Teilhabe an zweifelhaften Geschäften erträglich zu leben. Die Erzählerstimme macht keinen Hehl daraus, dass ihr übel zumute ist im kalten Ilmenthal, dessen Einwohner sie bestaunen, statt mit ihr zu interagieren – einschließlich Theodor, von dessen Projektionen sie gar nichts weiß.

Romana wurde, wie die Leserinnen und Leser aus einem Kapitel erfahren, in dem die auktoriale Erzählerstimme nicht aus Theodors, sondern aus ihrer Perspektive berichtet, auf Drängen ihrer Eltern in Mexiko mit Joseph Tieffenbacher aus Bödelfingen in Deutschland verheiratet, der sich in der österreichischen Verwaltung hochgedient hatte und im Gefolge des Erzherzogs Maximilian in den Kampf um Mexiko gegen Benito Juarez gezogen war. In den Zimmern des alten Notarhauses Rodburg in Ilmenthal, in dem Theodor und zuvor auch sein verschollener Bruder Alexander aufgewachsen waren und das ihr nun mit gehört, erinnert sich Romana in einer längeren, traumhaften Episode, in der sie sich ihren Lebensweg noch einmal vergegenwärtigt, an die Wegstrecke nach Querétaro und von dort zum Hafen, von dem aus sie nach Europa eingeschifft wurde. In Querétaro, einem wichtigen Schauplatz im Kampf um die Unabhängigkeit Mexikos, behaupten sich die mexikanischen Freiheitskämpfer um den Liberalen Benito Juarez und verurteilen den von Frankreich unterstützten österreichischen Kaiser Maximilian zum Tode. Wie ›Maximiliano‹, der in Mexiko dauerhaft instauriert werden sollte, wurde auch Romanas Vater, ein unter verschiedenen

Regierungen bewährter Verwaltungsbeamter, der den kolonialen Kaiser unterstützte, in Querétaro von den Freiheitskämpfern exekutiert, während Romana mit ihrer Mutter als Kriegsgefangene »unter einer Eskorte spaßhaft aufgelegter Reiter von der Gegnerpartei« (ebd.: 334) zum nächsten Hafen gebracht wird. Bevor sie diesen Weg antritt, wird sie von ihrem frisch angetrauten Mann, »Joseph Tieffenbacher aus Bödelfingen gottlob ziemlich beruhigt« (ebd.: 333), dem Schutz und der Obhut »eines neugewonnenen Freundes aus der Gegnerpartei, des Kapitäns in der Legion of honour, der aus nordstaatlichen nordamerikanischen Gentlemen bestehenden juaristischen Hülfsstruppe, Mr. Alexander Rodburgh aus Ilmenthal an der Ilme« (ebd.), übergeben. Diese Übergabe der mexikanischen Frau von einem deutschen Mann (der Caballero genannt wird) an einen anderen (der sich Gentleman nennt) mutet schon allein deshalb seltsam an, weil offenbleibt, weshalb der gerade verheiratete José Tieffenbacher keinen Verdacht gegenüber Alexander schöpft, weshalb er sich nicht näher erkundigt, welche Geschäfte Rodburgh mit der Mutter Romanas plant, wegen denen Alexander zurückbleibt und erst verspätet nach Europa kommt, und schließlich, was es damit auf sich hat, dass Rodburgh und Romana in Paris, wo sie mit Tieffenbacher zunächst leben, ihn dazu drängen, die ungeliebte Mansardenwohnung im Boulevard Sevastopol aufzugeben und ausgerechnet das Elternhaus Alexander Rodburgh in Ilmenthal an der Ilme zu erwerben, um es mit Romana zu beziehen.

Romana ist erstens gemeinsam mit ihren Eltern in das Kriegsgeschehen involviert; dessen Details hat Raabe aus Fürst Felix von Salm-Salms zweibändigem *Querétaro* (vgl. ebd.: 626) entnommen, also aus einer Quelle, die dem Geschehen sehr nahestand, denn Salm-Salm hatte als Adjutant den Truppenbefehlshaber Kurfürst Maximilian nach Mexiko begleitet. Romanas Vater, der viele Regierungen überstanden hatte, ist mit Maximilian in Querétaro in eine Falle geraten und wird gehängt; die ebenfalls geschäftstüchtige Mutter freundet sich rasch mit Alexander an, und sie beginnen gemeinsam Geschäfte zu planen, von denen unklar bleibt, inwiefern sie auch Tieffenbacher, der das notwendige Kapital bereitstellt, bis ins Letzte bekannt sind. Zweitens ist Romana Spielball in den Geschäften, die die beiden Männer miteinander abwickeln, und drittens ist sie auch Mitwisserin Alexanders, mit dem sie wohl von Anfang an ein Verhältnis hat, und insofern Mittäterin, als sie mit Wertpapieren ihres Ehemanns flüchtet. Der mit viel Ironie dargestellte Schwabe Tieffenbacher wirkt einerseits durch seine Selbstgespräche und sein freundliches Plappern sympathisch. Andererseits ist ihm bewusst, dass die Geschäfte, denen Alexander auch mit seinem Kapital nachgeht, nicht nur zu seinem, sondern auch zu Alexanders Vorteil sind. Es scheint ein Einverständnis – um nicht zu sagen: einen Handel – zwischen den beiden Kriegsgegnern in Querétaro gegeben zu haben, im Zuge dessen die bereits verheiratete Romana von ihrem Ehemann an Alexander Rodburgh – auch als eine Art »Kriegsbeute«, wie angedeutet wird – übergeht. Über Romana erfahren wir ferner, dass sie »nicht die geringsten Einwendungen gemacht« hatte, als ihr Vater »Don José Tieffenbacher« (ebd.: 331f.) für sie als Ehemann aussuchte – und mit den gleichen Worten lobt Tieffenbacher das »Weibe« (ebd.: 295) und »Fraue« (ebd.) Romana, das abermals »wenig Einwürfe« (ebd.) macht, als auf

Anraten Alexanders der Umzug von Paris nach Ilmenthal beschlossen wird. Bei näherem Hinsehen erweist sich, dass Romanas Vater ebenfalls eine Art ›Kriegszahlmeister‹ war – zuletzt hatte er eine Stelle im nicht näher beschriebenen ›Verpflegungswesen‹. Er zögerte offenbar nicht, sowohl seine Frau als auch seine Tochter, die es »ziemlich schlecht in ihrem väterlichen Haus« (ebd.: 332) hatte, als Unterpfand für sein Fortkommen einzusetzen, so dass er sein Amt »unter mehreren Dutzenden von Präsidenten der verschiedensten Haut- und Parteifarben festgehalten hatte« (ebd.: 331). Für solche Verhältnisse spricht auch, dass Eufemia, Romanas Mutter, einen der Anführer der Truppen Benito Juárez, Don Victoriano Turbacio, heiratet. Dieser hatte wiederum während der Reise von Querétaro nach Veracruz Ansprüche auf Romana erhoben und war von Rodburg möglicherweise an die Mutter verwiesen oder mit dieser im Zuge eines weiteren ›Tauschgeschäftes‹ verkuppelt worden, denn nachdem er, wie es (unglaublich) heißt, Romana in Veracruz an Ehre unverletzt ihrem Gatten übergibt, reist er nicht gleich mit nach Paris, sondern geleitet Doña Eufemia zunächst zurück nach Mexiko-Stadt. »Daß er dort noch eine kleine Privatkostenrechnung mit der Regierung Benito Juárez auszugleichen hatte, traf sich freilich recht geschickt« (ebd.: 335). Dieser und weiteren Andeutungen lässt sich entnehmen, dass die Verheiratung der Mutter Romanas mit dem Anführer Victoriano Turbacio Teil eines Geschäftspakets ist, zu dem wohl auch gehört, dass Doña Eufemia Turbacio ein staatliches Gehalt erhält, weil sie »beim Straßenbauwesen mit angestellt ist« (ebd.); auch schreibt Alexander Rodburg an Tieffenbachers Schwiegermutter Doña Eufemia, als er beschließt, Ilmenthal mit dem von den globalisierungsbegeisterten Bürgerinnen und Bürgern investierten Geld – und mit Tieffenbachers Ehefrau und Wertpapieren – zu verlassen.

Diese im Text angelegten Spuren gipfeln letztlich darin, dass Joseph Tieffenbacher sich vor der Hinrichtung bewahrte, indem er seine Frau Romana verkaufte oder zumindest doch mit einpreiste. So ist jedenfalls Romanas wiederholte Rede von einem »miraculo de la Santissima« (ebd.) aufzufassen, wenn sie darüber räsoniert, wie wunderbar es sei, dass sowohl sie als auch ihr aus einer kurzen Haft entlassener Mann sich nach Europa eingeschifft haben: »[E]s war ein Wunder, ein Wunder, ein Wunder« (ebd.) – unter anderem, weil »ihr Gatte nicht wie der Papa gehängt oder wie Kaiser Maximiliano erschossen wurde« (ebd.: 333).

Das ›Wunder‹ war freilich ein geplantes. Das Selbstgespräch Romanas verläuft im Übrigen strukturanalog zu den Selbstbeschreibungen der ›guten Bürger‹, die durchaus kein positives Gegenbild zu den ›amerikanischen‹ Figuren abgeben: Auch die Ilmenthaler verbrämen ihre Entscheidungen, die sie aus gewinnorientierten und wenig tugendhaften Gründen treffen, wie etwa die Einrichtung eines künstlichen Wasserfalls, indem sie ihr Tun (z.B. Beschlüsse des Magistrats) externalisieren und dem neuen Geist der Zeit zuschreiben.

Dieser euphemisierende Blick eignet nicht allein den Ilmenthalern und den aus Übersee Kommenden, auch die Erzählerstimme macht sich zum Komplizen der Beschönigung. Sie entfaltet einen Rechtfertigungsdiskurs, den die Leserinnen und Leser gegen den Strich lesen müssen. Allerdings sät sie selbst Zweifel

an der Richtigkeit dieser Art, das Geschehen einzuordnen. An manchen Stellen kippen hyperbolische Anerkennungsbekundungen recht offensichtlich in einen satirischen Ton, so beispielsweise, wenn Alexander Rodburg mitten in einer Lobestirade ein »US-Ehrenlegionär« (ebd.: 335) genannt wird, wobei in dem »Legionär« der skrupellose Söldner anklingt, der sich oxymoronisch zur »Ehre« verhält.

Anderenorts wecken ironische Signale Zweifel an der Zweisamkeitsidylle zwischen Tieffenbacher und seiner Frau Romana, die in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Ilmenthal Haus und Garten kaum verlassen. Eine einzige Textstelle legt – allerdings recht unmissverständlich – inmitten der plapperhaft-belanglosen Monologe »Papa Pepes«, wie Joseph Tieffenbacher genannt wird, offen, dass er um das Verhältnis zwischen Romana und Alexander weiß. Als Alexander, nachdem er abermals überseeische Geschäfte zu erledigen hatte, nach Ilmenthal zurückkehrt, geht er in Tieffenbachers Abwesenheit in sein früheres Elternhaus, um dort Romana allein zu treffen. Tieffenbacher kehrt überraschend heim und ertappt die beiden, wie er selbst in Anwesenheit von Alexander, Theodor und Romana berichtet:

[H]e, he, he, habe ihn [Alexander; I.-K.P.] mal überrascht, neulich bei seiner ersten Visite, als Proprietär seines Ilmenthaler Ahnenschlosses! Hat mir viel Spaß gemacht. Arrangiert sich manches sehr leicht unter dem blauen Himmel, was der Mensch für unmöglich hält. Wohnen hier nun quasiment wie eine Familie beisammen –« (ebd.: 296).

Dies kann unschwer als ein Bekenntnis zu einer Ménage-à-trois verstanden werden, die bereits in Mexiko, unter freiem Himmel – in Querétaro –, ausgehandelt wurde. Wann immer also die Erzählerstimme von der Naivität Tieffenbachers spricht, legt sie eine falsche Fährte, und wenn Nachbarn oder andere Ilmenthaler dies tun, zeugen sie von ihrer eigenen fehlenden Menschenkenntnis:

[H]abe keine Lust, den Trockenwohner für des Städtles Zukunftbevölkerung zu spielen, – habe drüben jenseits der Ilme schon ein Terrain für mögliche Spekulationen ins Auge gefaßt, he Frau! he Gentlemen?!...Wollen unsere paar Pfunde nicht bloß vergraben oder verwohnen in Ilmenthal an der Ilme – wollen auch unsererseits dem lieben Ort nach Möglichkeit zu einer internationalen Universalreputation verhelfen! (Ebd.: 276).

Der schrullig und harmlos wirkende Tieffenbacher beteiligt sich aktiv an den Spekulationen um die mögliche Zukunft des Ortes und ist damit am Ende nicht nur das verlassene Opfer, der Gegenstand allgemeiner Anteilnahme, sondern auch – hintergangener – Mittäter.

3.

Die dritte Textstrategie, Übergänge gegen Übergriffe einzusetzen, beruht auf Intertextualität. In Raabes Figurenreden, mitunter auch in Erzählerkommentaren oder im Handlungsverlauf, tauchen Zitate aus anderen literarischen Texten auf.

Diese führen dazu, dass die Figuren in neuen Kontexten gesehen und umgedeutet werden müssen, oder aber dazu, dass sie einen Anstoß zur eigenen Entwicklung erhalten. Letzteres ist der Fall, wenn die intertextuellen Verweise in den Handlungsverlauf eingebunden sind – etwa in Form eines offenen Buchs, auf das der Blick des Protagonisten zufällig fällt.

In Raabes Erzählung sind diese intertextuellen Verweise bewusst als Übergänge angelegt, die Ähnlichkeiten und Strukturanalogien zu auf den ersten Blick ganz verschiedenen Situationen herstellen oder mitunter den Figuren Anstöße zur Veränderung geben.

Erstens fällt der Blick Theodors zufällig auf Johann Wolfgang Goethes Gedicht *Der neue Amadis*, als er gerade im Begriff war, Romana wie der König in Thule ewige Treue zu schwören. Die beiden Texte treten vor seinem inneren Auge in einen Widerstreit zwischen Pathos und »schalkhaftem Ernste« (ebd.: 283), wobei sich Letzterer doch durchsetzt, indem sich Theodor in dem kindlichen »Ich« wiedererkennt, das von ritterlichen Abenteuern träumt und dabei doch in einer armseligen, lebensfernen Welt gefangen ist. Mit einer »Prinzessin Fisch« lässt sich eben nicht zu Tisch gehen:

Ritterlich befreit ich einst
Die Prinzessin Fisch
Und sie war ganz obligeant
Führte mich zu Tisch
Und ich war galant (ebd.: 285).

Theodor erkennt sich selbst im Knaben, der exotische Fluchtphantasien hat – wie früher schon in Gestalt von Robinsonaden, die ihn in fremde Welten und Abenteuer führten; Phantasien, die sein Bruder Alexander in die Tat umgesetzt hat, mit ungunstigen Folgen. Eine in der Biographie angelegte Erklärung für exotische Ausfluchtphantasien liefert Goethes Gedicht auch gleich mit, indem es Vernachlässigung, Gewalterfahrungen und Isolation zumindest andeutet:

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Über mir allein,
Wie im Mutterleib (ebd.: 284).

Alexander und Romana entstammen für Theodor jenem »Reich der blauen Wunder und Abenteuer, nach welchem sich der unmündige Knabe, mit seinem Robinson Crusoe und Ferdinand Cortez im Sinne, so sehr gesehnt hatte« (ebd.: 308). Erst als er lernt, reflektiert mit Literatur umzugehen und sich damit von diesen Gestalten zu unterscheiden, überwindet er die Verstrickung in die Liebesphantasie um eine Frau, in der er den intergenerationellen sexuellen Missbrauch, den er als Kind möglicherweise beobachtet oder sogar selbst erlitten hat, unbewusst wiederholt. Zu einem »Mitbürger in der Welt der Phantasie«

(ebd.: 309) wird Theodor für Bruseberger aber stets in einem zweifachen Sinne: zum einen als einer, dessen Vorstellungen anfällig bleiben für gewaltgeladene Wiederholungsmuster, und zum anderen als jemand, der insbesondere durch literarische Lektüren Distanz gewinnt und eine zweite Reflexionsebene, eine ›Schwelle‹ einzuziehen vermag, die es ihm schließlich erlaubt, von der ›Heimat‹ in Ilmenthal und seinem Elternhaus Abschied zu nehmen.

Zweitens sagt Alexander von sich: »[I]ch bin's – bin der Räuber Jaromir« (ebd.: 275), und gibt sich damit als ›verlorener Sohn‹ aus, der als Verbrecher und Mörder heimkehrt, um in der Sage wie in Grillparzers *Ahnfrau* mit seiner Schwester und der gespensterhaft zurückkehrenden Ur-Mutter zu schlafen und den Vater zu ermorden. Auch er greift auf Literatur als Medium der Selbstreflexion zurück, ohne ihr allerdings Heilsames entnehmen zu können. Auch von seinem Vater heißt es, er ähne in seinen letzten Lebensjahren King Lear – allerdings führt die Reue zu keiner Läuterung.

Drittens vermittelt der Schubkarren voller »wahrer Weltliteratur«, den Bruseberger in der Schlusszene schiebt, den Eindruck, er trüge nicht unerheblich zum erfreulichen Ausgang des Textes bei, denn es kommt nur wegen der Bücher, die Bruseberger verkaufen wollte, zur entscheidenden Begegnung, die zur Ablösung Theodors von der ›falschen Heimat‹ führt. Inmitten der mitgeführten ›Weltliteratur‹ wird der Buchbinder, der ansonsten immer nach dem ›Zusammenhang der Dinge‹ sucht, zum »großer Zergliederer und Scheidekünstler« (ebd.: 383), der seinen Zögling mäeutisch in einen Zustand überführt, in dem er von der falschen Heimat getrennt ist: auch dies ein Übergang. Aus ihm sollen sich, so der Wunsch des älteren Mentors, neue Zusammenhänge ergeben, die vielleicht in vielen Jahren zu einer Wiederbegegnung führen könnten, die dann gerade keine Heimkehr sein kann.

Viertens schließlich weist sich der gesamte Text selbst vielerorts als ein solches ›gemachtes Ding‹ aus, als eine Reflexionsserie unterschiedlich gelagerter Vorstellungen, die wünschenswerte Übergänge ermöglichen, dagegen aber schädliche Grenzüberschreitungen wie auch die Perpetuierung gewaltträchtiger Muster als solche ausweisen und verhindern helfen können. Gleich zu Beginn des Textes exponiert sich der Erzähler als ein Schriftsteller-Ich, dass »gleichfalls Bescheid« weiß »mit dem Spinnen, Wickeln und Abschneiden menschlicher Schicksale« wie die »Parzen« Klotho, Lacheis und Atropos, die »Kolleginnen«, bei ihrer »unausgesetzten Fabrikttätigkeit« (ebd.: 193). Die Arbeit der »Kolleginnen« betrifft den Grundbestand an Übergängen, während die schriftstellerische Arbeit mühsam als Schwellenkunde betrieben werden muss, wie der Erzähler selbstironisch klagt. Seine Gemachtheit stellt der Text gleich auf den ersten Seiten aus, denn der Erzähler reist, um sich von der mühsamen parzengleichen Arbeit zu erholen, in die Berge – in den internationalen Luftkurort Ilmenthal, wo er fast unbemerkt ins Geschehen abtaucht. Freilich bleibt die Erzählerstimme während des gesamten Handlungsverlaufs keineswegs passiv, sondern spinnt an Übergängen, falschen und richtigen Fährten, greift Selbstrechtfertigungsdisurse auf und stimmt in den euphemistischen Diskurs ein, der die bürgerliche Doppelmoral und die ihr inhärente Gewalt kaschiert. Aber es gelingt der Erzäh-

lerstimme auch, all dies zu entlarven und zu konterkarieren, nicht zuletzt durch die Arbeit an und mit individuellen und kollektiven Übergängen. Statt sich zu erholen, ist der Erzähler aus dem Leben wieder zur Kunst zurückgekehrt und hat die Grenze zwischen beiden durchlässig gemacht.

In diesem Sinne ist auch die letzte Intervention der auktorialen Erzählerstimme zu verstehen, als am Ende des Textes Theodor in Begleitung von Bruseberger die Entscheidung fällt, sich weiter seinem Jurastudium in Leipzig zu widmen und bis auf Weiteres nicht mehr nach Ilmenthal zurückzukehren. Der Schwellenzustand, in den Theodor eintritt, gleicht nicht einer erhabenen Beobachterposition. Er steht zwar auf einer Anhöhe oberhalb Ilmenthals, aber auf einem aufgelassenen, verwilderten Nebenweg, von wo aus zwei Randständige den fast monumentalen Einzug der Kurarchitektur, der Eisenbahngleise und der neuen Wegeinfrastruktur passiv zur Kenntnis nehmen. An dieser Schwelle erkennt Theodor, dass der für ihn lebensgeschichtlich wichtige Übergang sich als Abkehr von dem Elternhaus und dessen sozialem Umfeld vollziehen muss. Diese Entscheidung unterstreicht die Erzählerstimme: »Wir aber – wir hatten zuerst die Absicht, dieser wahrhaftig wahren Geschichte den Titel zu geben: // *Auf der Schwelle!*« (Ebd.: 386; Hervorh. i.O.)

Diese Sätze beschließen den Text und bringen nicht nur den Standpunkt des Protagonisten Theo, sondern den der gesamten Erzählung auf den Punkt. Aus der Überkreuzung unterschiedlicher Übergänge – wissenschaftlicher, medialer, infrastruktureller, ökonomischer, kultureller und psychologischer Natur – ergibt sich ein poetischer Schwellenzustand, von dem aus es vielleicht gelingen kann, die Gewaltmuster zu überwinden. Während Alexanders wiederholte Flucht in die Neue Welt gerade keine Befreiung aus den asymmetrischen Mustern gewährleistet, sondern zur Wiederholung missbräuchlicher Verhältnisse (gegenüber Romana, aber auch im Umgang mit Versklavten und Kriegsgefangenen) verleitet, eröffnet das Verharren Theodors am Ende des Textes »auf der Schwelle« zumindest Möglichkeiten. Dieser widerständige Schwellenzustand tritt nicht von selbst ein, sondern ist Ergebnis poetischer Übergänge.

LITERATUR

- Göttsche, Dirk (2009): »Pionier im alten abgebrauchten Europa«. Modernization and Colonialism in Raabe's *Prinzessin Fisch*. In: Ders. / Florian Krobb (Hg.): Wilhelm Raabe. Global Themes – International Perspectives. London, S. 38-51.
- Raabe, Wilhelm (1979): *Prinzessin Fisch*. In: Ders.: Sämtliche Werke [Braunschweiger Ausgabe]. Hg. v. Karl Hoppe u. Jost Schillemeit. Bearb. v. Karl Hoppe, Hans Oppermann u. Kurt Schreinert. Göttingen, S. 191-386.
- Schönholz, Freiherr von (1838/1839): *Handbuch aller Wissenschaften, in ihrem Wesen, ihrer Entwicklung und ihrem Zusammenhang gedrängt dargestellt als Leitfaden zur wissenschaftlichen Selbstbildung*. Berlin.

»Ihr müsst mit uns rechnen, mit unserer Andersartigkeit«

Transintegrative Entgegenfahrten im Werk Irena Brežnás

SWATI ACHARYA

Abstract

While the migration literature has since long dealt with the question of alterity and worked on sharpening of contours of the ›Self‹ and the ›Other‹, the contemporary authors with the so called migration background tend to focus on the overlapping rather than segregating the categories of alterity. Irena Brežná's multidimensional work looks at ›constructions‹ such ›nation as Space‹ and the spatial category of ›Heimat‹ in the specific German context. This paper concentrates on Irena Brežná's attempts to overcome the alleged segregation of ideological constructs like ›Heimat‹ and the ›Foreign‹ and how she takes a step forward in the trans-integrational direction. The paper argues with the help of her novel The thankless Foreigner that her conscious polemical approach towards concepts such ›land of origin‹ and ›land of arrival‹ no longer serve any purpose as far as the creative expression in multiple languages is concerned.

Title: »Yes, We Are Different and You Have to Count Us in«: Trans-Integrational Aspects in the Works of Irena Brežná

Keywords: alterity; Irena Brežná (* 1950); transintegration; multilingualism; migration literature

Hans-Joachim Gehrke nennt die Autorinnen und Autoren, deren Literatur als Grenzüberschreitung in jeder Hinsicht zu verstehen ist, »Grenzgänger im Spannungsfeld von Identität und Alterität« (Gehrke 1999: 16). Im Anschluss daran stellt sich die Frage, mit welchen Grenzen es die Grenzgänger zu tun haben? Abgesehen von den geographischen Grenzen, sind Grenzen als ein literaturwissenschaftliches Konstrukt eine Sache der Perspektive, einer Perspektive des Innen und Außen, des Eigenen und des Fremden. Klaus Müller (vgl. 1997) unterteilt sie in Endosphäre und Exosphäre. Die Dynamik dieser Sphären macht den Kern der ganzen Debatte um die Grenzfrage aus. Grenzen sind nicht nur porös, sondern überlappend und sich gegenseitig beeinflussend. Die klassischen Kategorien in unserem Kontext sind die von Heimat und Außenwelt, von Zuhause und Fremde. Das Augenmerk dieses Beitrags richtet sich auf Irena Brežnás Versuche, die Begrifflichkeiten der Heimat und der Fremde zu überwinden und sie in Richtung Transintegration zu bewegen.

1. VERSTÄNDNIS VON MIGRATION UND INTERKULTURALITÄT IM OST-WESTEUPÄISCHEN KONTEXT

Während sich die Migrationsliteratur in ihren Anfangsjahren mit der Frage der Abgrenzung des Eigenen vom Fremden beschäftigte, tendiert sie heute eher dazu, die Überlappung dieser Kategorien zu behandeln. Irena Brežná verfolgt in ihrem vielfältigen Werk die Auseinandersetzung mit den Konstruktionen wie ›Raum der Nation‹ und dem ›Heimatraum‹ (vgl. Behschnitt 1999: 351). Der Raum der Nation ist eine relativ einfache Konstruktion, mit geographisch und politisch festgelegten Grenzen. Spannend wird es dagegen bei der Konstruktion des Heimatraums. Er beansprucht nicht nur die kollektive Zugehörigkeit zu einem bestimmten Territorium, sondern bleibt eng an die Individualität des Subjekts gebunden. Die individuellen Konturen des Heimatraums bestehen aus der Erinnerung, den Kindheitserfahrungen sowie der persönlichen Entwicklungsgeschichte und lassen sich daher nur unvollständig geographisch kartieren. Der Heimatraum existiert per se im Bereich des Ungreifbaren und findet daher seinen gesuchten und gewünschten Ausdruck im Raum der Kunst und im Raum der Literatur.

Diese Spannungen schlagen sich in der Literatur der deutschsprachigen Autoren nieder, die in Osteuropa geboren wurden, nach Deutschland, Österreich oder in die Schweiz migriert sind und in der deutschen Sprache ihren literarisch produktiven, kreativen Ausdruck gefunden haben. Der Osteuropahistoriker Karl Schlögel hat bereits 2002 proklamiert, dass die Mitte ostwärts liege. Er hat die fest verankerten Vorurteile des Westens dem Ostblock gegenüber scharf kritisiert und die Weichen gestellt für das Phänomen des *eastern turn* in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, der sich in den Postperestroikazeiten auffällig gemacht hat (vgl. Schlögel 2002: 14-64). Brigid Haines fasst in ihrer Analyse dessen (vgl. Haines 2008: 135-149), was sie »östlichen Wandel« nennt, so zusammen: Die Texte des *eastern turn* oder der Osterweiterung haben, »a transitory unity deriving from its – often autobiographically based – thematic concern with the communist period in the eastern bloc, and its aftermath« (ebd.: 137).

Irena Brežná's Schreiben hat zum größten Teil mit der Spätphase des Kommunismus und der postkommunistischen Wandlung in Ost- und Westeuropa zu tun, aber sie überwindet diese Erinnerungsarbeit, indem sie am Beispiel ihrer eigenen Mehrsprachigkeit und ihres Kulturhintergrunds die Funktion einer Avantgarde übernimmt. Sie musste 1968 als 18-jähriges Mädchen unmittelbar nach den Ereignissen des Prager Frühlings mit ihrer Familie die Tschechoslowakei, ihre damalige Heimat, verlassen und lebt seitdem mit kleinen und großen Abwesenheitsphasen in der Schweiz. Sie ist als Journalistin, Kriegsreporterin, Übersetzerin und Dolmetscherin und vor allem als Schriftstellerin aktiv. Wie Ilma Rakusa und Yoko Tawada gehört Brežná zu den Autorinnen der »Literaturen ohne festen Wohnsitz«, die »mit und in mehreren Zungen« (Ette 2005: 203) sprechen und schreiben. Ottmar Ette hatte die »Literaturen ohne festen Wohnsitz« bereits 2005 eingeführt und er erfasst m.E. die bedeutungstragende Relevanz dieser Literaturbewegung am zutreffendsten. Bis dahin hatte man mit

diversen Bezeichnungen gerungen, sei es ›Migrationsliteratur‹, ›Literatur mit Migrationshintergrund‹ oder ähnliche Variationen. In seinem Werk *Zwischen-Welten Schreiben* rühmt Ette »transareale, transkulturelle und translinguale Dynamiken, die im Zeichen eines ständigen und unabschließbaren Springens zwischen Orten und Zeiten, Gesellschaften und Kulturen eine Literatur ohne festen Wohnsitz in den Mittelpunkt rücken« (ebd.). Brežná konstatiert die Konstellation ›Fremde in der Heimat‹ im Zeichen der Bewegungsfigur des Odysseus und schreibt über ihre Unruhe und ihre Gewissensbisse, während des Prager Frühlings angesichts der russischen Panzer eigene Landsleute verraten zu haben (vgl. Brežná 1996: 14). Sie entmystifiziert die tradierten Heimatbilder und stellt immer wieder den Kontrast zwischen den Wunschbildern der ersehnten Heimat und der vorgefundenen Wirklichkeit in den Vordergrund. Ihre Heimatkritik beinhaltet eine »Außerhalbfindlichkeit« (Ette 2005: 186). Damit verleiht sie einem innerhalb der ›Literatur ohne festen Wohnsitz‹ oft vorkommenden Phänomen einen erlebten Ausdruck, in dem die Heimkehr zu einer Begegnung mit einem längst fremd gewordenen Land wird und sich in einer schmerzhaften Dialektik der Heimatlosigkeit offenbart.

Meine deutsche Stimme ist hoch wie die Stimme der Kastraten. Ich habe bei ihr Zuflucht gefunden vor der klebrigen, verführerischen Muttersprache, von der ich mich jedes Mal mit viel Kraft losreißen muss [...] ich fliehe vor dem Dämmerlicht der Kindheit [...] wo ich so heimisch bin, dass ich dort keine Augen brauche. Ich renne zu Worten ohne Geschichte. Das neue Haus hat luftige, nach nichts riechende, lichte Räume. (Brežná 1996: 61).

Die textinternen Sprachkonflikte kann man dann besser verstehen, wenn man die textexternen (auto)biographischen Züge aus dem Leben Brežnás herausfiltert. Die Kindheitserfahrung in einem totalitären Regime, die der Muttersprache zugeteilte, fast erzwungene Funktion der Manipulation, die Atmosphäre der Denunziation und des Verdachts auch in der eigenen Familie rufen bei der Autorin große Skepsis gegenüber der Muttersprache hervor. Sie erwähnt in dem 2008 erschienenen Roman *Die beste aller Welten*, dass sie in ihrem Kopf zwei Sprachschienen habe; die eine für die Schulworte und die andere für die Familienworte. Die Schulworte sind dabei immer die Wiederholung und Bestätigung des indoktrinierten staatlichen Vokabulars.

Im Werk Brežnás kommen die verschiedensten Erfahrungen des Exils, der Flucht und der Migration zum Ausdruck. Ihre autobiographisch angehauchten fiktiven Schriften sind der geeignete Nährboden für die Auseinandersetzung mit all diesen Begriffen des modernen Lebens im Transit. Besonders durch ihre eigene Tätigkeit als Dolmetscherin und Journalistin im Allgemeinen und als Kriegsreporterin im Besonderen kommt es in ihren Texten zu polemischen Äußerungen, die nicht ein bestimmtes, durch Not aus dem eigenen Land vertriebenes Volk meinen, sondern auf eine transareale und transkulturelle Weise die weltweit aktuell gewordene *condition humaine* kommentieren. Ihr Werk und überhaupt ihre Lebensanschauung bauen auf einem intertextuellen Gerüst auf und

machen die zahlreichen Stimmen aus der Vergangenheit wieder hörbar, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Der 1980 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnete polnische Dichter Czesław Miłosz findet ein Echo in den Schriften Brežná, indem sie wie Miłosz Freiheit zum Kernwert und Grundsatz des Lebens erklärt. »Freiheit *von* etwas, das ist viel, aber es ist zu wenig, ist viel weniger als Freiheit *zu* etwas« (Schlögel 2002: 53). Brežná lehnt sich an andere Dissidentenstimmen aus Osteuropa an, wie an Wladimir Bukowski.¹ Durch ihre Schweiz-Kritik unterstreicht sie den »stechenden Schmerz der Freiheit«, den Bukowski beschreibt, um die Erfahrung des Westens auf den Nenner zu bringen. Bukowski empfand den Westen als Land des Exils, aber nicht unbedingt der Hoffnung. Die in den Texten von Brežná beschriebenen Schikanen der Behörden an den Grenzen, in den Visaabteilungen, in den Anmeldungsbüros, in den Flüchtlingslagern erinnern an die Klagen von Stefan Zweig, der als Exilant vor der Nazi-diktatur fliehen musste. Für Zweig war »jeder Stempel in dem Paß eine Brandmarkung« und »jede Form von Emigration eine Ursache von unvermeidlicher Gleichgewichtsstörung« (Zweig 2001: 207). Die Intertextualität bei Brežná baut Brücken zwischen den Autoren aus Ost- und Westeuropa, die für transnationale Bewegungs- und Ausdrucksfreiheit plädiert hatten, aber auch zu den Autoren aus der Schweiz, wie Friedrich Dürrenmatt und Hugo Loetsche, die in ihrem Werk heimatkritische Töne vernehmbar gemacht hatten (vgl. Johnston 2015).

Obwohl das Œuvre Brežná vielfältig und mehrschichtig ist, wurden bis 2012 eher ihre journalistischen Schriften wahrgenommen und diskutiert. Nach dem Erscheinen ihres autobiographischen Romans *Die undankbare Fremde* (vgl. Brežná 2012) bekam sie die wohlverdiente Anerkennung in den Schweizer Literaturkreisen und einen Ehrenplatz in der Anthologie für zeitgenössische Literatur in der Schweiz (vgl. Schallié/Zinggeler 2012). *Die undankbare Fremde* versteht sich als Brežná Kritik an der Schweiz, aber auch als Kritik an den gesellschaftlichen Erwartungen der Zugewanderten, an Kategorien wie »Herkunftsland« oder »Ankunftsland«, und schildert ihren Widerstand gegen die bestehenden Strukturen.

2. RHETORIK DER DANKBARKEIT

Der Romantitel deutet auf der einen Ebene auf die Protagonistin hin als ein Subjekt, das sich dem Gastland gegenüber undankbar verhält. Damit ist der Blick des Gastgeberlandes angesprochen, der sich auf die zugezogene Fremde richtet und es als den Handlungsträger ausweist. Man kann den Titel aber auch aus dem invertierten Blick der Protagonistin selbst auffassen und ihre Enttäuschung spüren, dass das Gastland, also die Fremde, sich ihr gegenüber undankbar verhält. Im Text gibt es eine Szene, in der die Protagonistin eingebürgert wird und

1 | Wladimir Bukowski ist ein ehemaliger russischer Dissident, der durch sein Schreiben über die psychiatrischen Anstalten in der ehemaligen UdSSR bekannt wurde. Vgl. Bukowski 1983.

der Einbürgerungsbeamte Dankbarkeit von ihr verlangt. Sie ist sich aber der Vorteile bewusst, die die Zugewanderten dem Gastland bringen, über die man aber selten spricht.

Als schließlich die Feier des Gnadengeschenks kam, sagte der Einbürgerungsbeamte: »Sie sind jetzt alle glücklich und dankbar, unseren Pass in den Händen halten zu dürfen.« Menschen aus vielen Ländern saßen gesittet da, und niemand stand auf, um zu ergänzen: »Und Sie sind glücklich und dankbar, dass wir zu Ihnen gekommen sind« (Brežná 2012: 110).

Diese Inversionsmöglichkeit ist der Ausgangspunkt einer unbefangenen, ungehemmten und grenzüberschreitenden Aufgeschlossenheit der Autorin. Sie hebt die ineinander geflochtenen Prozesse der Migration und Integration hervor und unterstreicht dabei jeden Widerstand gegen die Assimilationsprozesse, die für die Zugewanderten meistens eine Negierung ihrer bisherigen Identität und Unterwerfung in ihrem neuen Profil bedeuten. Sie bevorzugt Partizipation statt Assimilation. Es gibt eine positivistische Möglichkeit, diese Fremde als die Schweiz zu verstehen, aber Brežná macht im Text nie explizit klar, dass das vermeintliche Migrationsland die Schweiz sei. Ebenso wenig haben die Figuren im Text Namen, außer Mara, die Freundin der Protagonistin. Mit dieser Anonymität der Räume und der Personen schafft Brežná einen transarealen Raum und eröffnet Möglichkeiten, solche Narrative global anzuwenden und ihre Relevanz zu betonen. Sie bewegt sich souverän in dieser transnationalen bzw. transarealen Arena und stiftet dadurch neue, postkulturelle Identitäten.

Der Text *Die undankbare Fremde* eröffnet mit einer skeptischen Begegnung mit der Fremde, wo der Argwohn der Protagonistin neben die »Emigrationslust« ihrer Mutter gestellt wird.

Wir ließen unser Land im vertrauten Dunkel zurück und näherten uns der leuchtenden Fremde. »Wie viel Licht!«, rief Mutter, als wäre das der Beweis, dass wir einer lichten Zukunft entgegenfuhren. Die Straßenlaternen flackerten nicht träge orange wie bei uns, sondern blendeten wie Scheinwerfer. Mutter war voller Emigrationslust und sah nicht die Schwärme von Mücken, Käferchen und Nachtfaltern, die um die Laternenköpfe herumschwirrten, daran klebten, mit Flügeln und Beinchen ums Leben zappelten, bis sie, angezogen vom gnadenlosen Schein, verbrannten und auf die saubere Straße herunterfielen. Und das grelle Licht der Fremde fraß auch die Sterne auf. (Ebd.: 5)

Brežnás ›Entgegenfahrten‹ in Richtung Transintegration sind nicht nur ihre Auflehnungsversuche gegen die Assimilation, sondern gegen die von der Gesellschaft erwartete Normativität des Integrationsbegriffs selbst. Was als die Leidensgeschichte einer Zwangsehe einer unmündigen Braut mit einem strengen, alten Mann, also als ein Einzelschicksal, ausgelotet wird, gewinnt später einen Komplizen in der Rolle der Dolmetscherin, und dann wird der Erzählstoff zum Schauplatz einer flächendeckenden kritischen Handlung. Die alltäglichen Kämpfe bereiten eine Gratwanderung vor, indem die Protagonistin zwischen

dem ›Ich‹ und ›dem fremden Land‹ gespalten leben muss. Gegen die Ermahnungen des Lehrers: »Pass dich an. Stell dir vor, du gehst auf der Straße und alle denken, du seiest von hier« (ebd.: 22), kommt das schmerzhaftes Bekenntnis: »[K]eine Waschmaschine wusch mein altes Ich so rein, dass ich ein unbeflecktes Leben beginnen könnte. Dankbar sollte ich sein, hier leben zu dürfen. Und stets pünktlich. Wem und wofür sollte ich pünktlich dankbar sein, dass es mir in der besseren Welt so schlecht ging?« (Ebd.: 23)

Ihre Arbeit als Dolmetscherin für Gefangene, Drogensüchtige, Kriegsflüchtlinge, Depressive, Ausgebeutete, kurz: für die aus dem sozialen Leben Entmachteten, bietet ihr ein Bildnis ihres eigenen Lebenszwecks. Sie nimmt ihre Lebenssituation als eine Chance wahr, jedwede Grenzen zu überschreiten. Die beklemmenden Erfahrungen in der Fremde werden zu subversiven Werkzeugen der Selbstbefreiung, indem sie proklamiert, »je mehr Mauern und Regeln da sind, umso freier will ich sein. Das Gefängnis ist ein verschmutztes Kloster, das verrückte Hoffnungen aufkommen lässt. [...] Deshalb bin ich da, und das Dolmetschen ist nur ein Vorwand« (ebd.: 26f.). Das Dolmetschen wird zum Sinnbild der Brücke zwischen unterschiedlichen Sprachen, zwischen den Entwurzelten und den Behörden des Gastlandes, aber auch zwischen dem am Anfang bodenlosen Ich der Protagonistin und deren späterem selbst- und weltsicherem Ich. »Das seelische Hinken der Entwurzelten aller Länder« bietet der Protagonistin »Aufnahme im gemeinsamen Fremdsein« und lässt sie fahren im »Fahrwasser der Fremde« (ebd.: 102).

3. SCHLUSS: BREŽNÁ'S PERSPEKTIVENWECHSEL

An dieser Stelle möchte ich Brežná in die von Ottmar Ette eingeführte Kategorie der ›Literatur ohne festen Wohnsitz‹ einordnen. Obwohl diese Literatur in einem Sinne Literatur der Grenzüberschreitungen heißen will, ist sie gleichzeitig markiert durch hochkomplexe »Grenzziehungen und Verwerfungen« (Ette 2005: 14). Eine andere Debatte, der diese Literatur sich unterziehen musste, war ihre Positionierung vis-a-vis der Nationalliteratur bzw. Weltliteratur. Ette lehnt die Kategorien der National- bzw. Weltliteratur vehement ab, indem er nicht nur den von Homi K. Bhabha angepriesenen ›dritten Raum‹ (vgl. Bhabha 2000) evoziert, sondern darüberhinausgehend ein zuversichtliches Plädoyer für eine neue Literatur ohne festen Wohnsitz sowie für eine neue Literaturwissenschaft erstellt. Die Territorialisierbarkeit der Literaturen wird als überflüssig abgelehnt.

Es geht nicht um die Fixierung einer neuen Kartographie des Literarischen mit einer damit verbundenen Ausweisung neuer literarischer Räume, sondern um die Aufbrüche neuer transkultureller, translingualer und transarealer Bewegungsmuster jenseits der von Sprachverarmung geprägten Unterscheidung von National- und Weltliteratur (Ette 2005: 15).

Brežná macht die neuen Erfahrungen der Dislokation und Heterotopie zu global nutzbaren Utensilien und erklärt Millionen von Emigrierten in Übereinstimmung mit Vilém Flusser (vgl. 1992: 247-264), selber ein lebenslanger Flüchtling und Migrant, nicht zu Außenseiterinnen und Außenseitern, sondern zu »Vorposten der Zukunft«. Sie verkündet mit ihrer neuen Inkarnation als »Emigrazia« (Brežná 2012: 115) eine neue Zugehörigkeit, einen neuen Gemütszustand. »Meine Heimat ist Ausländerin. Von hier lasse ich mich nicht mehr emigrieren« (ebd.: 104). Darin zeigt sich nicht nur eine unbefangene Einstellung der sogenannten Fremde gegenüber, sondern die Heimat selbst bleibt keine konstante Gegebenheit mehr. Emigration ist für sie nicht, »die angestammte Gemeinschaft gegen eine neue Mickrigkeit einzutauschen. Emigrazia ist dehnbar, elastisch, durchlässig« (ebd.: 115).

Viele Vertreter des *eastern turn* wie Terézia Mora, Ilija Trojanow, Ilma Rakusa, Melinda Nadj Abonji, Catalin Dorian Florescu, Richard Wagner, Saša Stanišić – um nur einige wenige zu nennen – verleihen literaturwissenschaftlichen Begriffen wie Transkulturalität ein passendes literarisches Gewand, dessen Fasern aus farbigen Stoffen bestehen. Sie verstehen sich als Sammlerinnen der Welten und Seelen, auch als Händler, »die einkaufe[n] und verkaufe[n]« (ebd.: 131). Brežnás Protagonistin beschreibt ein zutreffendes Bild, wenn sie in einer Stadt Bäuerinnen trifft, die aus ihren Dörfern vertrieben wurden. Um die Verletzung zu mildern, nur gespendete Kleider tragen zu können, hatten sie diese zunächst in Stücke zerschnitten, um daraus ein neues Patchworkkleid zu erschaffen. Es war fremd, schenkte ihnen aber eine gewisse Geborgenheit.

Genau das machen die ›Literaturen ohne festen Wohnsitz‹: Sie »drehen das Leiden am Fremdsein um und forder[n] ein Recht auf Fremdheit« (ebd.: 136). Die Fremdheit ist dann kein unvermeidliches Schicksal, sondern eine Chance, die ›Außerhalbfindlichkeit‹ in eine ›Globalbefindlichkeit‹ zu verwandeln.

LITERATUR

- Behschnitt, Wolfgang (1999): Die Konstruktion von Heimat in der Literatur. Zu Fredrika Bremers Roman *Die Mittsommerreise*. In: Monika Fludernik/Hans-Joachim Gehrke (Hg.): *Grenzgänger zwischen Kulturen*. Bd. 1. Würzburg, S. 349-365.
- Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Mit einem Vorwort v. Elisabeth Bronfen. Aus dem Engl. v. Michael Schiffmann u. Jürgen Freudl. Tübingen.
- Brežná, Irena (1996): *Falsche Mythen*. Reportagen aus Mittel- und Osteuropa nach der Wende. Bern.
- Dies. (2008): *Die beste aller Welten*. Roman. Berlin.
- Dies. (2012): *Die undankbare Fremde*. Roman. Berlin.
- Bukowski, Wladimir (1983): *Dieser stechende Schmerz der Freiheit. Russischer Traum und westliche Realität*. Aus dem Russ. v. Anton Manzella. Stuttgart.
- Ette, Ottmar (2005): *ÜberLebenswissen*. Bd. 2: *ZwischenWeltenSchreiben*. Literaturen ohne festen Wohnsitz. Berlin.

- Flusser, Vilém (1992): *Bodenlos. Eine philosophische Autobiographie*. Mit einem Nachwort v. Milton Vargas u. editorischen Notizen v. Edith Flusser u. Stefan Bollmann. Düsseldorf/Bensheim.
- Gehrke, Hans-Joachim (1999): Einleitung. Grenzgänger im Spannungsfeld von Identität und Alterität. In: Ders./Monika Fludernik (Hg.): *Grenzgänger zwischen Kulturen*. Bd. 1. Würzburg, S. 15-26.
- Haines, Brigid (2008): The Eastern Turn in Contemporary German, Swiss and Austrian Literature Debate. In: *Journal of Contemporary Central and Eastern Europe* 16, H. 2, S. 135-149.
- Johnston, Jonny (2015): Critical of Swissness or Critically Swiss? Recent Autobiographical Fictions by Irena Brežná. In: *German Life and Letters* 68, H. 2, S. 171-189.
- Müller, Klaus (1997): *Geschichte der antiken Ethnologie*. Reinbek b. Hamburg.
- Schallié, Charlotte/Zinggeler, Margrit Verena (Hg.; 2012): *Globale Heimat.ch: Grenzüberschreitende Begegnungen in der zeitgenössischen Literatur*. Zürich.
- Schlögel, Karl (2002): *Die Mitte liegt ostwärts. Europa im Übergang*. Frankfurt a.M.
- Zweig, Stefan (2001): *Die Welt von gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Frankfurt a.M.; online unter: <http://www.literaturdownload.at/pdf/Stefan%20Zweig%20-%20Die%20Welt%20von%20gestern.pdf> [Stand: 1.9.2019].

Flucht und Exil

Die Quantentheorie und die Poetisierung transgenerationaler Gedankenwelten in Ulrike Draesners *Sieben Sprünge vom Rand der Welt*¹

DINA ABOUL FOTOUH HUSSEIN SALAMA²

Abstract

Ulrike Draesner, a prize-winning writer of novels, short stories, critical essays and poetry, and one of the most popular authors in contemporary Germany today focuses in her novel *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* (2004; *Seven Leaps from the Edge of the World*) on various themes: flight and displacement, memory and neuroscience. The aim of this study is based on the hypothesis that Ulrike Draesner used Quantum theory as a narrative »to express what could not be expressed«: the transgenerational trauma transmission caused by the forced migration and displacement of families through the second world war, who had to leave their homes in Breslau; an experience that still affects the physical, and psychological state, lives and minds of the following generations. Based on an interdisciplinary perspective this study considers elements of quantum mechanics, like »Superposition«, »quantum teleportation«, »wave particle duality«, »cat state«, »the paradox« and »intervention« by observation and measurement as a poetic strategy for »cascading memories« especially traumatic memories as a poetic narrative for telling transgenerational trauma transmission through the perspectives and polyphony of the family members of four generations.

Title: Quantum Theory as a Poetic Expression for Transgenerational Trauma Transmission in Ulrike Draesner's Novel *Sieben Sprünge vom Rand der Welt*

Keywords: Ulrike Draesner (* 1962); *Sieben Sprünge vom Rand der Welt*; transgenerational trauma transmission; quantum teleportation; superposition

In einem Gespräch mit Jan Wagner beschreibt die mehrfach preisgekrönte Poet docta Ulrike Draesner, wie das »Erinnern« bei ihr funktioniert: »Also gut, blicke ich zurück, doch springend, sozusagen als Probe auf mein Gedächtnis, es wird sich (doch) gemerkt haben, was wichtig war ... Ich stelle fest: Es hat sich Gefühle gemerkt – die inneren Gefühle« (Draesner/Wagner 2014: 4). Mit dieser Antwort werden zwei wichtige Aspekte reflektiert, die wesentlich sind für die spezielle Poetik des Gedächtnisses und der Narration seiner Erinnerungen bei Ulrike

1 | Mein aufrichtiger Dank für Lektüre, kritische Kommentare und wertvolle Hinweise richtet sich an: Ulrike Draesner, Michael Dallapiazza und Gabriele Ziehn. Christian Ziehn sei für die fachliche Begutachtung in Bezug auf die Quantentheorie gedankt.

2 | Universität Kairo

Draesner, wie sie in ihrem Roman *Sieben Sprünge vom Rand der Welt*³ (2014) zum Ausdruck kommen: der selektive Blick und der Sprung. Es ist das sprunghafte Zurückblicken, ein Erinnern »immer nur in Stücken« (S 323), das sich zugleich je nach Wichtigkeit und Gefühlsintensität für das Innere arrangiert und sich ins Bewusstsein vordrängt.

Im Roman *Sieben Sprünge vom Rand der Welt*, an dem Draesner ungefähr zehn Jahre gearbeitet hat, werden auf 555 Seiten mehrere Diskurse behandelt, die vor allem mit zwei Hauptkomplexen verflochten sind: Flucht und Vertreibung und das Thema der transgenerationalen Trauma-Übertragung⁴.

Ziel dieses Beitrags ist aufzuspüren, wie die transgenerationalen posttraumatischen Gedankenwelten in den *Sieben Sprünge*n ästhetisch zum Ausdruck kommen. Es geht hier vor allem darum, die literarischen Mittel und Mechanismen der transgenerationalen Trauma-Übertragung auf der poetischen Darstellungsebene nachzuzeichnen. Hierbei möchte ich behaupten, so meine These, dass Ulrike Draesner ein poetisches Konzept entwickelt, dessen kognitions-narratologische Mechanismen und Strukturen analog zur Quantentheorie als Quantenpoesie gelesen werden können.

Im Roman wird die Erfahrung von Flucht und Vertreibung als Kollektiverfahrung europäischer Geschichte gelesen, die sich als Geschichtstrauma in die Gedankenwelten seiner Figuren gleich einem Engramm, einem Erinnerungsbild, eingraviert hat. Die *Sieben Sprünge*, von Literaturkritikern meist als »Panorama-«, als Familien- bzw. Generationenroman bezeichnet, entfalten über den Sprung in die Seelen der aus Schlesien vertriebenen Familien aus vier Generationen die traumatischen Erinnerungen an die Flucht und die Vertreibung aus Breslau in Richtung Westen infolge der Grenzverschiebung Polens. Diese Rückblicke kreuzen sich spiegelbildlich mit der Zwangsumsiedlung polnischer Familien nach Westen und dem Einzug in die noch warmen Häuser ihrer deutschen »Vorwohner« (ebd.: 453), »die unsichtbaren Menschen in meinem Haus« (ebd.: 417), wie sie von Halka bzw. Halina (Boris Nienaltowskis Mutter) genannt werden. Mit der Westverschiebung der Polen, die ihrerseits den Sowjets hatten weichen müssen, hatte man den Breslauern nicht nur ihre Heimat Schlesien als Raum – »das zerbombte Breslau« (ebd.: 455) –, sondern auch »die Zeit zerbombt« (ebd.: 446).

Der Definition Aleida Assmanns (vgl. 2008: 192) nach bezieht sich das Trauma auf ein schmerzhaftes lebensbedrohendes Erlebnis, vor dem sich die Wahrnehmung als Selbstschutzmechanismus verschließt. Dieser vom Bewusstsein abgespaltene und eingekapselte Vorfall kann später nur schwer erinnert und erzählt werden. Nicht vergessen, aber verdrängt, macht sich diese traumatisch erfahrene Begebenheit in der Folge durch eine bestimmte Symptomatik bemerkbar. Eine weitere Eigenschaft historischer Traumata offenbart sich in ihrer

3 | Zitate in diesem Beitrag stammen aus der Ausgabe Draesner (2014), im Folgenden mit der Sigle S angegeben.

4 | Diese ist bekannt als *transgenerational trauma transmission* (auch als *memoria negativa* bezeichnet, vgl. Assmann 2008: 198).

Nachträglichkeit (vgl. Margalit 2003; Caruth 1996; Freud 1969); was bedeutet, dass sie von einer Generation zur anderen unbewusst in Form psychischer Störungen weitergeleitet werden. Erst durch die Therapie, in der das abgespaltene Trauma in bewusste Erinnerung transformiert und mit der Identität vermittelt wird, kann, so Assmann, die destruktive Kraft des traumatischen Zustands entschärft werden. Das verschwiegene, aber dennoch von den Eltern auf deren Kinder übertragene transgenerationale Trauma bezeichnet Nicolas Abraham (vgl. 1991: 692) als Lücke oder Leerstelle im Wissen der Nachgeneration, als Krypta, aber auch als *memoria negativa* (vgl. ebd.: 689f.).

1. QUANTENTHEORIE ALS POETISCHE STRATEGIE

Fragt man nun nach den poetischen Strategien, mit denen sich der Bezug zwischen den *Sieben Sprüngen* und der Quantentheorie herstellen lässt, so bedarf es eines kurzen Einblicks in die Quantenphysik. Der allgemeinen Definition nach stellen Quanten kleinste Portionen der uns umgebenden Wirklichkeit dar. Mit Quanten werden nicht klassische Teilchen, sondern Zustände bezeichnet. Der Quantensprung bezeichnet den Übergang zwischen zwei Werten bzw. Zuständen einer physikalischen Größe im atomaren Bereich. Typisch für den Quantensprung ist, dass er winzig ist und in sehr kurzer Zeit abläuft.⁵ Kernaussage der Quantenphysik ist der Dualismus von Teilchen und Welle. Das bedeutet: Was in der klassischen Physik als Teilchen angesehen wurde (z.B. Elektronen), zeigt in manchen Situationen auch Welleneigenschaften (z.B. Photonen).

Ein weiterer wichtiger Aspekt in der Quantentheorie ist das ›Paradoxon‹. Anhand des sog. Spaltenbeispiels wurde erklärt, dass streng gegensätzliche Aussagen gleichzeitig bestehen können. Mit dieser Quantenlogik, nach der es auch Zwischenwerte, Zwischenstationen zwischen richtig und falsch geben kann, wurde das Paradoxon in die Quantenphysik integriert – was bisher in der klassischen Logik nicht möglich war. Zur Veranschaulichung dieses Paradoxons unternahm Erwin Schrödinger (1887-1961) ein Gedankenexperiment, bekannt als ›Schrödingers Katze‹ (vgl. Schrödinger 1935):

Das Paradoxon besteht darin, dass eine Katze mit den Regeln der Quantenmechanik in einen Zustand gebracht werden könnte, in dem sie gleichzeitig ›le-

5 | Der Kopenhagener Deutung gemäß entzieht sich die Wellenfunktion der Quanten aufgrund ihrer Eigenschaften einer Beschreibung mit klassischen Begriffen, da diese Begriffe aus der Gesamtheit von Möglichkeiten stets nur *ein* Faktum fixieren und somit stets nur ein reduziertes, unscharfes Bild vermitteln würden. Die Tatsache, dass unsere Begriffe – unsere Erkenntnis, die unsere Anschauung prägt – stets begrenzt sind und nach Immanuel Kant von Raum, Zeit und Kausalität abhängen, verleitete den Physiker und Nobelpreisträger des Jahres 1922, Niels Bohr, dazu, in seinem Atommodell atomare Prozesse mit mehreren Begriffen, die komplementär zueinander stehen und aufeinander angewiesen sind, und mit Hilfe von Wortgemälden anstelle der klassischen Sprachlogik zu beschreiben. Vgl. Graf 2013: 55f.

bendig« und »tot« ist, und in diesem Zustand der Superposition verbleibt, bis die Experimentieranordnung untersucht wird. Die gleichzeitig tote und lebendige Katze würde erst dann eindeutig auf »lebendig« oder »tot« festgelegt, wenn man sie beobachtet und eine Messung durchführt. Im Unterschied zu makroskopischen Systemen erfolgt eine Veränderung durch die Beobachtung und bei der Messung.⁶

Zusammenfassend kann man sagen, dass das Paradoxon nach der Quantenmechanik darauf beruht, dass verschiedene Zustände eines Systems, das von der Wechselwirkung mit der Umgebung isoliert ist, durch »Überlagerung« wieder einen möglichen und stabilen Zustand des Systems ergeben können. Ein solcher quantenmechanischer Zustand, in dem sich mehrere Einzelzustände überlagern und jeweils mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit präsent sind, wird auch als Zustand der »Superposition« oder, in Anlehnung an das Gedankenexperiment, als Katzenzustand (*cat-state*) bezeichnet. In Analogie zur Quantenlogik ist das Bedürfnis nach einer Sprache aufgekommen, die an die Ganzheit einer Situation erinnert und sich auf wechselnde Beobachtungssituationen bezieht. Niels Bohr erschließt aus dieser Unmöglichkeit eine Beschreibungsweise, die die Trennung zwischen Objekt und Subjekt aufhebt und stattdessen das Kontinuum von überlagerten Prozessen mit den Strukturen der »Komplementarität« erklärt (vgl. Graf 2013: 62f.):

Es handelt sich hier um allbekannte Eigentümlichkeiten des Gefühls- und Willenlebens, die sich gänzlich der Darstellung durch anschauliche Bilder entziehen. Insbesondere findet der scheinbare Gegensatz zwischen dem kontinuierlichen Fortschreiten des assoziativen Denkens und der Bewahrung der Einheit der Persönlichkeit eine eindrucksvolle Analogie in dem Verhältnis der von dem Superpositionsprinzip beherrschten Wellenbeschreibung des Verhaltens materieller Teilchen zu deren unzerstörbarer Individualität. Die unvermeidbare Beeinflussung der atomaren Erscheinungen durch deren Beobachtung entspricht hier der wohlbekannten Änderung der Färbung des psychischen Geschehens, welche jede Lenkung der Aufmerksamkeit auf ihre verschiedenen Elemente begleitet. (Bohr 1929: 486)

Ludwig Wittgensteins Bestreben, in seinem *Tractatus logico-philosophicus* (1921) das »Sagbare« vom »Nicht-Sagbaren« zu trennen (Wittgenstein 1963: 7), erinnert an die Bemühungen der Quantenphysiker, das Messbare vom Nichtmessbaren abzugrenzen und darin die Lösung des Beschreibungsproblems im Komplementaritätsprinzip zu finden. In ähnlicher Weise verortet Françoise Balibar einen Zusammenhang von Literatur und Quantenmechanik auf der sprachlichen Ebene:

Diese wenigen fragmentarischen Andeutungen lassen mich denken, daß die Wirkung, die der dem europäischen Bewußtsein durch die Quantentheorie auferlegte Paradigmenwechsel auf die Literatur gehabt haben mag, falls eine solche Wirkung überhaupt

6 | Siehe dazu Meyenn 2011; Gribbin 2004 u. Schrödinger 1935: 812.

existiert, nicht in den angesprochenen Themen gesucht werden darf, sondern viel eher in einem eventuellen Wandel der narrativen Verfahren. Literatur und Wissenschaft haben gemein, daß *beide auf Sprache* angewiesen sind, und allgemeiner auf Repräsentation. Vernünftigerweise läßt sich annehmen, daß jene Krise der Repräsentation und die Unmöglichkeit, wie früher zu reden, die die Physiker erlebt haben, gleichermaßen die Literatur betroffen hat. (Balibar 2002: 47f.; Hervorh. D.S.)

Ulrike Draesner zeichnet sich, wie auch Durs Grünbein, dadurch aus, dass sie in ihrer Lyrik der 1990er Jahre naturwissenschaftliche Positionen mitaufgenommen hat. Insofern ist eine Vernetzung von Naturwissenschaft und Literatur, von Physik und Poetik eines ihrer wesentlichen Merkmale, häufig auch in der Prosa. Das Schreiben zwischen Poesie und Naturwissenschaft äußert sich in ihren Gedichten, die um den menschlichen Körper kreisen und ihn im Spannungsfeld von subjektiver Erfahrung einerseits und objektiver Vermessung durch die Wissenschaft andererseits verorten. An Körpertexten, aber auch am Textkörper können Folgen der Entwicklung der Biowissenschaften für unser Menschenbild abgelesen werden.⁷ Dazu äußert sich Draesner in ihren Bamberger Reden *Zauber im Zoo* wie folgt:

Über die Verflechtung von Körper und Sprache, die Knotenpunkte in diesem Netz, Metaphern und Idiome. Immer kommen wir irgendwo her. Werden rückgeführt, zerlegt, sollen klein und darin lesbar sein. Literatur aber, als Textum/Gewebtes, das sich über Haut und Kleid tragen lässt, setzt uns zusammen, anders, neu. Vom Zerlegen und Zusammensetzen, vom Herkommen möchte ich sprechen. (Draesner 2007: 9)

Im folgenden Abschnitt möchte ich nun zeigen, wie die Mechanismen der Quantenphysik – so meine Hypothese – für die Veranschaulichung des Phänomens der *transgenerational trauma transmission* als poetisches Narrationsprinzip des Romans, seiner Struktur, seiner Figurenkonstitution und -konstellation herangezogen werden. In ihrem Essay *Atem, Puls und Bahn. Das Denken des Körpers im Zustand der Sprache* (1999) bekennt sich Ulrike Draesner zu »Formen von Komplexität, die von Linearität und eingeführter Zweiwertlogik abweichen« (Draesner 1999: 63) und führt den Begriff des »Bedeutungshofes« ein:

Zwar werden von Mathematikern, Philologen und Sprachphilosophen Wörter gern mit der Geradeaus-Lampe der Logik angestrahlt, doch immer wieder zeigt sich, dass sie so nicht funktionieren wollen. Wörter haben Höfe. Besser noch: sie halten Bedeutungshof und schürzen ihre Röcke, in deren Falten Sinn(e) und Kombinationsmöglichkeiten rascheln. (Draesner 2007: 59)⁸

7 | Beispiele für die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit den poetologischen Texten Draesners und ihrer Auseinandersetzung mit Erkenntnissen, Fragen und Problemen der Naturwissenschaften stellen die Arbeiten Anna Ertels (vgl. 2014) und Aura Heydenreichs (vgl. 2014) dar.

8 | Siehe dazu auch Ertel 2014: 20.

In den *Sieben Sprüngen* finden sich Abwandlungen von ›deuten‹, ›deuteln‹, ›turn‹, ›turnen‹ u.a., deren Weiterverwandlung sich zu einem Spiel mit dem semantischen Sinn formt und Konnotationen und Wortassoziationen erzeugt. Hierzu zählen zahlreiche Neusemantisierungen, wie z.B. »Habseligkeit« (S 279) als »hab dich selig«, »Mimikry [...], es bedeutete Vertreibung« (ebd.: 421) oder metaphorische Konstruktionen wie »die Mildigkeit der Stadt« oder die »Taum-schmelze« (ebd.: 425). Den Ausführungen Ertels nach sieht Draesner die »Inszenierung und Sichtbarmachung von komplexer Mehrdeutigkeit« (Ertel 2014: 21) als Aufgabe und Mehrwert von Literatur. In diesem Zusammenhang sind Polyphonie, unzuverlässige Erzähler, der Wechsel zwischen Ich und Er des Erzählers (Hannes-Kapitel, vgl. S 281-394), der die Verschmelzung von Subjekt und Objekt veranschaulicht, aufblitzende Erinnerungen inmitten des Bewusstseinsstroms usw. einzuordnen. Bei Draesner zeichnen sich die narrativen Arrangements durch eine Verschmelzung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aus, die sie als »gleitende Nachbarschaften« (Draesner 2006: 264) bezeichnet. Auf Grundlage der poetischen Erkenntnis, das Unsagbare, als »wissenschaftlich Unsichtbares« mittels ästhetischer Verfahren sichtbar und sagbar zu machen, findet das im Roman *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* traumatisch erfahrene und darum »unsagbare« Wissen seine poetische Gestaltung in Form von narrativen Einlagen von Erinnerungssegmenten, die teils blitzhaft und wie Quanten sprunghaft aufleuchten, teils von den Betroffenen verschwiegen werden. Ähnlich dem Superpositionsprinzip des Quantenzustands überlagern sich Einzelzustände, die sich im Roman mit den Interwelten – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft –, aber auch mit den Innen- und Außenwelten der verflochtenen Figuren durchkreuzen und deren Zusammenhänge als Summe verflochtener Einzelzustände angesichts des geheimnisvollen Zugs der Traumata und des lückenhaften transgenerationalen Gedächtnisses nicht eindeutig aufgedeckt werden. Oft erweisen sich diese Figuren, die selbst Erzählinstanzen ihrer eigenen Geschichten sind, als unzuverlässige Erzähler.

Die im Roman *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* aufgearbeiteten traumatischen Erlebnisse und Schrecken des Zweiten Weltkriegs, vor allem die Erfahrung von Flucht und Vertreibung, wirken sich als Erinnerungen und Traumata auf die Kinder und Enkel der vertriebenen Familien identitätskonstituierend aus, rollen sich als weiterwirkendes »Echo«, »wie ein rückwärtswachsender Farn« (S 284), in dem Bewusstsein der späteren Generationen der Nachkriegskinder des Zweiten Weltkrieges kaskadenhaft auf und wachsen sowohl in ihre Gegenwart als auch in ihre Zukunft hinein: Die Wiederkehr der Vergangenheit, die sich nicht als vergangen erweist, der »rückwärtswachsend[e] Farn«, macht sich mit verunsichernden Zeichen bemerkbar und übt so über die Generationen und Lebensgrenzen hinweg seine weiterwachsende verflochtende Wirkung aus, wie bei einem »weit gebreiteten Rhizom« (ebd.: 293). Im Hannes-Kapitel erklärt der Förster Priebke: »Alles, was man sieht, [...] ›hat ein Gegengewicht in der Erde.«« (Ebd.) Diese Aussage gibt im Prinzip das wieder, was der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Begriff der

›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ (vgl. Pinder 1961, vgl. auch Bloch 1962) skizziert hat.

Die folgende Tabelle soll die über Generationen miteinander verflochtene Figurenkonstellation – eines Familien-Rhizoms – veranschaulichen:

Tabelle 1

schlesische Familie in Oels/Breslau	polnische Familie nach Wrocław »verschoben«
1. Eltern: <i>Hannes</i> (geb. 1892) und <i>Elisabeth/Lilly</i> (geb. 1896; beide in Oels/Schlesien)	1. Eltern: <i>Grazyna</i> und <i>Leszek</i> (beide aus Lemberg/Lwiv/Lwów)
2. <i>Emil</i> (geb. 1921) und sein Bruder <i>Eustachius</i> auch <i>Stach</i> genannt (geb. Anfang Dezember 1930, heiratet <i>Ines</i>), beide Brüder in Oels/Schlesien geboren	2. <i>Halina/Halka</i> (geb. 1924) und <i>Dr. Tomasz</i> (aus Krakau) <i>Nienalt(owski)</i>
3. <i>Sandra</i> und <i>Simone</i> (geb. 1962 in München), die <i>Johnny</i> heiratet	3. <i>Boris Nienaltowski</i> (geb. Anfang der 1960er Jahre; sein leiblicher Vater: <i>Heinrich</i> , ohne Land, geboren in Breslau) und <i>Antonia</i>
4. <i>Esther</i> (geb. 1996)	4. <i>Jennifer</i> (geb. Anfang der 1990er in München)

Im Folgenden möchte ich anführen, wie mittels einer sog. Quantenpoetik die transgenerationale Trauma-Übertragung im Roman *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* literarisch und ästhetisch mit den Mitteln einer Quantenpoesie gelesen werden kann: Zunächst wird Hannes, der Vater von Eustachius, die Verkörperung von »contradictions« (S 387), als Paradoxon kurz vorgestellt. Anschließend soll am Beispiel des Verhältnisses Simones zu ihrem Vater Eustachius eine narrative Poetisierung des Superpositionsprinzips, aber auch einer Quantenteleportation, veranschaulicht werden, um anschließend mit Hilfe einer aus der Quantentheorie inspirierten Lesart Eustachius und die Frage der Schuld zu beleuchten. Es geht einerseits um das Verhältnis Simones zu ihrem Vater Eustachius und andererseits um Eustachius und die Frage der Schuld. Weitere Beispiele für poetische Analogien und Anknüpfungspunkte zur Quantentheorie können hier nur kurz angesichts des vorgesehenen Rahmens mit Hilfe einer Tabelle im Anhang dieses Beitrags umrissen werden.

2. HANNES, »DIE WURZEL ALLEN ÜBELS«⁹

Eustachius’ Vater Hannes wird als das »Spiegelbild« (ebd.: 386) seiner selbst, also seines Sohnes Eustachius, eingeführt, der durch »contradictions« gezeichnet ist. Hannes, »der Grund hatte, am wenigsten zu wissen, der sich voller SCHEU und SCHULD erinnerter EHRE und SCHAM nachts an den Kopf griff«

9 | S. 387.

(ebd.: 387; Hervorh. i.O.). Die erinnerte Episode an Paul Bader, den Hannes als junger Offizier während des Krieges vor einer Höhle stehen gelassen hat, um ein vergessenes Notizbuch zu holen, verfolgt ihn immer noch. Als er zurückkommt, findet er ihn mit einem Loch über der rechten Braue vor:

er wusste nicht, wie viele Menschen auf
 sein Konto gingen, you have to
 account for it
 [...]
 to count up
 to count down
 alle Zahlen zerstört, Kontraste ertrug er mit Mühe, Rechnungen ertrug er nicht,
 Zahlen ertrug er nicht, weder die großen noch die kleinen
 »Volkskörper«, »Kollektiv«, »Rotte«, »Horde«, »Fähnlein«, »Sprung«, ein unheimliches Wort ersetzt
 das nächste [...] die Augenblicke größter Ausgesetztheit und größter Geborgenheit
 hatte er an der Front erlebt
 in kürzester Zeit
 hintereinanderweg durchlitten, he felt
 safe, it's *paradoxical* (ebd.: 388f.; Hervorh. D.S.)

Die biogenetischen Erkenntnisse weisen auf den Prozess der Überlagerung und Transmission, einer sog. Quantenteleportation, zwischen Vater Hannes und Sohn Eustachius hin:

Eustachius sagte, im Alter sei jede Zelle
 10.000 Mal durch die eigene Kopie ersetzt, nichts anderes mehr als eine Erinnerung an sich selbst, er war
 seine Erinnerung an sich selbst,
 war hineingeworfen worden, doch ebenso aus eigenem Antrieb gesprungen, das Kriegsleben war in ihn eingedrungen, selbst die Kopien der Kopien enthielten es, sein Gesicht
 hatte sich aufgeteilt, hinter den Muskeln und Sehnen lag es noch einmal
 dort zitterte es vor Schmerz um die Heimat
 dort glühte es schamrot – Nazischam, Wegsehscham, Schussscham, Verlustscham, Jetztscham
 und dort, im Verborgensten, in der tiefsten Schicht, aus der niemals ein Wort nach außen drang, die er aber, das wusste er aus den Briefen der Kameraden, nicht allein kannte, brannte sie, brannte sie weiter, brannte ihn: die Sehnsucht nach der irren Schönheit
 des Lebens im Krieg.

[...]
 Das Schwarz der Holunderbeeren erinnerte mich an alles und nichts, das Schwarz der sie pflückenden Amseln. (Ebd.: 392-394)

»Erinnerungen an sich selbst«, »Kopien der Kopien« und die Erinnerungen »an alles und nichts« veranlassen zur Frage danach, ob sich das Schuldgefühl des Vaters wegen des Todes Baders und die Tötung während beider Kriege als »Kopie« des damaligen *Zustandes* einem Engramm gleich auf Eustachius übertragen haben könnte? Hat Hannes seine Schuldgefühle unbewusst auf seinen Sohn projiziert? Hannes' Traumatisierung wurzelt primär darin, weder seinen besten Freund Bader noch den Kleiber retten oder gar seinen Sohn heilen zu können.¹⁰ Beide Episoden, Hannes/Bader und Eustachius/Emil, weisen Parallelitäten auf. Hier könnte an Simones Befürchtung, dass Eustachius womöglich Zeuge oder, für sie noch schlimmer, gar schuldig am Tod des eigenen Bruders ist, angeknüpft werden. Ist dies der Auslöser seines Traumas, das nur über blitzhafte Funken, als »Mandarinen-Erinnerung« (ebd.: 156)¹¹, in sein Bewusstsein dringt? Haben sich auf Eustachius die inneren Zustände des Vaters übertragen? Oder hat Eustachius tatsächlich seinen Bruder für den Genuss einer Mandarine erschossen und somit als Spiegel seines Vaters, der seinerseits für Emils Sterilisation gesorgt hatte, dem Ganzen ein früheres Ende gesetzt?

3. EUSTACHIUS UND SIMONE: QUANTENTELEPORTATION UND DIE AUFHEBUNG VON OBJEKT UND SUBJEKT

Liegen mehrere, über zeitliche und räumliche Distanzen verschränkte Zustände vor, kann eine Informationsübertragung bzw. eine Quantenteleportation (vgl. dazu Ursin u.a. 2004; Riebe u.a. 2004; Zeilinger 2000; Bouwmeester u.a. 1997) ausgelöst werden. Eustachius ist als Mensch und Geist eine Summe diverser Zustände, die ihn in der Gesamtheit ausmachen. Die im Roman über mehrere Erzählstimmen verstreuten Hinweise auf die Biographie des Vaters von Eustachius, Professor für Medizin und Neurowissenschaften sowie Affenforscher, verdichten sich zu einem langfristig belastenden Schuldgefühl, einem verinnerlichten Zustand, von dem die Tochter Simone, die »manchmal seine Bilder träumt« (S 129), kein explizites Wissen, sondern nur die Lücke hat. Simones Angst vor Schnee zählt zu den nachhaltigen Spuren, die die Flucht ihrer Großeltern in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1945 in ihr hinterlassen hat. Das Ahnen eines Geheimnisses weckt nicht nur den Forscherdrang in Simone, der schließlich ihre Berufswahl bestimmt, sondern treibt Simone auch zu einer Suche nach Emils Grab im gegenwärtigen Polen, dem ehemaligen Schlesien (Sonderhausen), an. Eine Suche, die erfolglos bleibt: »Ich hatte Emils Grab dort in Sonderhausen gesucht [...] Vater wollte nie von Emil erzählen« (ebd.: 250).

»Vater wollte nie von Emil erzählen«. Es ist dieser Zustand des Nichtwissens oder eines Halbwissens vom Verschwinden seines Bruders Emil, einem Wissen von Schuld und Unschuld an dessen Tod zugleich, das den traumatisierten Zustand vom Vater auf die Tochter übergehen lässt, so dass beide zu einer Ein-

10 | Dies wurde in einer privaten Korrespondenz von Ulrike Draesner betont.

11 | Zur »Mandarinen-Erinnerung« siehe ausführlich Sütterlin 2016: 174-176.

heit zusammengezogen werden und eine Individuation der Tochter Simone im Sinne einer eigenständigen Entwicklung verhindert wird. Simonens unbegründete Angst vor Schnee, ihre krummen Finger, die der gekrümmten Haltung ihres Vaters ähneln, u.a. repräsentieren die physischen und psychischen Symptome dieser Trauma-Übertragung und -Überlagerung. Diese kann analog zur Quantenmechanik mit einer Quantenteleportation verglichen werden. Simone imaginiert dieses Verhältnis ebenfalls mit einem physikalisch inspirierten metaphorischen Bild:

Ich dachte an Eustachius. Er, ich und die Alm existierten in mir als vierdimensionale, getaktete Objekte aus Stromverbindungen, so weit über verschiedenste Neuronenareale gespannt, als habe ein Maler alter Schule versucht, einen Körper nach exzentrischen Regeln auf eine Fläche zu spreizen. (Ebd.: 241)

Wendet man das Konzept der Quantenteleportation auf die Traumatherapie an, so geht man gemäß der Quantenmechanik davon aus, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt keine Materie, sondern nur ein Zustand dieser Materie übertragen wird. Eine Situation oder eine Person erzeugt einen Zustand im anderen, ohne sich dessen bewusst zu sein, z.B. ein Trauma. Dieser traumatische Zustand ist nach der Übertragung beim Sender nicht mehr bekannt, evtl. vergessen. Anders verhält es sich beim Empfänger, der diesen übertragenen Zustand als Teil des eigenen Gesamtzustandes auch wieder an andere weitergeben kann. Folglich beschränkt sich die Anwendung der Quantenteleportation als Konzept auf die Traumatherapie nicht nur auf die Übertragung eines Zustands zu einem bestimmten Moment, sondern weitet sich auf eine generationenüberschreitende Weitergabe eines traumatischen Zustandes aus. Kommt es Jahre später durch Ereignisse, Gespräche usw. zum Messvorgang, wird dieser traumatische Zustand bewusst und kann bearbeitet werden.

4. JENNIFER UND ESTHER: INTERVENTION DURCH BEOBACHTUNG (MESSUNG)

Im Folgenden soll anhand von zwei Beispielen der Zustand der Überlagerung (Superposition), der sog. *cat state*, und dessen Veränderung durch Jennifers und Esthers Intervention veranschaulicht werden. Es werden zwei Fernsehauftritte mit dem berühmt-berüchtigten Professor Grolmann, Affenforscher und Neurowissenschaftler, live übertragen und von Jennifer, der Tochter des Psychiaters Boris, mitverfolgt.¹² Eustachius Grolmann, der sich im Eigenversuch implanta-

12 | Jennifer hat ein gestörtes, von Eifersucht durchzogenes Verhältnis zu ihrem Vater, dem »Heimatpsychologen« (S 399): »Da war es, das ungeheuerlich starke und schmerzhaft Band. Seelenband! Haben das alle Kinder und Eltern zwischen sich?« (Ebd.: 404) Es wird »[s]emanto-emotionales Bonding« (ebd.: 179) genannt. Sie war eifersüchtig auf »Boris' frisch entdeckte Vertriebene« (ebd.: 398) und dessen Aus-

te ins Gehirn setzt, strahlt beim ersten Auftritt mit seinen lustigen Affen Wärme und Sympathie aus. Das zweite Mal, nachdem Jennifer das TV-Team mit Informationen aus dessen Vergangenheit gespeist hat, erzielt einen entgegengesetzten Effekt:

Grolmann bewegte sich nicht. [...] Hager und schief stand der alte Mann auf der Bühne. Der Applaus erstarb. [...] Hätte er nicht so pikiert geschaut, hätte er einem leidgetan. Etwas Drittes kam hinzu: Er hatte diesmal die Affen nicht mit auf die Bühne bringen dürfen. Es zeitigte exakt den Effekt, den ich mir erhofft hatte – ihm fehlte Wärme. Und das Kästchen? Keine Krone mehr, nur ein aus dem Kopf dringender Apparat, kalt, blendend, brutal.

Grolmann wirkte unmenschlich.

Etwas zutiefst Gefühlloses ging von ihm aus. (Ebd.: 414f.)

Die Frage nach der Schuld Eustachius' vereint die binäre Opposition einander ausschließender Bilder von Welle und Teilchen. Entweder hat Eustachius seinen Bruder Emil erschossen, oder er hat es nicht. Allerdings ist das Paradoxon von einem Sowohl-als-auch nach dem Quantenprinzip möglich. Vergleichbar mit Schrödingers Katze: Solange man die Kiste verschlossen hält und nicht hineinschaut, kann die Katze tot und lebendig sein. Das Öffnen der Kiste, in der sich Schrödingers Katze befindet, übernimmt Esther, mit der Eustachius über seine angebliche Tötung des eigenen Bruders spricht. Esther kann die Schuldfrage, deren Antwort im unbesprochenen, unausgesprochenen und vor allem nicht erinnerten Traumazustand ein Sowohl-als-auch implizieren kann, entscheiden und Eustachius erlösen. Gemäß heute noch gültiger quantenphysischer Erkenntnisse, die weitaus aktueller als Schrödingers Katze sind, kann ein Messvorgang den Zustand beeinflussen. Auf die Traumatherapie übertragen bedeutet dies, dass ein Gespräch mit einem anderen Menschen einen solchen Messvorgang darstellen kann, mit dessen Hilfe der traumatisierte Zustand erfasst und durch die Bewusstmachung sofort beeinflusst wird; bei einer Therapie idealerweise positiv. Folgende Textstelle veranschaulicht, dass Esther mit ihrem »Opsi« eine ähnliche Messung vornimmt:

Oder hatte er nur behauptet, dass Emil tot war, um seine Mutter vor der SS-Wahrheit zu schützen? Schämte er sich, weil es ihm nicht gelungen war, den hinkenden Bruder aufzuhalten? Der bei der SS sowieso bald sterben würde. Hatte Stach das gedacht, als er davonging – nach dem Schuss? Oder ganz ohne Schuss? [...]

Hatte er seine Behauptung, Emil erschossen zu haben, nur als worst-case-Szenario ins Spiel gebracht: das schlimmste vorstellbare Ende einer schrecklichen Aprilnacht in Sondershausen? Stach wusste nicht mehr, ob er es sich einbildete oder es erlebt hatte, traute seiner Erinnerung nicht, egal, was sie sagte? *Mit Hilfe meiner Re-*

wirkung auf ihren »Vater, der nur mehr Boris heißen wollte, Vater Boris, alternder Seelenberater mit internationalem, na ja, europäischem, vor allem osteuropäischem Ruf, hoffnungslos in Übertragung und Gegenübertragung verstrickt« (ebd.).

aktion versuchte er herauszufinden, wer er war, genauer: daran, als wen ich ihn sah und was ich ihm zutraute, wollte er ablesen: was er getan hatte? [...]

Er hätte ihn vielleicht gern erschossen.

Und dieser Wunsch, lang vergessen, dieser verdrängte Wunsch kam nun in Form einer falschen Erinnerung hervor. (Ebd.: 509f.; Hervorh. D.S.)

Die erinnerte Vergangenheit, die Erinnerung an die letzte Begegnung mit Emil, die mit der »Mandarinen-Erinnerung« (ebd.: 156) bezeichnet wird, umschreibt letztendlich die Erinnerung eines Kindes. Aus der Kindheitserinnerung, also einer unzuverlässigen, kindlichen Wahrnehmung und Zeugenschaft, ergibt sich das wirre Gedankenbild der eigenen Schuld und eines unzuverlässigen Erzählens als Narrationsprinzip des Romans. Nach diesem Resultat scheint der gekrümmte Eustachius mit der krummen Nase erleichtert, biegt die krumme Zigarette in symbolischer Geste gerade und schaut seine Enkelin »[z]ufrieden« (ebd.: 511) an. Es scheint, als habe Esther durch ihre bedingungslose Liebe ihren Opsi von seinen Schuldgefühlen befreit und ihm die »schiefe« Wirklichkeit wieder geradegebogen: »[e]r, der versuchte, seinen Erinnerungen zu entfliehen[, d]er sich nach den Worten Simones seine Geschichte vom Leib hielt« und der »nach innen zu blicken« schien und sich dabei in Wirklichkeit, statt »offen zu berichten«, »von sich selbst fort[bog], mechanisch und kalt.« (Ebd.: 46) Esther befreit ihren Großvater von seinem Trauma und seinen damit verbundenen Schuldgefühlen, nicht durch De- oder Rekategorisierung, sondern durch eine Rekonzeptualisierung, indem sie die Möglichkeit erwägt, dass Eustachius sich zwar den Tod Emils gewünscht haben mag, diesen aber nicht eigenhändig verschuldet hat, sondern dass sich die innere Wunschvorstellung als Faktum auf ihn übertragen haben könnte. In Analogie zur Quantenphysik fungiert Esther als Messgerät, also als Beobachtungsinstanz, die notwendig ist, um den Schwebezustand und eine weitere Quantenteleportation – an weitere Generationen – mittels Aufdeckung und Bewusstmachung, die einem traumatherapeutischen Vorgang ähnelt, zu beenden.¹³ Denn erst durch Messung und Beobachtung in Form einer Bewusstmachung kann eine weitere Traumaübertragung auf kommende Generationen beendet und das Kontinuum gebrochen werden.

In Draeslers Roman *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* verkörpern die Figuren durch die Übertragung von historischen Traumata aus der europäischen Vergangenheit eine raumzeitliche Grenzüberschreitung. Als Grenzgänger zwischen schlesischen und polnischen Familien breiten sich in den Gedankenwelten dieser Figuren durch die verflochtene Geschichte Heimatinnerungen als erinnerte »Nichtswelt«, als »das Unzu Hause« (ebd.: 402), rhizomartig aus, so dass sie ihr Orientierungs- und Wahrnehmungsmuster beeinflussen. Der Roman selbst

13 | Aus dem privaten schriftlichen Austausch mit Ulrike Draesner – hier in Anführungsstrichen hervorgehoben – ging hervor, dass Draesner die Haltung Esthers ihrem Großvater gegenüber als den wesentlichen Schritt ihrer inneren Emanzipation ansieht: indem es der Enkelin »egal ist, was er getan hat«, und sie »sehr souverän beschließt, nicht in die Kiste schauen zu wollen«, da der Inhalt für das »Jetzt« gleichgültig ist.

verkörpert eine symbolische Symbiose dieser raumzeitlichen Grenzüberschreitung, eines Europas im Übergang. Die destruktive Kraft der überlagerten Traumata europäischer Geschichte könnte – so der Vorschlag Draesners – über das Erzählen und das Erinnern und vor allem über das empathische Zuhören eines moralischen Zeugen aufgehalten und in eine »befriedende Erinnerung« (Assmann 2008: 205), umgekehrt werden, wie Assmann das Erinnern und Erzählen als Alternative zur Rache beschreibt. In Analogie zur Quantentheorie kann das Observieren in Form eines empathischen Zuhörers bzw. eines kollektiven Zeugengedächtnisses eine Weitergabe und eine damit verbundene weitere Belastung durch das destruktive Potential dieses Kontinuums an erzählten und verschwiegenen Erinnerungen aufheben und umwandeln, umwandeln in »ein in die Zukunft gerichtetes Wissen« (ebd.: 204). Die Bezeugung der erfahrenen Ungerechtigkeit, aber auch des Erzählens von der eigenen Schuld rücken den Roman von einer revanchistischen Nähe ab und ermöglichen einen Weg der Aufarbeitung und einer Versöhnung durch Empathie.

ANHANG: QUANTENPOETIK IN DEN SIEBEN SPRÜNGEN

Tabelle 2

Quanten: kleinste Einheiten	– Bewusstseinsstrom; <i>memories cascading</i> – poetische Dichte – kleinste Erinnerungseinheiten, »Puzzleteilchen« (S 78) – »Zerlegungssprache« (S 222) u.a.
Quantensprung: Übergang von einem Wert zu einem anderen	– Sprünge zwischen Vergangenheit und Gegenwart beim Erzählen – keine lineare Handlung, keine Einheit von Zeit und Raum, Drehungen, Loops, Wiederholungen – »Worthöfe«: neue Wortkreationen mit neuem Sinn bzw. offeneren Assoziationsräumen – Überlagerung durch Komplementärprinzip – Unschärfe – unzuverlässige Erzähler

Superposition: quantenmechanischer Zustand der Überlagerung mehrerer Einzelzustände, die auch gegensätzlich – paradox – sein können, und deren Kontinuum	– Übertragung der Traumata auf die dritte Generation als Kontinuum: Simone und Boris, aber auch Esther und Jennifer (evtl. auch Hannes' Schuldgefühle auf Eustachius) – Überlagerung der Schicksale ›anderer‹ – Einheit von Subjekt und Objekt: Simone und Stach als eins, Eustachius und Emil als eins, Wechsel von Ich- zur Er-Perspektive desselben Erzählers, von ›Ich‹ zu ›Hannes spricht‹ – Gegenwärtigkeit von Nichtanwesenden – paradoxe Möglichkeiten: Gegensätzliches wird möglich; Antithese, Synthese, Grauzonen und Zwischenräume
Messung und Beobachtung: Bei Aufstellung des Messgeräts bzw. beim Öffnen der Kiste (Schrödingers Katze), also erst durch Beobachtung, kollabiert das Quantensystem und erhält Eigenschaften von Teilchen/Elektronen anstelle von Wellen/Licht bzw. Photonen.	– Die dritte Instanz (des Zeugen) ruft Veränderung hervor (löst das Kollabieren wellenartiger verschwommener Erinnerungsblitze aus). – Katze in der Kiste: Emils Tod als Krypta¹⁴; das im tiefsten Inneren verborgene Trauma von Eustachius – Jennifer und die zwei TV-Auftritte von Eustachius; Jennifers Messergebnis: Gefühllosigkeit und Kälte – Esther und die zwei Gespräche mit Eustachius; Esthers Messergebnis: Schuldillusion und befriedende Erlösung. Diffuse Ambiguität bewirkt durch ein Eindeutigmachen eine Befreiung aus dem seelischen Zwiespalt.

LITERATUR

Abraham, Nicolas (1991): Aufzeichnungen über das Phantom. Ergänzung zu Freuds Metapsychologie. In: Psyche 45, H. 8, S. 691-698.

Assmann, Aleida (2008): Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen. 2. neu bearb. Aufl. Berlin.

Balibar, Françoise (2002): Wenn die Worte fehlen, um von der Natur zu sprechen ... Relativitätstheorie, Quantenmechanik und Paradigmenwechsel in Physik und Philosophie. Aus dem Franz. v. Christine Maillard u. Michael Titzmann. In: Christine Maillard/Michael Titzmann (Hg.): Literatur und Wissen(schaften) 1890-1935. Stuttgart/Weimar, S. 39-49.

Bloch, Ernst (1962): Erbschaft dieser Zeit. Frankfurt a.M.

14 | Siehe dazu ausführlich Sütterlin 2016: 180-182.

- Bohr, Niels (1929): Wirkungsquantum und Naturbeschreibung. In: *Naturwissenschaften* 17, S. 483-486.
- Bouwmeester, Dik u.a. (1997): Experimental quantum teleportation. In: *Nature* 390, S. 575-579.
- Caruth, Cathy (1996): *Unclaimed Experience. Trauma, Narrative and History*. Baltimore.
- Draesner, Ulrike (1999): Atem, Puls und Bahn. Das Denken des Körpers im Zustand der Sprache. In: *Lettre International* 44 (Frühjahr), S. 62-67.
- Dies. (2006): Rufen, was es nicht gibt. In: *Sprache im technischen Zeitalter* 44, H. 179, S. 255-268.
- Dies. (2007): *Zauber im Zoo. Vier Reden von Herkunft und Literatur*. Göttingen.
- Dies. (2014): *Sieben Sprünge vom Rand der Welt. Ein Roman*. München.
- Dies./Wagner, Jan (2014): Über Stockung und Stein. Ein Gespräch. In: *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur I*, H. 201: Ulrike Draesner, S. 4-18.
- Emter, Elisabeth (1995): *Literatur und Quantentheorie. Die Rezeption der modernen Physik in Schriften zur Literatur und Philosophie deutschsprachiger Autoren (1925-1970)*. In: *Quellen und Forschungen zur Literatur – und Kulturgeschichte*. (2/236). Berlin.
- Ertel, Anna (2014): Zur Poetik Ulrike Draesner. In: *Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur I*, H. 201: Ulrike Draesner, S. 19-26.
- Freud, Sigmund (1969): Trauer und Melancholie. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Band X. Hg. v. Anna Freud. Frankfurt a.M., S. 427-446.
- Graf, Veronika (2013): *Das Literarische der Quantenmechanik – das Quantenmechanische in der Literatur: Eine Untersuchung des Zusammenhangs von Literatur und Quantenmechanik anhand der Kopenhagener Deutung und Brochs Unbekannter Größe*. Diplomarbeit. Wien; online unter: <http://othes.univie.ac.at/29018> [Stand: 1.9.2019].
- Gribbin, John (2004): *Auf der Suche nach Schrödingers Katze: Quantenphysik und Wirklichkeit*. Aus dem Engl. v. Friedrich Giese. München/Zürich.
- Heydenreich, Aura (2014): Physik, Figur, Wissen. Das Superpositionsprinzip der Quantentheorie als Narrativ der Intersexualität in Ulrike Draesners »Mitgift«. In: *Text und Kritik. Zeitschrift für Literatur I*, H. 201: Ulrike Draesner, S. 57-65.
- Margalit, Avishai (2003): *The Ethics of Memory*. Cambridge.
- Meyenn, Karl (Hg.; 2011): *Eine Entdeckung von ganz außerordentlicher Tragweite: Schrödingers Briefwechsel zur Wellenmechanik und zum Katzenparadoxon*. Berlin/Heidelberg.
- Pinder, Wilhelm (1961): *Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas [1928]*. München.
- Riebe, Mark u.a. (2004): Deterministic quantum teleportation with atoms. In: *Nature* 429, S. 734-737.
- Schrödinger, Erwin (1935): Die gegenwärtige Situation in der Quantenmechanik. In: *Naturwissenschaften* 23, S. 808-849.
- Sütterlin, Nicole A. (2016): Trauma-Poetik: Ulrike Draesners *Sieben Sprünge vom Rand der Welt* und die Körperliteratur der 1990er Jahre. In: *Gegenwartsliteratur. Ein germanistisches Jahrbuch / A German Studies Yearbook* 15, S. 167-190.

Ursin, Rupert u.a. (2004): Quantum teleportation across the Danube. In: Nature 430, S. 849.

Wittgenstein, Ludwig (1963): Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt a.M.

Zeilinger, Anton (2000): Quantum Teleportation. The Science-Fiction Dream of »Beaming« Objects from Place to Place Is Now a Reality – at Least for Particles of Light. In: Scientific American 301, H. 4, S. 32-41.

Der Übergang als Reibung und Unbestimmtheit

›Kulturinteraktion‹ als produktives Modell
für die interkulturelle Literaturwissenschaft

MIRIAM LLAMAS UBIETO

Abstract

Based on an interactionalist and praxeological cultural model, interaction is inherent in cultural phenomena and cultural practice. For this reason, this article will show what factors must occur so that interaction can be described as intercultural. This article will also show how interaction works internally. From the perspective of this theoretical proposal, such interaction or ›friction‹ (Tsing) of schemas is considered to be a transition, both temporally and materially. There are two contradictory and productive aspects inherent in this transition. The two aspects are: 1. the creation of regulatory boundaries and 2. the vagueness, questioning or even the transformation that can occur in relation to said boundaries. Through literary examples, it will be explained how the aforementioned interactions, which are specific to transition, are structured literarily through concrete textual strategies. Focusing on the interaction and the interdisciplinary combination of cultural theories (Kogge, Reckwitz, Waldenfels) and methods based on discourse and literature (Foucault, Bakhtin) this article will clarify the relation between intra- and extra-textual, collective and individual texts and discourses so that an approach for a new reading of literary texts can be presented.

Title: Transition as Friction and Indeterminacy: ›Cultural Interaction‹ as a Productive Model for Intercultural Literary Studies

Keywords: transition; interculturality and literature; friction of schemes; interaction; *Haïti Chérie*

1. EINFÜHRUNG

Seit Jahrzehnten gibt es in der Komparatistik und in der Literaturwissenschaft die Tendenz, die Frage der kulturellen Begegnung und der Übergangsprozesse aus zwei unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten: aus der der Alterität auf der einen Seite und aus der des Aufeinanderprallens und der Überschneidung statischer, homogener und schon zuvor bestehender Entitäten und Grenzen andererseits. Demzufolge zeigen diese Annäherungen an die Texte zwei Schwierigkeiten: Erstens, sie kategorisieren die Texte anhand von Kriterien der kulturellen Differenzierung, die man auf die Texte projiziert, bevor man die textuelle Konfiguration an sich in Betracht zieht; und zweitens, sie gehen nicht der Interaktion an sich auf den Grund. Im Gegensatz dazu ist die Interaktion dem kulturellen Phänomen und der kulturellen Praxis inhärent, wenn man ein interaktionistisches und praxeologisches Kulturmodell als Ansatzpunkt annimmt.

2. DIE KULTURINTERAKTION

Der hier vorgeschlagene Ansatz stützt sich auf ein Kulturkonzept, das eine Lösung zwischen der holistischen Ebene der kollektiven Diskurse und der partikular-individuellen Ebene annimmt. Das heißt, es stellt die Verbindung zwischen der Ebene der Diskurse oder Ordnungen und der Ebene der konkreten individuellen Interaktionsbeziehung her, die wiederkehrende Schemata untereinander ins Verhältnis setzt. Den Zusammenfluss beider Ebenen (objektiv und subjektiv) stellen die kulturellen Praktiken dar, den Voraussetzungen der Theorie der »sozialen Praktiken« von Andreas Reckwitz (vgl. 2000: 542-588) folgend. Es ist zu beachten, dass diese geteilten Schemata außerhalb der Praktiken des Subjekts nicht selbstständig existieren, sondern sich ihre Existenz und Bildung in Diskursen und Ordnungen aus ihrer Wiederkehr in besagten individuellen und konkreten Praktiken des Handelns und Interpretierens ableitet (vgl. ebd.: 559).

In dem Moment, in dem »etwas« das Subjekt anspricht und mit den Schemata in seinem Inneren in Friktion gerät oder bewirkt, dass diese sich aneinander reiben, entsteht, nach der Hermeneutik des Nichtverstehens von Werner Kogge (vgl. 2002: 262-265), ein Moment des Zweifels. Dieser Raum der Unbestimmtheit dauert an, bis das Subjekt die richtige Art, sich zu verhalten, gefunden hat oder dieser Situation Sinn zuschreiben kann, also eine passende Antwort findet. Erst dann tritt die Differenz zwischen Schemata und deren Zuschreibung zu kollektiven Ordnungen in Erscheinung, aber paradoxerweise ist dies auch der Moment, in dem besagte Differenz überschritten werden kann. In diesen internen Prozessen der symbolischen Entstehung drängt der Aspekt der Friktion (vgl. Tsing 2005), relational und kreativ, in den Vordergrund, der in dem auftritt, was ich als »Intervall« bezeichne.

Damit dieser Prozess als interkulturell verstanden wird, fehlt nur noch, dass die Schemata bei ihrer Zuschreibung als Teil kollektiver Ordnungen als untereinander kulturell inkompatibel gekennzeichnet werden. Zu diesem Zweck treten zwei Figuren auf den Plan, die zwischen diesem ansprechenden »etwas« und den zu benutzenden Schemata vermitteln: die Figur des Dritten und die Dimension der Fremderfahrung. Wie der Phänomenologe Bernhard Waldenfels (vgl. 2000) aufzeigt, nimmt das Subjekt die Rolle eines Dritten an, eine Instanz, die dann entsteht, wenn wir miteinander interagieren, und die die Regelungen in Gang setzt, um »etwas« Sinn zuzuschreiben, um es zu erkennen und es gegenüber einem anderen als »etwas« zu kategorisieren. Ihre Funktion ist deswegen in diesem bestimmten Moment auch die des Begründers von Ordnungen. Aber über diese kategoriale Dimension hinaus tritt der fremde Anspruch auch als Fremderfahrung in Erscheinung, als Unvereinbarkeit mit den vertrauten verinnerlichten Schemata: Es handelt sich demnach also um eine Dimension, die sich auf die praktische Identität des Subjekts bezieht.¹

1 | Ich folge in diesem Sinne der Unterscheidung von Patrick C. Hogan (vgl. 2004: 8) zwischen kategorialer und praktischer Identität.

Dieser Prozess, an dessen Ende eine Antwort gegeben wird, kann als Übergang verstanden werden. Im materiell-symbolischen Sinne impliziert der Anspruch von ›etwas‹ an das Subjekt bereits eine Interaktion und das Auftreten einer Grenze, die paradoxerweise gleichzeitig überschritten wird, da der Anspruch in das Subjekt eindringt. Des Weiteren ereignet sich zwischen den sich reibenden Schemata im Inneren des Subjekts, die es verwendet, um eine Antwort zu geben, das gleiche relationale Paradoxon. Aber dieser Übergang besitzt auch eine zeitliche Dimension, die für die Entstehung jeder neuen Antwort notwendig ist. Das bedeutet, diese Bewegung der Schemata ereignet sich in einem konkreten Moment der Unbestimmtheit und führt zu einem neuen zeitlichen Raum der partikulären und einzigartigen Antwort, obwohl sie sich wiederkehrender Schemata bedient.

Sogar die einfachste und automatischste Reaktualisierung der Schemata, die andere aufhebt, die mit ihr in Konflikt treten würden, z.B. in Form einer Projektion des Eigenen auf das Fremde, beinhaltet die paradoxe Erfahrung des Entstehens und gleichzeitigen Überschreitens von Grenzen. Da das Ziehen einer Grenze bekanntermaßen einen Moment außerhalb der Ordnung mit sich bringt, folglich auch einen Moment des Überschreitens (vgl. Foucault 1994: 237) oder des Übergangs in das Unerreichbare, ist demnach dieses andere, an das man grenzt, nicht a priori festgelegt, sondern es ist relational, temporär und situationsbedingt.

3. DIE DIALOGIZITÄT ALS GRUNDLAGE DER INTERAKTIONEN UND DES TEXTES

Die Fiktion wird zur privilegierten Urheberin, welche die Praktiken der kulturellen Interaktion sichtbar macht und diese Übergänge, die normalerweise während der Praktiken im Inneren des Subjekts verborgen bleiben, transkodifiziert. Letzten Endes gehört der Text weder exklusiv dem Autoren-Ich noch einem anderen (einer anderen Welt), sondern dem Interaktionsintervall zwischen den beiden. Und die Interaktion wird sichtbar, da besagter Text schließlich aus der Externalisierung oder Erweiterung, nicht des Ichs oder des Objekts, sondern eben des Interaktionsintervalls besteht, in dem sich die Rekombinationen der Schemata ereignen, was üblicherweise verborgen bleibt.

Auf diese Weise benutzt der künstlerische Text als fiktives Objekt des Übergangs zwischen dem Inneren des Subjekts und dem Äußeren seine simulierenden und transformierenden Eigenschaften. So erlangt alles den gleichen fiktiven Status und die Unterschiede zwischen den Ordnungen liegen nun nicht mehr im realen, kategorisierenden Selbst eines Subjekts (eines Autors) gegenüber dem, was ihm fremd ist, sondern in den internen fiktiven Abgrenzungen und Strategien des einzelnen Textes selbst, welche die Brücke zum diskursiven Supratextuellen schlagen.

Der Dialogizitätsbegriff von Bachtin ermöglicht es, die Charakteristiken des Interaktionsintervalls zwischen den Schemata der Ordnungen in den Texten zu

erkunden. Seine Auffassung von Sprache, Aussage und Wort als sozioideologische Ereignisse, die am dialogischen Leben teilhaben (vgl. Bachtin 1984: 293), ist vergleichbar mit der von den Praktiken, da sich bei ihnen wie in den Aussagen die kollektive Ebene mit der partikulär-individuellen anhand der Interaktionen (erste dialogische Dimension) verbindet, und die einen (Aussagen) und die anderen (Praktiken) schöpfen ihren Sinn oder ihr Handeln aus den Zwischenbeziehungen der Schemata der Diskurse und Sprachen, die Teil dieser Interaktion sind (zweite dialogische Dimension oder Interdiskursivität).

Bekanntermaßen (vgl. Bachtin 1971: 266) ist dank dieser dialogischen Beziehung der Aussage mit Elementen, die außerhalb von ihr stehen (und die sie gleichzeitig bilden), die dialogische Theorie eine der ersten, die die kollektiv-diskursive Ebene mit der linguistisch-literarischen im engeren Sinne verbindet. Aus diesem Grund wird sie zur notwendigen Brücke für die Verbindung von Diskurs und Text, diesen als partikulär-individuelle Äußerung der kollektiven Diskurse verstehend, die sie eingliedert und gleichzeitig hilft zu konstruieren, wie Schlieben-Lange (vgl. 1995: 6) anmerkt.

Die sozialen Sprachen oder kollektiven Diskurse verhalten sich in der Aussage relational (genau wie in der kulturellen Praktik), aber allzu oft vergessen die systemischen Interpretationen der Dialogizität etwas, worauf Bachtin seinerzeit bereits hinwies: und zwar, dass diese Beziehungen sich in einer partikulär-individuellen Aussage *verkörpern*, die von einem Sender ausgeht, dessen Standpunkt sie in der symbolischen Materie ausdrückt (vgl. Bachtin 1971: 269). Daraus folgt erstens: Ohne die Verankerung der subjektiven Ebene des Textes, das heißt ohne die partikuläre dialogische Interaktion, die der Text verflucht, treten die sozialen Sprachen oder Ordnungen weder hervor noch sind sie auszumachen. Und zweitens: Diese Verbindungen zwischen verkörpert Standpunkten, die in den Aussagen zweier Subjekte vorkommen oder im Inneren des bivokalen Wortes, gehören zu einer bestimmten Art: der dialogischen. Ich zitiere:

»Das Leben ist schön«. »Das Leben ist schön«. Hier haben wir zwei völlig identische Urteile, eigentlich also ein einziges Urteil, das wir *zweimal* geschrieben (oder ausgesprochen) haben, aber dieses »zweimal« bezieht sich nur auf die sprachliche Realisierung, nicht auf das Urteil selbst. Zwar können wir auch hier von dem logischen Verhältnis der Identität zwischen zwei Urteilen sprechen. Aber erst wenn dieses Urteil in zwei verschiedenen Äußerungen zwei [sic] verschiedener Subjekte ausgesprochen wird, entstehen zwischen diesen Äußerungen dialogische Beziehungen (der Zustimmung, der Bestätigung). (Bachtin 1971: 204f.; Hervorh. i.O.)

Bachtin interessiert sich für das Geschehen der Interaktion und der Aussage, die als Teil dieses Geschehens die Spannung, den Kampf und die Gegenüberstellung erhält. Die dialogische Interaktion ist eine relationale Form der »wechselseitigen Erhellung« (Bachtin 1979: 293) zwischen zwei Entgegnungen, »sie führen gleichsam ein Gespräch miteinander« (ebd.: 213).

Obwohl also die Äußerung ein neuer Akt oder ein neues Produkt ist, das im Sinndialog erschaffen wird, hat dieser Dialog nicht den harmonischen Konsens

durch eine Synthese zum Ziel. Sogar derjenige, der in Form einfacher Interaktion² den Gegensatz oder das problematische Element beseitigt und dazu tendiert, eine Stimme oder Ideologie, Sprache oder einen Diskurs als einzig authentischen und gültigen zu verherrlichen, ist im Grunde auch dialogisch und hybrid.

In dieser Art Dialogizität ist es möglich zu erahnen, dass die Interaktion in Form von Frage-Antwort oder Anspruch-Antwort erzeugt wird. Von Anfang an entwickelt Bachtin in seinen Schriften einen ethischen Ansatz für die Untersuchung des künstlerisch-literarischen Objekts, das sich auf das für die Antwort dem anderen gegenüber verantwortliche Handeln, das heißt: auf die Intersubjektivität und Responsivität, stützt. So ist jede Aussage eine Antwort, die an anderer Stelle beginnt, wie später Waldenfels (vgl. 2000: 261) sagte; jede Aussage (da sie als Antwort fungiert) beginnt also in einer anderen unterschiedlichen Aussage. Anders ausgedrückt, verlangt der Standpunkt, der in der Aussage angenommen wird, um zu antworten, eine externe Position (Extraposition) zu der, an die er sich richtet.

Auf diese Art und Weise kann sich der im Wort konzentrierte Dialog aus Stimmen und Weltanschauungen mit gestalterischen Formen entwickeln oder verdeckt bleiben. Aber wenn die Formen der »hybriden Konstruktion« (Bachtin 1979: 195) beziehungsweise die dialogischen Reibungen der Schemata in der Aussage erkennbar sind, dann ist es möglich, das Merkmal der Fremdheit³ und die Grenze aufzudecken.

4. DIE DIALOGISCHE KULTURINTERAKTION IN DEN TEXTEN

Die Intertextualität (in eingeschränktem Sinne) beschreibt das Verhältnis zwischen einem dem Sprecher *eigenen* Text (Rahmen) und einem fremden Text oder *nichteigenen* Segment, das in diesem Rahmentext absorbiert oder von ihm angeeignet wurde, sodass eine fast statische Beziehung zwischen zwei Einheiten aufgebaut wird. Aber durch die Umwandlung dieser Beziehungen in die Bestätigung des Anderen im Einen werden sie banalisiert und die Bewegung wird außen vorgelassen (vgl. Kristeva 1974: 60). Das Problem ist, einmal mehr, die Präexistenz geschlossener Systeme als Ausgangspunkt nehmen zu wollen. Nach diesen Theorien ist es so, als würde der neue Text als geschlossen und zuvor erschaffen angesehen werden und man würde an ihm einen künstlichen, exoge-

2 | Gemeint ist eine Interaktion, in der schnell bestimmte Schemata aktualisiert werden, anstatt anderer Schemata (mit denen sie in Friktion treten), ohne dass Schwierigkeiten oder Rekombinationen von Schemata verschiedener Ordnungen auftauchen würden.

3 | Bachtin selbst bietet Klassifizierungen dieser künstlerischen Formen der Kombination aus Stimmen und Diskursen an. Ihre Typologie hängt vor allem davon ab, wie die hybride Antwort ausfällt: ob sie eine andere Stimme oder einen anderen semantischen Standpunkt stilisiert, ob sie sie berücksichtigt, ihr antwortet, sie vorwegnimmt, sie parodiert etc. (Bachtin 1971: 270-291; 1979: 192-219).

nen Zusatz entdecken, der umgeformt und integriert worden ist. Aber die kulturell unterschiedlichen Textelemente fügen sich nicht in eine vorherige Ordnung ein, die der resultierende Text wäre, da der Text an sich vorher nicht existiert. Die Markierung oder der Kontrast eines Elements als kulturell unterschiedlich und mit vorherigen Bedeutungen beladen, erfolgt in der Erstellung jedes neuen textuellen Gebildes durch die Interaktion mit anderen Komponenten des Textes (intratextuell), die wiederum auch einen Nachklang haben. In diesem dialogischen Moment werden die ›refraktierten‹ Diskurse und Ordnungen artikuliert. Nun wird das symbolische Material den Ordnungen zugeschrieben und die Markierung findet statt.

Die textuelle Rekombination der Schemata kann, außer dass sie Ordnungen und deren Grenzen partikulär-individuell je nach der Interaktion unter ihnen entstehen lässt, diese in Frage stellen und gleichzeitig überwinden. Auf diese Weise erhält der resultierende Text gelegentlich einen *transformistischen* Charakter, da die vorherige Form der Materialien, die ihn bilden, während des Prozesses der textuellen Co-Kreation übertreten, verändert und umgewandelt wird. Das heißt, das, was die Andersartigkeit eines symbolischen Materials im Text charakterisiert, ist der interaktionistische Aspekt.

Im Text ereignet sich die dialogische Interaktion der Schemata intratextuell auf ästhetisch-linguistischer und semantischer Ebene und gleichzeitig im Dialog mit der diskursiven Ebene. Diese textuellen dialogischen Praktiken werden mithilfe diverser literarischer Kompositionsmittel im Text formuliert: Stilisierung, Parodie, Dialogizität narrativer Instanzen, Dialogizität semantisch-strukturell angeordneter semantischer Standpunkte, durch semantisch hybride symbolische Formen etc.

Und es handelt sich nicht um Projektionen eines realen Subjekts oder nur um Darstellungen mit Figuren und dem Erzähler. Die entsprechenden Vorgänge im Subjekt, die wir für die kulturellen Praktiken gesehen haben, äußern sich durch aussagende und narrative Positionen oder durch semantische Positionen von Textelementen sowie durch die Handlung der Figur des Dritten (die der Leser sein kann). Das bedeutet, die Beziehung von ›etwas‹, das anspricht, wird durch Strategien narratologischer, semantischer, rhetorischer Art etc. ausgedrückt. Diese verbinden und kombinieren die Schemata der Diskurse und Ordnungen und stellen so textuelle Interdiskursivität her.

Im Folgenden stelle ich ein Anwendungsmodell anhand des Romans *Haïti Chérie* (1990) von Hans Christoph Buch vor, der beispielhaft eine Vielzahl dieser Dialogismen aufweist, die den Text auf grundlegende Weise durchdringen. Der Roman ist ein postmodernes ›Potpourri‹ über die Geschichte der kulturellen Zwischenbeziehungen der ›Alten‹ und ›Neuen‹ Welt der letzten fünf Jahrhunderte, charakterisiert durch einen postkolonialen Blick (vgl. Lützel 1997 und 2005). Die Schelmin, Hure und Liebesgöttlichkeit des Voodoo, Erzulie, ist die Hauptfigur, die im ersten Buch ihre Geschichte erzählt. Ihre Reisen über den Ozean und ihre Veränderungen durch den Kontakt zu den großen Männern jeder Zeit übermitteln eine Erzählung, die sie von Kolumbus zu Hitler und durch die Haitianische Revolution führt.

Unter den diversen ästhetischen Strategien, die die interkulturellen Bewegungen formen, treten das In-Szene-Setzen und die narratologische Dialogizität sehr häufig im Roman auf, wie es die Szene des ersten Kontaktes mit den Kolonisten zeigt:

Der gekrümmte Wasserhorizont wurde von einer Mastspitze durchbrochen, dann erschien ein weißes Segel, auf das mit roter Farbe ein Andreaskreuz gemalt war, sogar der Matrose im Ausguck war deutlich zu erkennen, und ein Schiffskonvoi von drei Karavellen hielt, vom Passatwind getrieben, auf unsere Küste zu und lief in rascher Fahrt in die Lagune ein – aber damals wußte ich weder, was ein Andreaskreuz, noch was ein Schiffskonvoi oder eine Karavelle ist. Ich stand starr vor Schrecken, aber noch ehe ich Zeit gefunden hatte, meine Eltern und Geschwister zu alarmieren, legten die schwimmenden Häuser am Ufer an, Ankerketten gingen rasselnd nieder, und weiße Männer, die wie Gürteltiere ringförmige Brustpanzer trugen, wateten unter einem Wald von Lanzen, Schwertern und Fahnen an Land, wo sie vor mir auf die Knie fielen, nicht etwa, um meine nackten Füße zu küssen, sondern um ihre von der Salzluft aufgesprungenen Lippen in den feuchten Sand zu drücken. Dann pflanzten sie ein gekreuztes Holz in den Boden, während ein Priester in einem sackartigen Rock unverständliche Worte murmelte und mit den Händen seltsame Zeichen in die Luft malte. (Buch 1990: 11f.)

Hier wird symbolisch die Gründung einer Ordnung dargestellt: Oder, wie Waldenfels anmerkt: »Die Stiftung einer Ordnung ist ein Ereignis, das nicht Teil der Ordnung ist, die sie ermöglicht« (Waldenfels 2006: 65). So werden am Ende die Suche des anderen und sein Auftauchen trotz alledem sowohl für die einen als auch für die anderen zu einem *Pathos* und nicht etwas Geplantes; aber der Moment der Anagnorisis, genauso wie er dargestellt wird, bedeutet paradoxerweise gleichzeitig die Entdeckung des Gartens Eden und die Vertreibung aus dem Paradies. Zudem wird durch die Umkehrung des bekannten Blickwinkels das im kulturellen Gedächtnis verankerte Bild der Eroberung umgewandelt, und die Konzeption selbst der ›Entdeckung‹ als einseitig erbaute Monovision wird angezweifelt. Die Dialogizität der Blicke stellt den beidseitigen Charakter der Begegnung wieder her.

Erzulies Blick ist der, der sich bei diesem Treffen mit den fremden Wesen reibt. Diese narratologische Dialogizität der Stimme und Perspektive von Erzulie mit dem Diskurs der Eroberung, metaphorisch dargestellt durch das Eindringen der anderen, erzeugt die kritische Neubedeutung vom aufgezwungenen und gewaltsamen interkulturellen Kontakt, der die Gefundenen in eine eigene ›Unterordnung‹ oder eine Unterordnung innerhalb einer Ordnung umformt. Von einer Mischung aus Verwicklung (oder Wissen über das Geschehene) und Distanz ausgehend, wird ein Gewaltakt beschrieben, der Erzulie und die Ihren aus den Schemata einer fremden Ordnung charakterisiert, der im Text dialogisch die interpretierende Zuweisung gegenübergestellt wird, die zum einen die unwissende Erzulie (bärtige Männer, fremd und bedrohlich) und zum anderen die ›weise und alte‹ Erzulie (mithilfe der Animalisierung) anwendet.

Allerdings zeigt sich die Gründung zweier Ordnungen und einer Grenze mit hierarchischen Bedeutungen anhand der Strategie des In-Szene-Setzens. Die Bewegung der Schiffe, als Objekte des Übergangs, dringt wie ein *Pathos* in Erzulies Wahrnehmung ein, und in diesem Moment erscheint die Grenze, die zu einer eigenen und einer fremden Ordnung gehört. Also erst wenn die vertikale Stellung des Mastes in ihrem Blickfeld die Linie des Horizonts durchbricht, taucht diese Linie als Symbol des Endes des Vertrauten auf. Die wechselseitige Bewegung der Schiffe und des antwortenden Blicks wird durch eine Überschreitung dargestellt, die das für beide Erkennbare übersteigt und die Begrenzung jedes Einzelnen in Bezug auf den anderen sichtbar macht. Die Bewegung der Friktion zeichnet die Distanzen und baut den Raum des Übergangs auf, der kein anderer ist als das Bild des Kreuzes, gebildet durch den Mast und den Horizont. Aber ein Kreuz in Bewegung, das sich verändert, je näher die Eroberer kommen, nicht statisch ist und das, trotz der Gegenseitigkeit des Kontaktes, ihn mit der Ungleichheit des kolonialen Diskurses durchtränkt. Der doppelte Diskurs des Christentums und des dem Kreuz zugehörigen Imperiums nimmt einen Charakter von Schemata dominanter Ordnungen im Verhältnis zu jenen anderen an, (in dem Moment) als die Eroberer gewaltsam mit dem vertikalen patriarchischen Symbol in die Horizontalität der zu erobernden Welt eindringen, die typischerweise im Diskurs des Kolonisten als passiv und feminin charakterisiert wird. Dieser Akt wird symbolisch vollzogen, als die Eindringlinge nach dem Überqueren der letzten Grenze ihrer Schiffe und des Ufers mit einer Geste der performativischen Aneignung das Kreuz in den Boden rammen.

Diese künstliche Konstruktion stellt Elemente in einen Dialog, die im Text selbst verschiedenen Ordnungen zugeschrieben werden, und bezieht sich auf einen historischen Hybridismus. Die in Szene gesetzte Überschreitung führt zur Umwandlung und der ›Vertreibung aus dem Paradies‹, wie die bereits hybride Stimme der Protagonistin belegt.

5. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Das Ergebnis ist ein hybrider oder durchkreuzter Text,⁴ also die räumliche Konkretisierung der besagten dialogisch kulturellen Bewegung. Aber es ist gegensätzlich zum binarischen Modell der traditionellen Intertextualität. Diese Untersuchung der Dialogizität ermöglicht das Verständnis der kulturellen Beziehungen vom Text ausgehend, von der Spezifität des Ästhetisch-Literarischen und von den Kategorisierungen der kulturellen Ordnungen oder Differenzierungen aus, die er selbst aufstellt, und nicht a priori von kultureller Zugehörigkeit und Identifikation des Textes, die nicht berücksichtigen, dass er in diesem Zwischenraum des Dialogs zwischen Kulturen entsteht.

4 | Der durchkreuzte Text wird hier als ein Ergebnis der Umwandlung aufgrund der Verflechtung von Praktiken und Schemata verstanden und nicht als das Ergebnis eines Prozesses der Überschneidung von Räumen beschrieben.

LITERATUR

- Bachtin, Michail M. (1971): Probleme der Poetik Dostoevskijs. Aus dem Russ. v. Adelheid Schramm. München.
- Ders. (1979): Die Ästhetik des Wortes. Aus dem Russ. v. Rainer Grübel u. Sabine Reese. Frankfurt a.M.
- Ders. (1984): Appendix II. »Toward a Reworking of the Dostoevsky Book« (1961). In: Ders.: Problems of Dostoevsky's poetics. Hg. u. übers. v. Caryl Emerson. Minneapolis/London, S. 283-302.
- Buch, Hans Christoph (1990): Haïti Chérie. Roman. Frankfurt a.M.
- Foucault, Michel (1994): Préface à la transgression [1963]. In: Ders.: Dits et écrits. Bd. I. Paris, S. 233-250.
- Hogan, Patrick C. (2004): Empire and Poetic Voice: Cognitive and Cultural Studies of Literary Tradition and Colonialism. Albany.
- Kogge, Werner (2002): Die Grenzen des Verstehens. Kultur – Differenz – Diskretion. Weilerswist.
- Kristeva, Julia (1974): La Révolution dans le langage. Paris.
- Lützeler, Paul Michael (1997): Der postkoloniale Blick. Deutsche Schriftsteller berichten aus der Dritten Welt. Frankfurt a.M.
- Ders. (2005): Postmoderne und postkoloniale deutschsprachige Literatur. Diskurs – Analyse – Kritik. Bielefeld.
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien: Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1995): Kulturkonflikte in Texten. In: LiLi 25, H. 97 (= Kulturkonflikte in Texten), S. 1-21.
- Tsing, Anna L. (2005): Friction: An Ethnography of Global Connection. Princeton/Woodstock.
- Waldenfels, Bernhard (2000): Zwischen den Kulturen. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 26, S. 245-261.
- Ders. (2006): Antwort auf das Fremde. In: Ders.: Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. Frankfurt a.M., S. 56-67.

Literarisierte Migrationsbegriffe und Balkanmimikry als europäische Herausforderung für die Komparatistik

AGLAIA BLOUMI

Abstract

*This paper compares common narrative and writing strategies in Marica Bodrožić's German novel *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern* von (2007) and Gazment Kaplani's Greek novel *με λένε Ευρώπη* (2010) (They Call Me Europe). My thesis is that the perception of the narrative theme of modern migration creates common narrative and writing strategies leading to a ›migratory memory of European literature‹. On the level of genre the paper focuses properly on the autobiographical consistency of the texts, while on the level of the content on the significance of modern migration, the reminiscences of Communism in former Serbia and Albania and finally the Balkan and Balkanism as literary construction.*

Title: Literarized Concept of Migration and Balkan Mimicry as a European Challenge for Comparative Literature

Keywords: migration literature; European literature; Communism; Balkan

Derzeit gilt ›Migrationsliteratur‹ als eine sowohl auf dem Buchmarkt erfolgversprechende (vgl. Krauze-Olejniczak 2016: 113) wie auch literaturwissenschaftlich anerkannte Literatur, zumal man »nicht mehr außerhalb, sondern in den Kanon mit den deutschen Kollegen Schulter an Schulter hinein[schreibt].« (Rădulescu 2016: 64) Zwar gibt es etliche vergleichende Forschungsarbeiten innerhalb einer Nationalliteratur aus einem deutsch-türkischen, deutsch-arabischen, deutsch-baltischen etc. Blickwinkel (vgl. Hofmann/Patrut 2015), jedoch werden genuin komparatistische Verfahren vermisst. Dabei versprechen komparatistische Ansätze einen hohen Erkenntnisgrad im Sinne von ›europäischer/n Migrationsliteratur(en)‹, die das Phänomen polyperspektivisch innerhalb mehrerer sprachlich-kultureller Kontexte beleuchten und im Rahmen eines breit gefassten Migrationsbegriffs einen erheblichen Beitrag für eine literarische Selbstvergewisserung Europas leisten könnten. Da gerade Migrationsliteratur wie kaum ein anderes literarisches Phänomen die gesellschaftlichen Realitäten der partizipierenden kulturellen Entstehungs- und Handlungsorte literarisiert und somit wichtige Aufschlüsse über Erzähl- und Schreibstrategien der

europäische(n) Migrationsliteratur(en)¹ gewährt, bevorzuge ich den Begriff der ›europäische(n) Migrationsliteratur(en)‹, um auf vergleichende Synthesen auf der Textebene, die diese Literaturen zueinander in Beziehung setzen, und auf deren Spezifika, die sich auf unterschiedliche europäische Rahmenbedingungen beziehen, aufmerksam zu machen.

Den vorliegenden Beitrag verstehe ich infolgedessen insofern als ›europäisch‹, als ich den deutschsprachigen Roman *Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern* von Marica Bodrožić (2007) und den griechischsprachigen Roman *Man nennt mich Europa* (2010) von Gazment Kaplani in Bezug auf gemeinsame Erzähl- und Schreibstrategien miteinander vergleiche.² Trotz unterschiedlicher Entstehungsvoraussetzungen und Schreibintentionen habe ich mich für diese beiden Romane entschieden, da sie thematisch die Einwanderung in ein westliches Land und Reminiszenzen an die jeweiligen kommunistischen Lebenswelten behandeln. Meine These dabei ist, dass die Adaption der narrativen Thematik der zeitgenössischen Migration gemeinsame Erzähl- und Schreibstrategien zur Folge hat, die jenseits der Sprache, in der das jeweilige Werk geschrieben ist, einem ›Gedächtnis europäischer Literatur‹³ Rechnung trägt.

1. FAKTOREN AUSSERTEXTLICHER KONTEXTE

Kurz zu den Autoren: Marica Bodrožić wurde 1973 in Dalmatien geboren und ist 1983 nach Deutschland übergesiedelt. Sie schreibt Gedichte, Romane, Erzählungen und Essays und hat zahlreiche Preise bekommen, wie den *Kunstpries Berlin* (damals *Förderungspreis*) für Literatur der Akademie der Künste, den *Literaturpreis der Europäischen Union* oder den *Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung*. Sie lebt als freie Schriftstellerin in Berlin.

Gazment Kaplani wurde 1967 in Albanien geboren und flüchtete nach dem Fall des Hotza-Regimes zu Fuß nach Griechenland. Er hat Philosophie an der Universität Athen studiert und in Politikwissenschaften promoviert. Kaplani hat einen Lyrikband auf Albanisch, *Kontrabande Muze*, herausgegeben und drei Romane auf Griechisch: *Kleines Tagebuch der Grenzen* (2006), *Man nennt mich*

1 | Eine komparatistische Ausnahme stellt die zuletzt erschienene Arbeit von Carmine Chiellino (vgl. 2016) dar, die jedoch für eine ›interkulturelle Literatur in deutscher Sprache‹ plädiert. Ob aber der allgemein verstandene Begriff der ›Migrationsliteratur‹ durch ›interkulturelle Literatur in deutscher Sprache‹ ersetzt werden kann, wäre eine lohnende weiterführende Forschungsarbeit.

2 | Im Weiteren werde ich mich auf folgende Ausgaben beziehen: Bodrožić 2016 (im Text nachfolgend ausgewiesen als *Sterne*) und Καπλάνι 2010 (im Text ausgewiesen als *Europa*). Die Übersetzung der griechischen Abschnitte aus *Europa* ins Deutsche von A.B.

3 | Zum ›interkulturellen Gedächtnis‹, das sich auf europäische Literatur bezieht, siehe ausführlicher Chiellino 2016.

Europa und *Die letzte Seite* (2012). Heute lebt der Autor in den USA (vgl. Alijai 2013: 71f.).

In Bodrožićs Roman *Sterne* pendelt der Plot stetig zwischen den Zeitebenen der Vergangenheit und der Gegenwart. Der Roman erzählt von der Kindheit der Ich-Erzählerin in Dalmatien und davon, wie sie mit dem Großvater aufwuchs, in ein hessisches Dorf übersiedelte und als Erwachsene nach Paris zog. In einem tagebuchartigen Gestus (vgl. Rădulescu 2013: 98) verweben sich »erzählte Lebenserinnerungen mit reflexiven, abstrahierenden, sentenzartigen Abschnitten« (ebd.: 99).

In Kaplanis Roman wiederum ist eine stetige Überschreitung der Zeitebenen festzustellen, da eine Pendelstruktur auf allen drei Ebenen zu vernehmen ist. Die Vergangenheit gehört den kommunistischen Zeiten in Albanien und der Einwanderung in Griechenland. Die Gegenwart wird durch 21 vom Autor real geführten Interviews dargestellt, die verschiedene Migrantenschicksale in Griechenland thematisieren und, indem sie monologisch als Selbstzeugnisse an verschiedenen Stellen des Plots positioniert sind, den Erzählfluss unterbrechen. Die Zukunft schließlich »gehört« einer fiktiven Gegenwart, denn die Handlung ist im Albanien des Jahres 2041 angesiedelt, als der Ich-Erzähler nach seiner langjährigen Emigration in Griechenland zurückkehrt. Albanien sei nun ein gelobtes Land, das Migranten und Flüchtlinge aus Asien und Afrika aufnimmt. Auch in diesem Roman alternieren Lebenserinnerungen mit reflexiven, sentenzartigen Abschnitten. Auf der Gegenwartsebene handelt es sich hauptsächlich um Erinnerungen an Dialoge des Ich-Erzählers mit seiner ersten Freundin in Griechenland namens Europa (ein konventioneller, wenn auch seltener griechischer Frauenname), wobei an verschiedenen Stellen die Mehrdeutigkeit des Wortes spielerisch eingesetzt wird.

2. GEMEINSAME ERZÄHL- UND SCHREIBSTRATEGIEN

Mit dieser knappen Beschreibung des Plots lässt sich bereits eine in beiden Werken ähnliche Erzählstruktur konstatieren, wobei hinzuzufügen ist, dass die Pendelstruktur zwischen dem Leben der Ich-Erzähler in der Fremde und der Beschreibung der Zeit der »Zugehörigkeit zur Herkunftskultur« (Chiellino 2016: 150) ein Charakteristikum ist, dass auch bei anderen Autoren der europäischen Migrationsliteraturen anzutreffen ist (vgl. ebd.), wie Salman Rushdies *Satanic Verses* (1988) und Artur Beckers *Kino Muza* (2003). Im Gegensatz zu anderen Autoren potenziert Kaplani jedoch diese Pendelstruktur durch die Aufspaltung der Vergangenheit, da sich das Vertraute sowohl auf das Leben im kommunistischen Albanien als auch auf das Leben in Griechenland bezieht und darüber hinaus zusätzlich die Zukunft inszeniert wird.

Ein anderes gemeinsames Merkmal beider Romane ist das autofiktionale Erzählen. Obwohl bei Bodrožić die Ich-Erzählerin in der Mitte des Romans mit Eigennamen erscheint, heißt es gleich am Anfang des Romans: »Das Erzählen aus der Geschichte des menschlichen Herzens ist eine Befreiung aus der Umzäu-

nung der Biographie« (*Sterne* 9). Bei Kaplani wird der Ich-Erzähler nicht beim Namen genannt, doch autobiographische Bezüge sind leicht erkennbar, zumal seine drei griechischsprachigen Romane als Trilogie verstanden werden können, die das Leben in Albanien, die Akkulturation in Griechenland und schließlich die Entscheidung, nach Amerika überzusiedeln, thematisieren. Die dreifache Pendelstruktur aber, die die erzählte Zeit auch in die Zukunft verlagert, unterminiert den autobiographischen Roman.

Hinzu kommt, dass – wie bei anderen Werken der Migrationsliteratur, etwa *In deutschen Küchen* von Franco Biondi (1997) – festzustellen ist, wie eng die etwaigen »Ich-Figurationen und ihre Wandlungen an die sprachliche Problematik gekoppelt sind« (Schenk 2016: 53). Die Tatsache, dass Autofiktionen aus der Sprache herrühren, wird bei beiden Autoren plastisch ausgemalt, da der Spracherwerb und Sprachgebrauch zu Ich-Verwandlungen führt. So heißt es bei Bodrožić:

In den Namen haben sich hin und wieder beweisbare Regungen der ersten Sprache erhalten. *Filomena*,⁴ beispielsweise, ist ein Wort, das sich bei mir wie ein Reisekoffer vor die Türen der deutschen Sprache gestellt hat. Das Wort wollte hier wohnen, auf der anderen Seite meiner selbst eine feste Sprachadresse haben, ansprechbar sein, gleich einem ferngereisten Verwandten, der nach der Kenntnis anderer Kontinente nun das Eigentliche erleben muss, sich selbst, als Mittler zwischen Vergangenheit und der eigenhändig gebauten Brücke zur Gegenwart. (*Sterne* 13f.; Hervorh. i.O.)

»[B]eweisbare Regungen der ersten Sprache« bestätigen Chiellinos Maxime »eines integrierten Lebenslaufs« (Chiellino 2016: 107), womit die interkulturelle Integration des Lebenslaufs des Ich-Erzählers gemeint ist. Es handelt sich, mit anderen Worten, um eine existentielle Notwendigkeit des Ich-Erzählers, Raum- und Zeitkoordinaten, Vergangenheit und Gegenwart durch sprachliche Kontinuität in eine unverrückbare Nähe zu bringen (vgl. ebd.: 73). Dies wirkt sich m.E. auf die Struktur der Texte aus, da die interkulturelle Integration des Lebenslaufs die Erzählstrategie der Pendelstruktur unterstützt. Bezeichnenderweise betreffen die »Brücke« und die »Vermittlung« eine Art ästhetisches Programm, um zwischen »damals« und »jetzt«, zwischen »dort« und »hier« weitgehend Kontingenz herzustellen, wobei sich die Pendelstruktur als Lebensprojekt entpuppt, »sich in beiden Kultur- und Sprachräumen alternierend« (ebd.: 70) zu entfalten. Bei Kaplani wiederum heißt es:

Ich glaube, dass ich angefangen habe in der griechischen Sprache zu wohnen, alsbald ich nicht mehr versuchte, für jedes Wort die albanische Äquivalenz zu finden. Oder, wenn ich sie suchte, dann passierte dies im Hintergrund des Denkens. In der griechischen Wirklichkeit habe ich angefangen zu wohnen, als ich aufhörte, Vergleiche zwi-

4 | *Filomena* war als Figur im Roman *Das Gedächtnis der Libellen* angedacht. Vgl. die Nachweise am Ende von *Sterne*.

schen *Hier* und *Dort* anzustellen (*Europa* 339; Hervorh. i.O.). Den Sinn und die Gestalt einer Sprache gibt jedes Mal der Mensch, der sie spricht. (Ebd. 270)

Die Ich-Verwandlung betrifft die Entstehung des ›Dritten Ortes‹, da, losgelöst von sprachlichen und kulturellen Zwängen, das Leben in einem ›Dritten Ort‹ ausgelebt wird. Der ›Dritte Ort‹ ist nach Bhabha als diskursiver Rahmen zu verstehen, wo »dieselben Zeichen neu belegt, übersetzt, rehistorisiert und gelesen werden können« (Bhabha 2000: 57). Offensichtlich werden die sprachlichen und kulturellen Zeichen der Vergangenheit transformiert und tragen somit zu den Ich-Verwandlungen bei. In diesem Sinne ist auch die Verlagerung des fiktiven Albanien im Jahr 2041 zu verstehen, da durch die Mehrfachkodierungen (vgl. Suppanz 2003: 27) desselben Diskurses eine Multiperspektivität entsteht, die kulturelle Transformationen inszeniert.⁵

Die Fluidität von Sinnzuschreibungen, die aus dem Dialog zwischen Vergangenheit und Gegenwart entspringt, drückt sich ebenso auf gattungsspezifischer Ebene aus, da beide Romane verschiedene Gattungen in sich vereinen. Bei Bodrožić handelt es sich um tagebuchartige realitätsnahe Aufzeichnungen, die eine reflexive Erzählhaltung umfassen, wobei die reflexive Erzählhaltung mit der starken Metaphorik alterniert. Durch den tagebuchartigen Gestus wird dem Leser der Eindruck vermittelt, dass ihn der Roman in die intimsten Erfahrungen des Ich-Erzählers einweihe und dies wiederum für den Ich-Erzähler eine kathartische Funktion auf dem Weg seiner Selbstfindung habe (vgl. Rădulescu 2013: 98). So übertritt der Roman durch den fiktiven Dialog die Schwelle zwischen Roman und Tagebuch, obgleich deutlich ist, dass die tagebuchartige Gattung inszeniert wird. Zusätzlich ist eine Mischung mit der Lyrik festzustellen, zumal der Plot mit einigen Gedichten ergänzt wird.

Bei Kaplani wird die Fiktion durch die real gehaltenen Interviews, die den Plot durchziehen, ›gestört‹. In beiden Werken werden also fließende Gattungsbegriffe favorisiert, um dadurch dem Gedanken an eine konstruierte Homogenität entgegenzusteuern. Gerade die Zerstörung vermeintlicher Homogenitäten, ob auf sprachlicher, erzähltechnischer oder gattungsspezifischer Ebene, ist ein weiteres wichtiges Merkmal europäischer Migrationsliteraturen, das aber immer im Hinblick auf einen sprachlich integrierten Lebenslauf zu sichten ist.⁶

5 | Ähnlich stellen Hofmann/Patrut (2015: 18) in Bezug auf den postkolonialen Diskurs heraus, dass die Literatur durch die verschiedenen Formen der Multiperspektivität die Notwendigkeit darlegt, »bornierte eurozentrische Perspektiven zu überwinden«.

6 | Das Konstruierte der Homogenität ist, ohne die spezifische sprachliche Facette von Migrationsliteratur, selbstverständlich auch bei deutschen Autoren, wie z.B. Christoph Hein, anzutreffen. Vgl. für eine entsprechende Textanalyse Leskovec 2011: 130.

3. GEMEINSAMKEITEN AUF INHALTLICHER EBENE

3.1 Narratives Thema: Fiktionalisierung eines breiten Migrationsbegriffs

Bezeichnenderweise bildet in beiden Romanen die Konfiguration eines breiten, dekonstruktiven Migrationsbegriffs einen thematischen Schwerpunkt. So beschreibt die Ich-Erzählerin im Prosaband von Bodrožić ihre Mutter als eine Frau, die nach Deutschland ausgewandert ist, um sich vornehmlich von gesellschaftlichen Zwängen zu befreien.

In Wirklichkeit war auch keiner von uns nur der Arbeit wegen in ein anderssprachiges Gebiet gegangen [...]. Sie [die Mutter; A.B.] ging fort, weil das Fortgehen ihr die einzige Möglichkeit bot, für etwas anderes als für die Tradition, für die Ehre, für Hab und Gut, für die Felder und die Sittengefühle ihrer Familie zu leben. Sie war keine Gastarbeiterin. Sie ist eine geworden, weil man damals kein Wort für Frauen hatte, die sich als Frauen auf die Reise gemacht hatten; und nicht als Geldverdienerinnen. (Sterne 20)

Deutlicher könnte die Absage an einen überkommenen Migrationsbegriff bzw. Gastarbeiterbegriff nicht zum Ausdruck gebracht werden. Die Ich-Erzählerin wendet sich gegen essentialistische Festschreibungen, da als Essenz der Migration die Bewegung, die Auswanderung verstanden wird und Migration mehrere Gründe haben kann, die nicht im finanziellen Bereich zu verankern sind. Es wird demzufolge fiktiv ein breiter, dekonstruktiver Migrationsbegriff literarisiert, der auch auf der Handlungsebene die Multiperspektivität begünstigt und – vor allem – die Begrifflichkeit literarisch konfiguriert.

In Kaplanis Roman dominiert der thematische Aspekt der Migration und kann weitgehend von der im Werk aufscheinenden aufklärerischen Schreibintention erklärt werden, da, abgesehen von den 21 eingeflochtenen Interviews, explizite Neukodierungen der Migration auf fiktiver Ebene durchgespielt werden. So heißt es am Ende des Romans:

Migration ist ein Spiegel, der unser Gesicht widerspiegelt [sic]. Wenn wir Migration als Gelegenheit betrachten, dann wird sie Gelegenheit. Wenn wir Migration als Gefahr betrachten, dann wird sie Gefahr. Weil der *Andere* nicht der *Fremde*, sondern Spiegel ist, in dem in Vergrößerung die Alpträume und die guten Eigenschaften des Eigenen projiziert werden... (Europa 346; Hervorh. i.O.).

Migration ist hier infolgedessen vollkommen von essentialistischen Sinnzuweisungen befreit, da Migration als privater und gesellschaftlicher Prozess dargestellt wird. Ungeachtet der fiktiven Umsetzung eines breiten Migrationsbegriffs stellt m.E. jedoch eine eigene »Schreibweise der Migrationsliteraturen« (Schenk

2004: IX)⁷ die Tatsache dar, dass Begriffserklärungen zum Diskurs der Migration narrativ thematisiert werden. Dies wird noch deutlicher in folgendem Zitat Kaplanis: »Migration bedeutet, dein Leben von Null anzufangen. In einer Sprache zu erzählen, die nicht deine Muttersprache ist, ist, als ob du die Narration deines Lebens neu startest. Deswegen verstand ich das Griechische wie neue Schuhe, die mein Verlangen nach schnellem Laufen herausforderten.« (*Europa* 40)

Bei beiden Romanen werden in einem reflexiven Erzählmodus Begriffe zum Migrationsdiskurs explizit definiert. Es handelt sich dabei um eine besondere Schreibstrategie, die wenig von der entsprechenden Forschung beachtet worden ist, sich aber stark an spezifische »Schreibweisen der Migrationsliteraturen« anlehnt. Im Grunde genommen bestätigt sich auch in den zeitgenössischen Migrationsliteraturen das enge Zusammenspiel zwischen Fiktion und Realität, denn im Bekenntnischarakter der Narration werden sowohl die Auswirkungen der erlebten Migrationserfahrungen fiktionalisiert als auch auf reale Migrationskontexte Bezug genommen. Es ist kein Zufall, dass bei Bodrožić der Begriff des »Gastarbeiters« (ein genuin deutsches Phänomen) als homogenisierend und sprachlich defizitär ausgewiesen und bei Kaplani der Begriff der »Migration« mit der griechischen Sprache verwoben wird.

Infolgedessen können m.E. drei wesentliche Merkmale der Migrationsliteraturen festgehalten werden: erstens der Rekurs auf den jeweiligen, real erlebten Migrationsdiskurs, was die Verwendung von Migrationsliteraturen im Plural legitimiert, zumal dadurch die Kulturgebundenheit jedes literarischen Textes zum Ausdruck gebracht wird; zweitens die explizite Inszenierung eines breiten Migrationsbegriffs, der die Fluidität und das Konstruierte der Homogenität als inhaltliches und strukturelles Merkmal umsetzt; und drittens die emanzipatorische Schreibhaltung, die den »Migrationsbegriff« zu emanzipieren trachtet, indem er nicht ausschließlich im Kontext von finanzieller Armut verortet wird. Darüber hinaus wird der aufklärerische Impetus als Schreibintention durch die erlebte Innensicht der Migrationserfahrung im autofiktionalen Erzählen deutlich. In den hier behandelten Werken wird Letzteres durch die reflexiven Passagen erreicht. Mit anderen Worten diktiert die Thematik der zeitgenössischen Migration spezifische Charakteristika in der narrativen und inhaltlichen Konsistenz der jeweiligen Literaturen.

3.2 Narratives Thema: Kommunismus

Reminiszenzen an den Kommunismus fallen in Bodrožić Roman eher rar aus, da der Fokus auf der kathartischen Funktion der deutschen Sprache liegt, die zusammen mit der ersten Muttersprache⁸ Kindheitstraumata zu eliminieren vermag:

7 | Die Bezeichnung lehnt sich an Schenk an, ohne sich jedoch ausschließlich auf die deutschsprachige Literatur zu begrenzen.

8 | Das Serbokroatische und das Deutsche werden entsprechend als erste und zweite Muttersprache bezeichnet, was die Verschwisterung beider für die Subjektkonstitu-

1983 hatte ich als neunjähriges Kind, zusammen mit meinen Geschwistern, das Land verlassen, hatte bis dahin an jeder Maiparade teilgenommen und die Pioniermütze getragen wie alle anderen Kinder auch. [...] Es war üblich, die Lehrer mit »Genosse« anzusprechen. Das sollte unsere Brüderlichkeit ausdrücken. [...]

Einer der Gründe, weshalb die sozialistische Gleichheitsidee in der Realität gescheitert ist, war mit der Vorstellung der Machthaber verknüpft, Menschen eine Sprache zu verordnen. [...] Wir litten an Dingen, an denen alle Kinder leiden: ich an der Abwesenheit meiner Eltern, an der Armut und meiner eigenen Ungeschicklichkeit, die mich immer von den anderen trennte und als einen typischen Verlierer-Fall unserer Familie darstellte. (*Sterne* 63).

Anschaulich wird an dieser Stelle der erlebte Alltag mit den eigenen existentiellen Nöten in Verbindung gebracht, was zwar nicht über die Prägung durch das Regime im Kindesalter hinwegtäuscht, aber über den Erkundungscharakter des eigenen Schreibens die Spuren des interkulturellen Gedächtnisses aufrollt. Es bestätigt sich durch Bodrožić' Werk, dass dessen Sprache nicht nur Trägerin des kulturhistorischen Gedächtnisses ist (vgl. Chiellino 2016: 48), sondern auf der Folie des Zusammenspiels der Sprachen die Integration der Lebensabschnitte der Protagonistin (vgl. ebd.: 119) intendiert wird. Dies hat wie bei anderen Autoren, z.B. Andrea Franzettis Erzählung *Der Großvater* (1985), die Konsequenz, dass zwischen den zwei Sprachen des Ich-Erzählers »ein intensiver Austausch an Informationen stattfindet, aus dem sich die deutsche Sprache des Werkes ernährt, um weiter erzählen zu können.« (Ebd.) Aus Bodrožić' Zitaten geht hervor, dass sowohl sprachliche Segmente wie »Genosse« und »Brüderlichkeit« als auch soziohistorische Gegebenheiten im sozialistischen Alltag »ins Deutsche« übersetzt werden, um das sprachliche Kontinuum des interkulturellen Gedächtnisses herzustellen.

Die Tatsache, dass es im Fall der Migrationsliteraturen kein Kontinuum zwischen der Sprache und dem soziohistorischen Wissen des Autors und des Lesers gibt, wird ebenso aus folgendem Zitat Kaplanis deutlich:

So sprach ich zu Europa über all meine lächerlichen und traumatischen Erfahrungen von den Paraden in Albanien. Dass man uns spezifische Übungen für die Feiern der Partei lernen ließ, für den Geburtstag des großen Staatsmannes, für die Maiparade, für den Tag der nationalen Unabhängigkeit. Sowieso ähnelten wir einer Kaserne mit Soldaten, die sich ständig auf Paraden vorbereitete. (*Europa* 70)

Die explizite Ansprache an die Freundin namens Europa – unverkennbar an dieser Stelle der mehrdeutige Gebrauch des Namens, da der Ich-Erzähler zu Europa spricht – verdeutlicht, dass dem griechischen Lesepublikum, obgleich in griechischer Sprache erzählt wird, zusätzliches soziohistorisches Wissen vermittelt werden muss. Folglich wird der künstlerische Einsatz der Sprache, die eine ex-

tion vergegenwärtigt, z.B.: »Aber Erinnerung verwaltet sich noch einmal anders in einer zweiten Muttersprache.« (*Sterne* 140).

plizit erklärende Funktion einnimmt, mit der Vermittlung für das griechische Lesepublikum ›fremder‹ soziohistorischer Gegebenheiten in Einklang gebracht. Dadurch werden aber nicht nur Erlebnisse des Fremden in Form von künstlerischer Produktivität⁹ inszeniert, sondern ebenso Erlebnisse des Eigenen in der Fremdsprache. Demzufolge zeigt sich, dass über das narrative Erklären hinaus spezifische Informationen vermittelt werden, die das interkulturelle Gedächtnis konstituieren. Die erklärende Schreibstrategie ist zusätzlich auf die aufklärerische Erzählintention Kaplanis zurückzuführen, wodurch die im Vergleich zu Bodrožić häufigeren, aber insgesamt gering gehaltenen, thematischen Bezüge zum Leben im kommunistischen Albanien gedeutet werden können.

3.3 Narratives Thema: Balkan

Der Balkan nimmt nach Previšić eine topographische und historische Zwischenposition ein. »[D]er Balkan wird bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als ›europäische Türkei‹ bezeichnet, als Landbrücke zwischen ›Mitteleuropa‹ und dem ›Nahen Osten‹ halb christlich, halb moslemisch, sozusagen ein Zwitter, zerrissen zwischen einem ›byzantinisch-osmanischen‹ Erbe und einer europäischen Orientierung« (Previšić 2010: 191). Auch wenn man dieser leicht ironisierenden Begriffsbestimmung nicht beipflichtet, so kann trotzdem festgehalten werden, dass der Balkandiskurs vornehmlich eine Zwitterfiguration verkörpert. Bei Bodrožić nimmt die Inszenierung des Balkandiskurses, im Gegensatz zu Kaplani, einen überschaubaren Raum ein. Der ›Balkan‹ kommt nur an einer Stelle vor, als sich die Ich-Erzählerin in Mile, einen bosnischen Kroaten, und ihre Schwester in Rašo, einen kroatischen Serben, verliebt. »Rašo spielte auf der Gitarre das jugoslawische Kultlied ›Balkane moj‹, *Mein Balkan*, wir saßen im Park herum, bis tief in die Nacht, rauchten die Zigarettenpäckchen leer und erklärten unseren neuen Freunden die deutsche Sprache, ließen das *r* rollen, vor und zurück.« (Sterne 27f.; Hervorh. i.O.)

Das Balkanlied hat an dieser Stelle insofern eine einschließende Funktion, als es das gemeinsame Gedächtnis aller Ex-Jugoslawen zum Vorschein bringt und somit die ethnischen Grenzziehungen in Folge des Krieges ad absurdum führt. Eines der zentralen Anliegen des Romans ist es, auf den Irrsinn der Zersplitterung Ex-Jugoslawiens nach ethnischen Kriterien aufmerksam zu machen und durch die Literarisierung mehrerer erlebter Beispiele den Zusammenhalt aller Auslandsjugoslawen in Europa zu vermitteln. Auch wenn die Ich-Erzählerin von »jugoslawischer Weise« (ebd.: 33) spricht, deren Quintessenz sie nicht erklären kann, so bleibt, dass, auch wenn sich die Völker des ehemaligen Jugoslawien »zu Hause stritten, bekriegten und ermordeten, sie im Ausland unzer-

9 | Interessanterweise stellt Schickhaus zum Werk Yoko Tawadas heraus, dass die »Lokalisierung des Fremden außerhalb der Gesellschaft nicht mehr zum Kennzeichen oder Manko einer Gruppe von Migranten gilt, sondern ›zur Voraussetzung künstlerischer Produktivität‹ erhoben wird.« (Schickhaus 2016: 89)

trennlich [waren], hörten die Chansons des einen Volkes, die Lieder des anderen, und alles wurde wieder eins.« (Ebd.: 34)

Durch Bodrožić' Roman scheint sich das schriftstellerisch interkulturelle Dilemma einzulösen, welches »das politisch prekäre Verhältnis nicht nur zwischen den Staaten des ehemaligen Jugoslawiens, sondern auch zur EU entschärfen helfen« (Previšić 2009: 189f.) kann, zumal über die fiktiven Beispiele der erfahrbaren, aber nicht näher zu definierenden »jugoslawischen Weise« der Ex-Jugoslawen im Ausland Trennungen nach Kriterien der Nationenbildung als obsolet erklärt werden. »Jetzt erst [in Deutschland; A.B.] begriff ich, dass ich offiziell eine Kroatin bin, die in europäischen Städten noch immer allen möglichen Jugoslawen hinterhergeht, um ihre Stimme zu hören [...] ganz gleich, ob in Paris, Lissabon, Frankfurt oder Berlin.« (Sterne 72)

Aus dem Zitat geht hervor, weswegen der Balkan im Roman keine identitätsstiftende Funktion hat: Diese übernimmt das nicht näher definierbare »Jugoslawische«. Europa wirkt dabei wie eine Kulisse. Obwohl aber Balkan- und Europadiskurse nur in geringem Ausmaß durchgespielt werden, wird durch die, für deutsche Leser unbekannten, transportierten sozialgeschichtlichen Gegebenheiten der Ex-Jugoslawen im Ausland ein Gedächtnis europäischer Literatur in deutscher Sprache intendiert.

In Kaplanis Roman wiederum gibt es viele Bezüge zum Balkandiskurs, der identitätsstiftend eingesetzt wird. An dieser Stelle kann nur exemplarisch der Balkan-Katalog angeführt werden, den der Ich-Erzähler anfertigt, um die »balkanische Art« zu beschreiben:

Als ich später auf dem Balkan reiste, ohne Europa, leider, hatte ich einen Balkan-Katalog angefertigt, den ich bei jeder Reise bereicherte. Du verstehst, dass du dich auf dem Balkan befindest, wenn du siehst, dass die Moslems viel trinken. [...] Du verstehst, dass du dich auf dem Balkan befindest, wenn du siehst, dass das magische Getränk Raki oder Rakı heißt. Außer ein Getränk zu sein, heilt der Raki alle Krankheiten, von Schnupfen bis zur Arthritis. [...] Du verstehst, dass du dich auf dem Balkan befindest, wenn dir ein schulisches Geschichtsbuch als von der militärischen Zentralstelle geschrieben scheint. [...] Du befindest dich auf dem Balkan, wenn sich immer jemand findet, der dir dessen Tür und Seele öffnet, bevor er deinen Namen kennt. [...] Du verstehst, dass du dich auf dem Balkan befindest, wenn du die Interviews mit den wichtigen Staatsleuten in der Cafeteria durchführst. Weil der Balkan ein großes Dorf ist, das sich anstrengt Paris und London nachzuahmen. (Europa 309)

Die anfangs zitierte Definition des Balkans von Previšić scheint im obigen Zitat eine deckungsgleiche Entsprechung zu finden. Der Balkan ist der identitätsstiftende Raum des Disparaten. Abgesehen von der Wahrhaftigkeit dieses Katalogs, ist nicht zu übersehen, dass dadurch Stereotype gefestigt werden. Die Tatsache aber, dass Holismen trotzdem mit Skepsis begegnet wird, kann vom Bedauern der Abwesenheit der Freundin Europa, die als Verkörperung des Fremden gegenüber dem Ich-Erzähler eine kritische Instanz darstellt, sowie vom »Dialog der Gattungen« abgelesen werden. In einem nachstehenden Interview bekundet der

Interviewte: »Wo immer ich auch gereist bin, meine besten Gesellen waren immer Menschen aus dem Balkan, vornehmlich Griechen. So ist in mir ein anderes Stereotyp entstanden, dass nämlich wir Balkanier etwas anderes sind als die Westler. Es ist mein letztes Stereotyp, leider...« (ebd.: 314). Das Bedauern im Interview könnte als zusätzlicher Hinweis darauf verstanden werden, dass auf die Fiktion Bezug genommen wird.

Fazit: Der Balkan kann als Europa in Europa aufgefasst werden, der sich, trotz seiner Zwittergestalt, identitätsstiftend auswirkt und eine andere Sorte von Europäern, eine Art »Mimikry-Europäer«, zum Vorschein bringt. Der Konstruktionscharakter des Balkans wird jedoch in beiden Romanen wenig angetastet. Sogar bei Bodrožić schwingt die Vorstellung mit, dass die »jugoslawische Weise« auf die Lebenswelt des Balkans zurückzuführen ist. Es wäre sicherlich von großem Interesse, andere »balkanische« Migrationsliteraturen heranzuziehen, um obige Befunde zu erkunden. Die Tatsache, dass bei Bodrožić die identitätsstiftende Funktion nicht dem Balkan, sondern einer nicht näher definierten jugoslawischen Substanz zugewiesen wird, kann mit den Konsequenzen des Krieges und dem Widerstand gegenüber dem Ideologem der ethnischen Säuberungen erklärt werden. Auch wenn Europadiskurse in beiden Romanen kaum behandelt werden, so ist ihr Vorhandensein als künstlerischer Referenzpunkt nicht zu unterschätzen, da durch sie lokale soziohistorische Gegebenheiten in die Sprache des europäischen Ziellandes infiltriert werden und sie einen wesentlichen Beitrag zur Entstehung eines »Gedächtnisses europäischer Literatur« leisten.

4. SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Die Performanz des Eigenen und des Fremden im Netzwerk der sprachlichen, strukturellen und inhaltlichen Dialogizität macht zweifelsohne die besonderen »Schreibweisen der Migrationsliteraturen« aus. Die Komplexität des modernen Migrationsbegriffs, der in derartigen Literaturen konfiguriert wird, wirkt sich auf allen Schreibebeben aus, sodass durchaus von europäischen Migrationsliteraturen, die jenseits der gewählten Sprache ein migrantisches Schreiben performen, die Rede sein kann. Die hier vorggeführten Textanalysen haben gezeigt, dass über den sprachlich-kulturellen Bezugsrahmen und der Schreibintention hinaus viele Gemeinsamkeiten konstatiert werden konnten. Das gemeinsame migrantische Schreiben findet seinen Niederschlag vorbildhaft in der Kongruenz von Form und Inhalt, indem ein Migrationsbegriff, der auf Bewegung ausgerichtet ist und eine emanzipatorische Wirkung intendiert, durch die Wahl einer entsprechenden Konstruktion auf der Strukturebene adaptiert wird. Schließlich stellen Migrationsliteraturen eine große Herausforderung dar, sowohl für die Nationalliteraturen als auch für die Komparatistik. Denn einerseits handelt es sich bei diesem literarischen Phänomen um eine Literatur mit doppelter Staatsbürgerschaft (vgl. Blioumi 1999: 355f.), die die jeweilige Nationalliteratur erneuert, zumal erlebte geschichtliche Ereignisse eines anderen Landes in der jeweiligen Nationalliteratur aufgenommen werden. Und andererseits ist zu diskutieren,

ob, holistisch betrachtet, von einer ›europäischen Migrationsliteratur‹ die Rede sein kann, die ein ›Gedächtnis europäischer Literatur‹ zu inszenieren vermag.

LITERATUR

- Alijai, Ilira (2013): Γράφοντας στη γλώσσα του Άλλου. Η γλώσσα ως φορέας διαπολιτισμικών στοιχείων στη μεταναστευτική λογοτεχνία [Schreiben in der Sprache des Anderen. Die Sprache als Träger interkultureller Elemente in der Migrationsliteratur]. Masterarbeit. Panteion Universität Athen.
- Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Mit einem Vorwort v. Elisabeth Bronfen. Aus dem Engl. v. Michael Schiffmann u. Jürgen Freudl. Tübingen.
- Blioumi, Aglaia (1999): Migrationsliteratur, der schwarze Peter für die Komparatistik? Plädoyer für eine Komparatistik mit doppelter Staatsbürgerschaft. In: *arcadia* 34, H. 2, S. 355-365.
- Bodrožić, Marika (2016): Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern. München.
- Chiellino, Carmine (2016): Interkulturelle Literatur in deutscher Sprache. Das große ABC für interkulturelle Leser. Bern.
- Hofmann, Michael / Patrut, Iulia-Karin (2015): Einführung in die interkulturelle Literatur. Darmstadt.
- Καπλάνι, Γκαζμεντ [Kaplani, Gazment] (2010): με λένε Ευρώπη [Man nennt mich Europa]. Athen.
- Krauze-Olejniczak, Alicja (2016): Migrationsroman, der gar keiner sei: Malin Schwerdtfegers *Cafe Saratoga*. In: Christel Baltes-Löhr/Raluca Rădulescu (Hg.): Pluralität als Existenzmuster. Interdisziplinäre Perspektiven auf die deutschsprachige Migrationsliteratur. Bielefeld, S. 97-116.
- Leskovec, Andrea (2011): Einführung in die interkulturelle Literaturwissenschaft. Darmstadt.
- Previšić, Boris (2009): Poetik der Marginalität: *Balkan Turn* gefällig? In: Helmut Schmitz (Hg.): Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration. Amsterdam/New York, S. 189-203.
- Ders. (2010): Zwischen Diskursivität und Faktualität: Interkulturalität und literarische Imagination auf dem balkanischen Prüfstand des jugoslawischen Zerfalls. In: Dieter Heimböckel/Irmgard Honnef-Becker/Georg Mein/Heinz Sieburg (Hg.): Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un)vollendetes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften. München, S. 191-203.
- Rădulescu, Raluca (2013): Die Fremde als Ort der Begegnung. Untersuchungen zu deutschsprachigen südosteuropäischen Autoren mit Migrationshintergrund. Konstanz.
- Dies. (2016): Die Lyrik José F.A. Olivers. Versuch einer »modernen« interkulturellen Hermeneutik. In: Dies./Christel Baltes-Löhr (Hg.): Pluralität als Existenzmuster. Interdisziplinäre Perspektiven auf die deutschsprachige Migrationsliteratur. Bielefeld, S. 63-78.

- Schenk, Klaus (2004): Vorwort. In: Ders. (Hg.): Migrationsliteratur. Schreibweisen einer interkulturellen Moderne. Tübingen, S. VII-XI.
- Ders. (2016): Formen des Ich-Erzählens in der inter-/transkulturellen Literatur. In: Christel Baltes-Löhr/Raluca Rădulescu (Hg.): Pluralität als Existenzmuster. Interdisziplinäre Perspektiven auf die deutschsprachige Migrationsliteratur. Bielefeld, S. 47-62.
- Schickhaus, Tobias Akira (2016): Polypolare *Über*-setzungen. Eine historiographische Lokalisierung der Chamisso-Literatur am Beispiel Yoko Tawadas. In: Christel Baltes-Löhr/Raluca Rădulescu (Hg.): Pluralität als Existenzmuster. Interdisziplinäre Perspektiven auf die deutschsprachige Migrationsliteratur. Bielefeld, S. 79-96.
- Suppanz, Werner (2003): Transfer, Zirkulation, Blockierung. Überlegungen zum kulturellen Transfer als Überschreiten signifikatorischer Grenzen. In: Federico Celestini/Helga Mitterbauer (Hg.): Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers. Tübingen, S. 21-33.

Migrierende Menschen – aktuelle Märchen

Die Rolle mündlicher Traditionen aus Afrika
bei der Integration in Deutschland

ADRIANA HARO-LUVIANO DE RALL/DIETRICH RALL

Abstract

During recent years, critical cultural commentaries about globalization have repeatedly suggested that although the global transfer of goods has intensified and is nowadays almost unlimited, migrants are far from being able to cross borders without facing problems. Although this issue cannot be further explored here, cultural exchange as a by-product of migration and the trade of goods is not a new phenomenon but has been taking place for millennia. Fairy tales belong and have belonged to the literary genres that have been transcontinental in this way. In the context of the transitions between European and African cultures, this article outlines historical and current communication processes, using the example of anthologies and narrative situations in order to examine the tradition of German and African fairy tales and their impact on cultural transfer. A concrete example of such transitions is the Senegalese storyteller Ibrahima Ndiaye, who has been living in Saarland for 25 years and who is interested in the role of fairy tales, stories and children's books to help people in Europe understand African culture and its customs and rites.

Title: Migrants – Modern Fairy Tales. The Role of African Oral Traditions in Integration Processes in Germany

Keywords: Africa; migration; cultural transfer; fairy tales; integration

1. MIGRATION UND INTEGRATION

Migration und Integration – heutzutage zentrale Themen und existentielle Probleme für Menschen, Gesellschaften und Völker – waren für kulturelle Güter wie Mythen und Märchen seit Jahrtausenden ein natürlicher Entwicklungsprozess, der bewies, dass Interkulturalität, Kulturtransfer und Horizonterweiterungen fundamentale Gegebenheiten des menschlichen Daseins sind. Zu den bekanntesten Gattungen, die auf diese Weise transkontinental unterwegs waren, gehören die Märchen, ursprünglich eine orale, heute aber auch eine literarische, visuelle und musikalische Gattung, besonders in Film und Fernsehen. Vom Märchen *Rotkäppchen und der böse Wolf* gibt es z.B. nicht nur die Fassung der Brüder Grimm, sondern auch viele regionale Varianten in Europa und Ostasien. Von der »kosmischen Jagd« lässt sich eine »Ur-Storyline« (Weber 2016) nachweisen: Ein Mensch jagt ein großes Tier. »Diese Jagd findet im Himmel statt oder sie führt die Beteiligten dorthin. Das Tier überlebt und verwandelt sich in das Sternbild des Großen Bären«; diese Geschichte hatte »sich schon Jahrtausende vor Ovid

über die halbe Welt verbreitet: Neun Varianten fanden sich in Asien, eine in Afrika, zwei in Amerika.« (Ebd.)

Wie in den europäischen Tierfabeln stehen auch in afrikanischen Märchen oft Tiere im Zentrum der Erzählung:

Hyäne (Wolf) und Schakal (Fuchs) sind vermutlich überall in Afrika Protagonisten für Dummheit bzw. Schlaueit; die Spinne kommt als Trickser-Figur vor allem in Westafrika und im oberen Nilgebiet vor, während der Hase in dieser Rolle hauptsächlich in Zentral- und Ostafrika verbreitet ist. Die Schildkröte als Symbol für Klugheit dürfte allgemein in Afrika vorkommen (Jungraithmayr 1994: 344).

Der Autor des Nachworts, der Anmerkungen und des Literaturverzeichnisses zu den *Afrikanischen Märchen*, ursprünglich schon 1917 herausgegeben von Carl Meinhof und ab 1991 neu aufgelegt im Diederichs Verlag, gibt seiner Hoffnung Ausdruck, »dass ein allgemeiner afrikanischer Motivindex« zur Klärung vieler offener Fragen beitragen wird, besonders ein von der DFG gefördertes, interuniversitäres Projekt, »das sich die Erstellung eines Motiv- und Themenkatalogs für Afrika zum Ziel gesetzt hat«. An verschiedenen deutschen Universitäten wurden laut Jungraithmayr in den 90er Jahren »ebenfalls umfangreiche Sammlungen afrikanischen Erzählguts bearbeitet und für vergleichende Untersuchungen aufbereitet.« (Ebd.: 344f.). Christian Weber fährt in seinem Artikel fort:

Bereits vor Jahren erstellten Wissenschaftler den ATU-Katalog (abgekürzt für Aarne-Thompson-Uther), bis heute das wichtigste Referenzwerk. Es verzeichnet 2000 unterschiedliche sogenannte »Internationale Typen« von Volkserzählungen und Märchen aus 300 Kulturen weltweit, die jeweils aus einem bestimmten Mix von Themen, Plots und Charakteren bestehen. [...] Neu hingegen sind die Methoden, mit denen Anthropologen und Ethnologen, Linguisten und Kognitionswissenschaftler die Märchen, Mythen und Sagen der Welt erkunden. Sie bedienen sich der Algorithmen der Genetik, um auf einer besser abgesicherten Basis zu den Ursprüngen der großen und kleinen Erzählungen der Menschheit zu gelangen. (Weber 2016)

Auf diese Weise sind Stammbäume und Verwandtschaftsbeziehungen rekonstruierbar, und es lassen sich ihre Wurzeln entdecken: »[S]ie reichen mitunter bis in die Altsteinzeit« (ebd.). Mit dieser an der Genetik orientierten Methode lässt sich der Ursprung von Märchen, Mythen und Sagen tiefer ergründen und weiter verfolgen als bis in den Orient, der Herkunft von so berühmten Sammlungen wie den Märchen von *Tausendundeiner Nacht*, der *Historia septem sapientium* oder Teile des *Decamerone* von Boccaccio. Die dritte Erzählung des ersten Tages dieses zehnmals zehn »Novellen« enthaltenden Erzählmarathons dreht sich um die Ringparabel, eine »märchenhafte Erzählung« (Wiedemann 1994: 388), die im Zentrum des wohl bekanntesten Theaterstücks der deutschen Aufklärung steht: Gottfried Ephraim Lessings dramatisches Gedicht *Nathan der Weise*, das Werk der deutschen Literatur über Toleranz und Zusammenleben von Kulturen und Religionen.

Auf dem GiG-Kongress *Europa im Übergang* in Flensburg 2017 steht die Thematisierung von Transferprozessen im Zentrum. »Es gilt, die große Bedeutung von Übergängen herauszustellen sowie Transformationen in literarischen Poetiken, in kulturellen, kognitiven und emotionalen Prozessen, in interkultureller Kommunikation und interlingualen Transferprozessen aufzuzeigen, zu beschreiben und zu analysieren« (GiG 2017: 2). Ebenso wird darauf hingewiesen, dass im Rahmen des Kongresses »vergleichende Untersuchungen des ›Nordens‹ mit dem ›Süden‹ und dem maritimen Großraum des Mediterraneums, einschließlich der Übergänge zwischen europäischen und afrikanischen Kulturen« im Fokus stehen« (ebd.).

»Globale Migration ist das Thema unserer Zeit«, schreibt Paul Collier, und wie viele andere Migrationsforscher hat er erkannt, dass man vor dieser Situation und der damit zusammenhängenden Wahrheit nicht die Augen verschließen kann: »Flucht und Migration sind strukturelle Probleme, unser wirtschaftliches und politisches System forciert das, was wir ›Flüchtlingskrise‹ nennen: globale Wanderbewegungen«. Und: »Seit einigen Jahrzehnten erleben wir auf der Welt den Beginn eines Ungleichgewichts epischen Ausmaßes«. (Collier 2016: 20) »Die Flüchtlingskrise ist eigentlich eine Staatskrise«, findet der Publizist Ranga Yogeshwar, und eine »etwas naive Willkommenskultur« (Yogeshwar 2016: 32) sollte einem intensiven und innovativen Nachdenken über Integration Platz machen:

Ich glaube, dass uns die Ankunft so vieler Geflüchteten in Europa zum ersten Mal vor Augen führt, dass unsere eigenen Handlungen spürbare Folgen haben. Insofern ist das ein historischer Moment. Bisher wurden wir mit den Konsequenzen unserer Lebensweise, unseres Wirtschaftssystems und unserer Außenpolitik nie spürbar konfrontiert. Weder in der Kolonialzeit noch in der Moderne wollten wir von den Katastrophen, die wir in der Welt anrichteten, etwas wissen. (Ebd.: 32f.)

Die Integration von Migranten und Einwanderern aus Afrika und dem Vorderen Orient steht im Mittelpunkt der Diskussion darüber, wie und wie viele Migranten in den verschiedenen europäischen Ländern aufgenommen werden können. Dabei kann es nicht nur darum gehen, sich an eine oder mehrere ›Leitkulturen‹ anzupassen oder sie gar zu verinnerlichen, sondern es stellt sich auch die Frage, inwieweit die Bewohner der aufnehmenden Länder bereit sind, kulturelle Inhalte aus den Herkunftsländern der Migranten zu tolerieren, zu akzeptieren oder gar in die eigene Kultur zu integrieren. Andererseits sollte man nicht übersehen, dass nicht alle Migrierenden auf der Flucht sich unbedingt, z.B. in Deutschland, integrieren möchten. Vielleicht ist ja dieses Land nur eine Zwischenstation und wir brauchen »Integrationsmodelle auf Zeit«, wie es Jürgen Wertheimer (2016) genannt hat. »Mit Integrationskursen und ein wenig Landeskunde« ist es nicht getan und auch nicht mit einem vagen Kulturbegriff, denn »nicht alle Flüchtlinge wollen langfristig in Deutschland bleiben«, für viele ist Deutschland ein »Ausweichziel« auf dem Weg woandershin, eine Warteschleife, »bis sie selbst wissen, ob und wohin die Reise gehen soll« (ebd.).

2. MÄRCHEN UND INTEGRATION, AM BEISPIEL DES LEBENS UND WERKS VON IBRAHIMA NDIAYE

Aber viele Migranten wollen und sollen sich integrieren. Die Gruppe von Migranten, welche qua Gesetz am schnellsten in bestehende Strukturen der Gastländer integriert werden könnten, sind die schulpflichtigen Kinder. Damit die Integration in die Klassen und Gruppen gelingt, müssen sich nicht nur die Neulinge anpassen, sondern die schon bestehenden Gruppenverbände sollten sich so weit öffnen, dass die Neuankömmlinge ihren Platz darin finden können. Dabei wird die Frage eine wichtige Rolle spielen, ob die Mitglieder der Klassenverbände flexibel genug sind, um das fremdkulturbedingte Agieren und Denken zu tolerieren und zu akzeptieren. Die in Marburg lebende Sozialwissenschaftlerin und Journalistin afrikanischer Herkunft, Nkechi Madubuko, weiß über Rassismus im Alltag Bescheid: »Kinder und Jugendliche, die eine Migrationsgeschichte haben, sind oft mit Vorurteilen und Rassismus konfrontiert. Kinderpsychologen wissen, dass rassistische Beschimpfungen, vor allem wenn sie regelmäßig vorkommen, keine Kleinigkeiten, sondern seelische Verletzungen sind« (Madubuko 2016). Kinder können lernen, sich zu wehren und ein gutes Selbstwertgefühl mit ihrem »Anderssein« aufzubauen, ein Prozess, den die Autorin »Empowerment« nennt (ebd.).

Die Migranten bringen Gedanken, Sitten und Gebräuche mit sich, die wahrscheinlich zunächst von Mitschülern als ›fremd‹ empfunden werden. Und sie bringen Geschichten aus ihren Kulturen und Gesellschaften mit sich, die horrend sein können, aber sie können auch Interesse wecken, neugierig machen und ihren Mitmenschen dabei helfen, sich neue Welten zu erschließen.

Im Folgenden gehen wir anhand von Anthologien und anderen Publikationen der Frage nach, wie Märchen aus europäischer und afrikanischer Tradition im Integrationsprozess und beim Kulturtransfer eingesetzt werden können und eingesetzt wurden, sei es im formalen Unterrichtsgeschehen oder im Rahmen von Lesungen vor Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Dabei gehen wir konkret auf Werke und Veranstaltungen des aus dem Senegal stammenden Autors Ibrahima Ndiaye ein. Der Geschichtenerzähler lebt seit 25 Jahren im Saarland und begeistert auf seinen Veranstaltungen sowohl Kinder als auch Erwachsene – diese besonders als Kabarettist. Auf seiner Homepage definiert er diese Seite seiner Arbeit als »ein interkulturelles Kabarett, senegalant und saarkastisch« (Ndiaye 2014).

Im Vorwort zu Ibrahima Ndiayes Märchenbändchen *Mini-Mini, die Schlange, die Füße haben wollte* schreibt Leo Meiser, Landesbeauftragter für pädagogische Prävention des Saarländer Ministeriums für Arbeit, Familie, Prävention, Soziales und Sport, über Ibrahima Ndiaye:

Er ist ein Meister in der Vermittlung der Kultur seiner ersten Heimat Afrika, ein Mann von unglaublicher Kraft und Glaubwürdigkeit im Bemühen um die Integration von Menschen seiner Hautfarbe in seiner zweiten Heimat Deutschland und ein »Kinderversteher«. [...] Tatsächlich nimmt der perfekt deutsch und ebenso überzeugend auch »saar-

ländisch« sprechende Künstler zumeist Kontakt mit seinen kleinen und großen Fans auf, indem er seine Trommel, seine Rhythmik, seine Musik und seinen Tanz die Herzen öffnen lässt. Dies gelingt ihm seit nunmehr zehn Jahren äußerst erfolgreich. In dieser Zeit hat »Ibo« mit etwa 500 Sportvereinen und über 100 Grundschulen im Saarland erfolgreich gearbeitet und rund 20.000 Kinder im Alter von sechs bis 10 Jahren in beeindruckender Weise soziales Lernen vermittelt. (Leo Meiser 2010: 4f.)

Die Reaktionen auf Auftritte Ibrahima Ndiayes in anderen Bundesländern sind ähnlich positiv und sowohl in der Presse als auch im Internet einsichtbar. So machte er auf einer Lesereise durch Ostfriesland in Blomberg und Neuschoo Halt und brachte einen Hauch von Schwarzafrika ins ferne Ostfriesland. Aus Garbsen, Region Hannover, melden die Medien im Januar 2017:

Afrikanische Märchen als Integrationsprojekt. Kinder mit Migrationshintergrund finden sich oft schwer in der neuen Heimat zurecht. Für ein Integrationsprojekt ist Autor Ibo Ndiaye an die Grundschule Stelingen gekommen, mit einem afrikanischen Märchen zum Mitspielen im Gepäck. Trommeln, Tierstimmen und gemeinsames Lachen, das verbindet schnell. (Behrens 2017)

Ähnlich beeindruckt von Ndiayes Ausstrahlung, Kunst und Wirkung zeigte sich der Reporter, der von einer Veranstaltung am Goethe-Institut Senegal im Jahr 2015 berichtete:

Im Märchen Mini-Mini erzählt Ibrahima von der Geschichte einer kleinen Schlange, die wie alle anderen Tiere Beine haben möchte. Als sie feststellte, dass dies unmöglich war und dass sie ihr Leben lang kriechen wird, biss sie schließlich alle anderen Tiere.

Der Autor ist der Ansicht, dass es ihm allein durch den Titel seines zweiten Buches *Amadou Ma Amadou* gelungen ist, die deutschen Leser mit afrikanischen Namen vertraut zu machen. [...]

Die von Ibrahima erzählten Märchen sind universelle Geschichten afrikanischer Inspiration. [...] Außerdem ist zu erwähnen, dass sein Märchenbuch *Dikum dakum* als Lehrwerk im Programm der Grundschulen in Rwanda gilt. (Mboumba 2015)

Ndiaye beendete »den Abend mit einem sehr emotionalen Märchen in der Sprache Goethes.« (Ebd.)

Manches von dem, was wir hier über die Rezeption afrikanischer Märchen durch deutsche Grundschüler vorgetragen haben, mag naiv klingen auf einer Tagung der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* zum Thema: »Europa im Übergang: Interkulturelle Transferprozesse – Internationale Deutungshorizonte«. Aber Autoren und Künstler wie der studierte Germanist Ibrahima Ndiaye sind Modelle für gelungene Integration und Vermittler von Kulturen in mehrere Richtungen. In diesem Fall setzt dieser »Botschafter«, wie er auch immer wieder bezeichnet wird, bei jungen Menschen in Deutschland an, damit sie sehr früh lernen, fremde Kulturen zu akzeptieren, sich für sie zu interessieren und sie in ihren kulturellen Horizont zu integrieren. Im Senegal wird Ibrahima als

erfolgreicher und auch in Frankreich und Deutschland preisgekrönter Autor geschätzt, dessen in Deutschland publizierte Erzählungen auch im weit entfernten zentralafrikanischen Ruanda von Grundschulern gelesen werden. Die Deutsche Welle hat ihn 2010 für das internationale Projekt »Learning by Ear – ich erzähl dir was« gewonnen (vgl. Ndiaye 2014). Dabei legt Ndiaye Wert darauf, seine afrikanische Identität zu betonen. Er habe seinen eigenen Schocolili Verlag in Saarbrücken gegründet, »um zu vermeiden, dass meine afrikanische Seele gestohlen wird.« (Mboumba 2015)

Mit dieser Haltung seiner eigenen Kultur gegenüber und gegenüber der Kultur seines Gastlandes – und überhaupt gegenüber den Kulturen Europas – steht Ibrahima Ndiaye nicht allein. Auffallend oft sprechen afrikanische Schriftsteller in Interviews von ihren Wurzeln, von ihrer Identität, vom Überleben im eigenen und in fremden Ländern, vom Leben und Schreiben in mehreren Kulturen, von der Spannung zwischen ihrem Leben im Exil und dem Schreiben in ihrer Muttersprache, die oft nur als gesprochene Sprache existiert, und der adoptierten Schriftsprache. Stellvertretend sei dazu die wohl bekannteste Schriftstellerin Senegals zitiert, Aminata Sow Fall, die im Gespräch mit Manfred Loimeier, dem Autor der Sammlung *Wortwechsel*, Folgendes zu bedenken gab:

Sicherlich liefert die Kenntnis anderer Kulturen auch Vorteile, aber diese Vorteile kann man nur erkennen, wenn man selbst im Gleichgewicht ist. Man muss sich darüber im Klaren sein, dass man nur man selbst sein kann, wenn man das, was man aus anderen Kulturen lernen kann, in seine eigene Kultur, in seine eigene Identität integriert. Eine andere Kultur sollte einen nicht überwältigen, so dass die eigene Kultur verarmt, sondern bereichern (Loimeier 2002: 69f.).

3. DIE TRADITION DES GESCHICHTENERZÄHLENS IM SENEGAL UND ANDERSWO

Über die Tradition des Geschichtenerzählens im Senegal hat sich Ibrahima Ndiaye ausführlich geäußert. In einem Vortrag, dessen Skript uns Ndiaye 2017 speziell für dieses Referat zur Verfügung gestellt hat, heißt es:

Geschichtenerzählung ist einer der fundamentalen Aspekte der afrikanischen Seele. Ihr Ursprung liegt in der Liebe der afrikanischen Völker zur Unterhaltung, zum Dialog und zur Kommunikation.

Senegal – Tor zu Schwarzafrika – hat eine reichhaltige erzählerische Tradition. Die Vielfalt der dort lebenden Stämme macht aus der ursprünglich mündlichen Literatur ein buntes Gebiet. [...]

Diese ganzen Geschichten sind wichtige Kommunikationsmittel. Sie dienen nicht nur der reinen Unterhaltung, sondern vielmehr der Wissensvermittlung, der Sozialkritik und der Erziehung. Sie verkörpern eine ganze Welt – eine Welt der Wunder, der Katastrophen, der Feen, der übernatürlichen Kräfte, des Glaubens und des Aberglaubens. (Ndiaye 2017: 89f.)

Ibrahima Ndiaye beschreibt und erklärt seinen deutschsprachigen Lesern aber nicht nur die afrikanische Tradition des Märchenerzählens. Er möchte mit seinen vielfältigen Aktivitäten als interkultureller ›Botschafter‹ auf seine europäischen Leser und Zuhörer einwirken, um zu einem besseren Verständnis afrikanischer Kulturen beizutragen. Im Vorwort zu seiner Sammlung senegalesischer Märchen, *Léébóón – Lippóón. Ndumbelaan, das Reich der Tiere*, schreibt er: »Menschen in Europa die afrikanische Kultur mit ihren Sitten und Riten näherzubringen, war mir in meiner jahrelangen Tätigkeit als Referent für afrikanische Kultur immer ein besonderes Anliegen. Ich denke, gegenseitiges Verständnis ist eine wichtige Voraussetzung für ein harmonisches Miteinander.« (Ndiaye 1999)

Es gibt schon seit langem Bemühungen darum, die afrikanische Märchenwelt den deutschsprachigen Lesern näherzubringen. Vor hundert Jahren widmeten die Herausgeber den Band mit afrikanischen Märchen in der Reihe *Die Märchen der Weltliteratur* »Den tapferen deutschen Männern und Frauen in Afrika« (Meinhof 1917: 1). Ein Jahr später gab es keine deutschen Kolonien mehr, weder in Afrika noch woanders. Und es sollte lange dauern, bis sich größere Teile der deutschen Bevölkerung Rechenschaft darüber ablegten, welche Konsequenzen die Kolonialpolitik nach sich gezogen hat. In diesem Zusammenhang lohnt es sich, an die von Ranga Yogeshwar hervorgehobene Tatsache zu erinnern, dass die Europäer lange Zeit die Augen vor den Katastrophen verschlossen haben, welche die Kolonialzeit weltweit angerichtet hat (vgl. Yogeshwar 2016: 33).

Dies alles bedeutete nicht, dass Carl Meinhof in seinem Vorwort zu der Anthologie afrikanischer Märchen im Diederichs Verlag sich nicht einführend über die afrikanischen Märchenerzähler geäußert hätte:

Sie sind geborene Erzähler, meine afrikanischen Freunde, und Märchen kennen sie alle. Es ist nur schwer, den Fluss der lebendigen Rede, der noch durch eine lebhafte Gebärdensprache unterstützt wird, in der Schrift festzuhalten. Fängt man an zu schreiben, dann ermüdet der Erzähler leicht und begnügt sich damit, nur kurz den Inhalt wiederzugeben. (Meinhof 1917: 3)

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts bestätigte Ulla Schild in ihrem Nachwort zu den von ihr übersetzten und im Diederichs Verlag herausgegebenen *Westafrikanischen Märchen*, dass

Märchenerzählen [...] keineswegs eine aussterbende Kunst [ist], eine Kunst, die dem »traditionellen« Afrika angehört und mit dem Fortschritt zerfallen wird. Märchen werden heute noch erzählt wie eh und je, nur passen sie sich der neuen Zeit an. [...] Märchen werden für das moderne Theater umgestaltet und Märchenerzähler treten bei internationalen Kulturfestivals auf oder gehören zum Stab des Nationaltheaters. »Ist auch der Dichter verstorben«, sagt ein Sprichwort der Ewe, »seine Zunge verfault nicht.« (Schild 1975: 284)

4. SCHLUSS

Hundert Jahre nach Meinhofs Anthologie afrikanischer Märchen lebt die Wirkung der von Ibrahima Ndiaye vorgetragenen Märchen von seinen Gesten, seiner Mimik, von der Musik, seinem Tanz und seinem Lachen. All dies trägt dazu bei, dass Menschen in Deutschland ein Gespür für den Wert fremder kultureller Elemente bekommen, die mit den Märchen in die sogenannte Leitkultur übertragen werden und sie bereichern.

Natürlich gibt es neben Ibrahima Ndiaye viele andere Autorinnen und Autoren, die dazu beitragen, Afrika europäischen Kindern und Erwachsenen näherzubringen. Darum bemühen sich nicht nur Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus Afrika, sondern auch deutsche Autoren. Als Beispiel sei zum Schluss das Kinderbuch *Aminatas Entdeckung* genannt, das von Monika Bulang-Lörcher und Hans-Martin Große-Oetringhaus im Rahmen des Projekts »Eine Welt in der Schule« verfasst wurde. Gefördert wurde die Publikation vom Grundschulverband unter Mitarbeit zahlreicher Mitglieder des Arbeitskreises Grundschule e.V. Das Buch erzählt vom Leben und vom Alltag Aminatas »in einem kleinen Dorf im Senegal«. »Doch dann geschieht etwas, was alles gründlich durcheinanderbringt« (Bulang-Lörcher/Große-Oetringhaus 2006a: Umschlagseite). Abgesehen von der eigentlichen Erzählung erscheinen im Buch für die Leser immer wieder erklärende Kommentare über Afrika und die Lebensbedingungen und Traditionen im Senegal. Zusätzlich wurden auf CD-ROM didaktisierte »Materialien zum Kinderbuch« veröffentlicht (vgl. Bulang-Lörcher/Große-Oetringhaus 2006b).

Es gibt noch viele andere Publikationen zu entdecken. Ob und wie die beschriebenen Initiativen zur kulturellen Annäherung zwischen Afrikanern und Europäern Früchte tragen, ist nur schwer zu bemessen. Aber wir hoffen es, denn: »Wir brauchen neue Brücken«, wie sie der frühere GiG-Präsident Bernd Thum in der Zeitschrift *Kulturaustausch* gefordert hat (vgl. Thum 2017). Wir brauchen neue Brücken auf allen Niveaus, in vielen Formen, auf vielen Gebieten und zu vielen Ländern:

Niemand zweifelt daran, dass der Dialog zwischen Europa und Afrika intensiviert werden muss. Bildung und Kultur gehören dabei neben der wirtschaftlichen Stabilisierung zu den zentralen Aufgaben euroafrikanischer Politik. Bislang hat Deutschland aber mit keinem der Sahel-Länder außer dem Senegal ein Kulturabkommen geschlossen, nicht einmal mit Algerien, dessen Süden zur Sahelzone gehört. Erst durch die epochale Migrationsdynamik sind die westafrikanischen Sahel-Länder vom Senegal bis zum Tschad für die deutsche Öffentlichkeit und Politik interessant geworden. [...] Eine besonders aktuelle Bedeutung hat für Deutschland der europäisch-mittelmeerisch-sub-saharische Raum, ein bis auf die Antike zurückgehendes dynamisches Gefüge mit dem Mittelmeer als Epizentrum. (Ebd.: 66)

Kongresse wie dieser über »Europa im Übergang. Interkulturelle Transferprozesse – Internationale Deutungshorizonte« sind ein Schritt in die von Thum

und anderen Autoren skizzierte Richtung. Ein langer Weg liegt noch vor uns. Für die Zukunft wünschen wir uns persönlich, außer der Lektüre traditioneller und zeitgenössischer migrierender Märchen, mehr Geschichten von gerechten afrikanischen und europäischen Staaten ohne Bürgerkriege, von florierenden Kulturlandschaften und der erfolgreichen Integration migrierender Menschen in weltoffenen Gesellschaften.

LITERATUR

- Behrens, Benjamin (2017): Afrikanische Märchen als Integrationsprojekt. In: HAZ.de, 13. Januar 2017; online unter: <https://www.haz.de/Umland/Garbsen/Nachrichten/Integrationsprojekt-an-der-Grundschule-Garbsen-Stelingen-mit-Autor-Ibou-Ndiaye> [Stand: 1.9.2019].
- Bulang-Lörcher, Monika/Große-Oertringhaus, Hans-Martin (2006a): Aminatas Entdeckung. Projekt »Eine Welt in der Schule«. Frankfurt a.M.
- Dies. (2006b): Aminatas Entdeckung. Projekt »Eine Welt in der Schule«. Materialien zum Kinderbuch. Überarb. u. aktualis. CD-ROM-Version. Frankfurt a.M.
- Collier, Paul (2016): Arm trifft Reich. In: Kulturaustausch. Zeitschrift für internationale Perspektiven 66, H. 2, S. 20.
- GiG (Hg.; 2017): Call for Papers. Europa im Übergang. Interkulturelle Transferprozesse – Internationale Deutungshorizonte; online unter: <http://www.litwiss-fl.de/gig-kongress-2017/call-for-papers/> [Stand: 1.9.2019].
- Jungraithmayr, Herrmann (1994): Nachwort. In: Carl Meinhof (Hg.): Afrikanische Märchen. Nachwort, Anmerkungen u. Literaturverzeichnis v. Herrmann Jungraithmayr. München, S. 337-346.
- Loimeier, Manfred (2002): Wortwechsel. Gespräche und Interviews mit Autoren aus Schwarzafrika. Bad Honnef.
- Madubuko, Nkechi (2016): Es kann nicht jeder Petra heißen. Rassismus im Alltag: Wie Kinder lernen können sich zu wehren. In: Kulturaustausch. Zeitschrift für internationale Perspektiven 66, H. 2, S. 46.
- Mboumba, Franck Christopher (2015): Au coeur de la littérature. Märchenbücher von Ibrahima Ndiaye. In: Goethe-Institut Senegal, Oktober 2015, übers. v. Al Hassane Niang; online unter: <https://www.goethe.de/ins/sn/de/kul/sup/ceu/20869188.html> [Stand: 1.9.2019].
- Meinhof, Carl (Hg.; 1917): Afrikanische Märchen. Jena.
- Meiser, Leo (2010): Vorwort. In: Ibrahima Ndiaye: Mini-Mini, die Schlange, die Füße haben wollte. Saarbrücken, S. 3-5.
- Ndiaye, Ibrahima (1999): Vorwort. In: Ders.: Léébóón – Lippóón. Ndumbelaan, das Reich der Tiere, und andere Märchen aus dem Senegal. St. Ingbert, o.S.
- Ders. (2009): Amadou ma Amadou. Märchen aus dem Senegal. Saarbrücken.
- Ders. (2010): Mini-Mini, die Schlange, die Füße haben wollte. Saarbrücken.
- Ders. (2014): Über Ibrahima. Der Geschichtenerzähler; online unter: <http://ibrahima-ndiaye.de/ueber-ibrahima/der-geschichtenerzaehler> [Stand: 1.9.2019].
- Ders. (2017): Geschichtenerzählung im Senegal. Manuskript.

- Ders./Mazille, Capucine (2013): *Dikum dakum. Der geheimnisvolle Zauberspruch*. Saarbrücken.
- Schild, Ulla (1975): Nachwort. In: Dies. (Hg.): *Westafrikanische Märchen*. Übers. v. Ders. Düsseldorf/Köln, S. 279-284.
- Thum, Bernd (2017): Wir brauchen neue Brücken. In: *Kulturaustausch. Zeitschrift für internationale Perspektiven* 67, H. 1, S. 66.
- Weber, Christian (2016): Rotkäppchen und der böse Tiger. In: *Süddeutsche Zeitung* v. 23./24. Januar 2016, S. 38.
- Wertheimer, Jürgen (2016): Warum wir Integration auf Zeit brauchen. In: *SZ.de*, 16. August 2016; online unter: <http://www.sueddeutsche.de/politik/aussenansicht-willkommens-und-abschiedskultur-1.3122652> [Stand: 1.9.2019].
- Wiedemann, Conrad (1994): [Art.] »Lessing, Gotthold Ephraim«. In: Walther Killy (Hg.): *Deutsche Autoren. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Bertelsmann Lexikon. Bd. 3. München, S. 383-391.
- Yogeshwar, Ranga (2016): Wir schaffen das, wenn wir wollen. Die Flüchtlingskrise ist eigentlich eine Staatskrise. In: *Kulturaustausch. Zeitschrift für internationale Perspektiven* 66, H. 2, S. 32f.

Aus Literatur und Theorie

Wiederabdruck nach: Helmut Schäfer: Das Prinzip des Reisens ist auch das Prinzip des Fragens. Botschafter der Sphinx. In: Natalie Bloch/Dieter Heimböckel (Hg.): Theater International. Eine Vortragsreihe. Bd. 1. Bridel 2014, S. 47-62 © Die Autoren 2014 Hyde Éditions.

Das Prinzip des Reisens ist auch das Prinzip des Fragens

Botschafter der Sphinx

HELMUT SCHÄFER

Als wir das ›Theater an der Ruhr‹ 1981 gegründet haben, waren wir uns schon im Vorfeld sicher, dass die internationale Arbeit einer unserer Schwerpunkte sein würde. Zu dieser Zeit wäre das anderen Theatern nicht in den Sinn gekommen. Wir haben vor über drei Jahrzehnten also etwas gemacht, was eigentlich gar nicht ging: Wir haben Schauspieler engagiert, die noch kein Deutsch sprachen, die es im Laufe der Arbeit erst gelernt haben. Eine ganz wichtige, zunächst fremdsprachige Schauspielerin war Gordana Kosanović, die wir durch eine Inszenierung in Belgrad – noch vor der Gründung des Theaters – kennenlernten. Sie gründete mit uns das ›Theater an der Ruhr‹ und war eine zentrale Säule der ersten fünf Jahre. Schrecklicherweise starb sie 1986 – viel zu früh.

Für das Publikum und die Kritik war die Besetzung mit fremdsprachigen Schauspielern vollkommen ungewohnt. In der Folge haben noch viele Schauspieler bei uns gearbeitet, deren Muttersprache eine andere war. Zu diesem Schritt führte uns die Überzeugung, dass alle Kulturen hybrid sind, dass nationale Kulturen in diesem Sinne nie existiert haben. Betrachtet man Texte von Autoren wie Shakespeare oder Goethe, wird dies bereits zu ihren Zeiten deutlich. Die Vorstellung einer nationalen Kultur ist historisch im späten 18. Jahrhundert in Deutschland entstanden, als die Idee der Nation noch von dem Gedanken der Befreiung getragen war. Dieses Konzept einer nationalen Kultur paarte sich im 19. Jahrhundert in Europa mit der Konstruktion der reinen Rasse und wurde damit endgültig unhaltbar. Es war von vornherein absurd, da die Vorstellung von einer reinen Kultur im Rückblick auf die Geschichte bizarr ist. Um solche Vorstellungen zu durchbrechen, haben wir als Erstes gesagt: »Na, dann schauen wir doch mal, was passiert, wenn wir mit einer jugoslawischen Schauspielerin arbeiten, deren Qualität – und dies war natürlich unser wichtigstes Motiv – herausragend ist.« Später haben Schauspieler aus allen möglichen Ländern in unserem Ensemble gespielt, Mexikaner, Niederländer, Türken, Spanier.

Durch diese Begegnungen entstanden Erfahrungen, die wir ansonsten ausgespart hätten. Solche Erfahrungen lassen sich nur durch die Praxis gewinnen, theoretische Vorerwägungen helfen da nicht sonderlich weiter. Das war auch der Grund, weshalb wir uns sehr rasch entschlossen haben, Kontakt mit Ländern aufzunehmen, die eher ›neben der Hauptstraße‹ liegen. Zunächst gab es den wichtigen Kontakt mit Jugoslawien, einem Land, mit dem wir sehr intensiv zusammengearbeitet haben. 1985/86 haben wir das erste Mal ein Festival bei uns

in Mülheim mit jugoslawischen Theatern ausgerichtet. Die Grundidee bestand darin, über drei Jahre die Kultur eines Landes vorzustellen. Wir haben nicht nur Inszenierungen eingeladen, sondern auch flankierende Veranstaltungen angeboten, wie z.B. Ausstellungen, Diskussionen, Lesungen etc. So hatten die Zuschauer die Möglichkeit, tatsächlich tiefer in die Theaterkultur eines anderen Landes hineinzuschauen. Wir haben es damals geschafft, dies mit 40.000 DM, heute also 20.000 €, umzusetzen. Mehr Geld gab es nicht.

Um das alles überhaupt finanzieren zu können, kam uns die Idee des Austauschprinzips, das heißt, wir haben auch in dem anderen Land zu ähnlichen Bedingungen gespielt – erst dadurch wurde unser Festival, das wir seitdem »Theaterlandschaften« nennen, möglich. Nach der dreijährigen Phase mit Jugoslawien haben wir uns sehr stark Richtung Osteuropa orientiert. Die Theaterkultur dieser Länder war zu jener Zeit im Westen eher unbekannt. Französische oder italienische Theater musste man nicht unbedingt präsentieren, denn die Möglichkeit, Aufführungen aus diesen Ländern zu sehen, existierte schon länger. Vielmehr galt es, aus unserer Sicht *die* Länder zu zeigen, die in der Bundesrepublik Deutschland zu dieser Zeit nicht vertreten waren. Jahre später haben wir ein Seidenstraßen-Projekt entwickelt, in diesem Zusammenhang waren wir 2002 – als erstes Theater aus dem Westen seit 1979 – in Teheran, nur wenige Wochen vor dem Krieg in Bagdad haben wir dort gespielt. Diesen Weg der internationalen Arbeit, der uns in Länder führte, für deren Kultur sich kaum jemand interessierte, sind wir konsequent gegangen und haben sie ebenfalls zu »Theaterlandschaften« in Mülheim an der Ruhr eingeladen.

Aber zurück zum Anfang: Dass Theater reisen, entspricht sozusagen ihrer Kunst. Betrachtet man die aristotelischen Überlegungen zu der Differenz der Akte, erkennt man ein Prinzip des Reisens, der Bewegung. Die Zuschauer begeben sich ebenfalls auf eine Reise und wandern von Akt zu Akt mit. Auch die Romanliteratur ist schlussendlich aus der Reiseliteratur entstanden – wie Ralf Rainer Wuthenow das sehr schön in seinem Buch *Muse, Maske und Meduse* dargestellt hat. Auch Georg Lukačs hat in seiner *Theorie des Romans* zu zeigen versucht, dass mit Gustave Flaubert in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine entscheidende Veränderung eintrat. Die Reisen in unbekannte Länder wurden sekundär, da durch die Kolonialisierung der Welt nahezu alles erkundet war; das wurde nun zu einem Spezialgebiet der Wissenschaften, der Ethnologie. Die Literatur beginnt zu diesem Zeitpunkt, sich auf die Reise ins Innere des Subjekts zu begeben. *L'Éducation sentimentale* von Flaubert sei als Beispiel erwähnt. Auch in der Theaterliteratur lässt sich das erkennen, wenn auch in anderen Zeitzusammenhängen. Genannt seien vor allem die nordischen Dramatiker Ibsen und Strindberg.

Ich halte dies insofern für interessant, als es uns etwas über eine andere Idee des Reisens mitteilt, eine Idee, die mit der Aufklärung verbunden ist. Und da kommen zwei Sachen zueinander: Aufklärung und Selbst-Aufklärung. Der, der reist, ist einer, der sich selbst aufklärt. Was macht er? Er verlässt sein Geviert, um andere Orte anzuschauen und sie miteinander zu vergleichen. Er wird womöglich feststellen: »Moment mal, zuhause sind die Verhältnisse ja viel schlech-

ter, als ich es hier in der Fremde erlebe.« Reisen ermöglicht also zuallererst die Befähigung zum Vergleich. Ist diese Möglichkeit eröffnet, entstehen Fragen. Ähnlich war die Wirkung der ersten Bibelübersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche. Erstmalig konnten die Menschen verstehen, was ihnen zuvor auf Lateinisch vorgetragen wurde und worauf sie sozusagen liturgisch reagierten. Sie konnten es nun auch, je nach Befähigung, überprüfen. Bis zu diesem Zeitpunkt war ihnen die Möglichkeit, Fragen zu stellen, nicht gegeben; Kritik blieb so mehr oder weniger ausgeschlossen. Wie hier ist auch das Prinzip des Reisens ein Prinzip des Fragens. Aufklärung entsteht nicht durch Antworten, sondern durch Fragen. Und Selbstaufklärung ist ein Aspekt des Prinzips des Reisens innerhalb der Theaterkunst.

Anknüpfend an solche Überlegungen haben wir uns seinerzeit gefragt, wohin wir reisen wollen? Das, was wir zu kennen glaubten, sollte es nicht sein. Aufklärung als Selbstaufklärung ist womöglich in Turkmenistan oder Bagdad erfolgreicher als in den USA. Deshalb ist der Einfluss auf die eigene Arbeit durch diese Reisen nicht zu unterschätzen. Bewusst wurde uns das, als wir Ende der 1990er Jahre *Antigone* von Sophokles machten. Die Art und Weise, wie wir es inszenierten, wäre ohne sehr bestimmte Erfahrungen in diesen Ländern nicht möglich gewesen. Das bedeutet nun nicht, dass man *Antigone* ohne solche Impressionen nicht inszenieren könnte – das wäre töricht –, aber unsere Inszenierung ließ erkennen, dass bestimmte Einflüsse von Erfahrungen in sie eingegangen waren, die sich der langjährigen Praxis des Reisens verdankten und uns eher fremde Bildwelten zeigten. Entsprechend unterschiedlich fielen die Reaktionen auf die Aufführung aus.

Ein Blick auf die Antike zeigt schon, dass auch dort das Prinzip des Reisens für die literarischen Werke bedeutend, ja zentral war. Auf welche Reise begibt sich Odysseus eigentlich, wenn er zum Beispiel im 13. Gesang, dem vielleicht theatralischsten von allen, ins Totenreich gelangt und dort auf die Vorfahren seines Geschlechts und Stammes trifft? Was soll durch die Reisen der Odyssee erzählt werden? Horkheimer und Adorno sprechen in der *Dialektik der Aufklärung* mit Blick auf die Odyssee von der Fluchtbahn des Subjekts. Festzuhalten ist, dass sich Odysseus an den damals bekannten Rändern der Welt entlang bewegte, und das, was sich in die eigene Herkunftsidentität nicht fügte, wurde zerstört. So galt es, unter anderem, den Zyklopen zu vernichten. Insofern ist die Fluchtbahn des Subjekts auch eine Blutspur, die zu einer endgültigen Identität verhelfen sollte, aus der heraus Subjektivität begründbar schien. Zwei Jahrzehnte später bemerkte Adorno in der *Negativen Dialektik*, dass Identität die größte Schimäre sei, mit der man sich herumschlage. Wahrscheinlich, so muss man schließen, ist Subjektivität bis heute nichts anderes als die Aufhebung, vielleicht Vernichtung dessen, was den eigenen Erfahrungen fremd und nicht kommensurabel ist.

Wir haben uns also entschieden, dorthin zu gehen, wo man sich wahrscheinlich nicht auskennt. 1987 begannen wir eine intensive Zusammenarbeit mit der Türkei. Als erstes deutsches Theater gastierten wir dort vor bald 30 Jahren mit Mitteln des Goethe-Instituts und haben im selben Jahr das türkische Nationaltheater nach Nordrhein-Westfalen eingeladen. Die türkischen Schauspieler gas-

tierten in mehreren Städten Nordrhein-Westfalens vor restlos ausverkauften Häusern, mehrheitlich von türkischen Mitbewohnern besucht. Nun lag es auf der Hand, dass man diese Arbeit institutionalisieren musste, denn die zahlreichen türkischen Arbeitsimmigranten und Steuerzahler in Nordrhein-Westfalen hatten auch einen Anspruch darauf, regelmäßig Theater in ihrer eigenen Sprache in deutschen Stadttheatern zu hören und zu sehen. Wir bieten türkische Inszenierungen mittlerweile regelmäßig an. So zeigen wir seit drei Jahren unter dem Titel *Szene Istanbul* alle vier bis fünf Wochen eine andere Inszenierung aus Istanbul, sodass es für die türkischen Mitbürger eine selbstverständliche Angelegenheit ist, Theater in ihrer Heimatsprache zu sehen.

Diese Zusammenarbeit mit dem türkischen Theater haben wir fortgesetzt. Es gab damals keine freie Szene in der Türkei, es gab nichts außer dem türkischen Staatstheater und dem Stadttheater. Das türkische Staatstheater ist unter der Beratung des deutschen Emigranten Carl Ebert gegründet worden. Es hat seine Zentrale in Ankara. Nach und nach entstanden weitere Theater in verschiedenen Städten. Dieses vollständig zentralisierte Theater ist autoritär organisiert und von politischen Intrigen durchdrungen, sodass die Intendanten sich kaum länger als ein bis zwei Jahre halten können. Mühselig für eine Zusammenarbeit, aber wir haben diese Mühen auf uns genommen und konnten so die allererste Koproduktion mit der Türkei machen.

1994 luden wir türkische Schauspieler des Nationaltheaters nach Mülheim ein und inszenierten mit ihnen zusammen *Im Dickicht der Städte* von Bertolt Brecht. Es war wohl die erste mehrsprachige Arbeit in der Bundesrepublik. Türkisch, Deutsch, Spanisch, Englisch und noch einige deutsche Dialekte haben wir in diesem Zusammenhang versammelt. *Im Dickicht der Städte* eignet sich besonders gut, weil in diesem fiktiven Chicago, das Brecht dort ausmalt, zwei Volksgruppen aufeinandertreffen: Europäer auf der einen und Asiaten auf der anderen Seite. Es findet ein gnadenloser Kampf zwischen Garga und Shlink statt, ein Kampf um Liebe, der im Namen von Herrschaft und Unterwerfung ausgefochten wird. Das eigentliche Ziel dieses Kampfes ist der Untergang. In *Im Dickicht der Städte* ist Brecht eigentlich – was sich kaum verstehen lässt, wenn man ihn nur auf das epische Theater reduziert – am Irrationalen interessiert. Das sind die allerbesten Brecht-Texte, die frühen Theaterstücke, aber auch die *Kriegsfiabel* und seine Lyrik. Dieses Irrationale entzündete unser Interesse. Denn auch beim Zusammenkommen verschiedener Kulturen ist natürlich etwas Irrationales, etwas nicht Nachvollziehbares festzustellen. Wir wissen wenig übereinander, und das öffnet den Raum für Spekulationen, und die wildesten haben ihren Ausgang in dem, was wir an uns selbst nicht verstehen und auf die andere Kultur projizieren.

Interessanterweise werden wir im kommenden Jahr¹ wieder eine Koproduktion mit der Türkei machen. In ähnlicher Formation, dieses Mal aber mit einem freien Theater, dem *Kumbaracı*¹⁵⁰. Trotz größerer Pausen hat also immer eine Kontinuität zwischen unserem und dem türkischen Theater bestanden.

1 | Anm. der Hg.: Gemeint ist also das Jahr 2015.

Diese Zusammenarbeit führte uns zu der Idee, die Seidenstraße zu bereisen. Es war ein vielbesprochenes Projekt, auch in der Öffentlichkeit. Es begab sich, dass wir eine Frau Stoop-Wirth des Goethe-Instituts in Ankara trafen, die wir aus Zagreb schon kannten. Diese Frau war eine der besten MitarbeiterInnen des Goethe-Instituts, der ich je begegnet bin, eine wunderbare Person. Sie hatte die Idee, man müsse die Seidenstraße mit dem Theater bereisen. Sie selbst hatte das bereits mit einem VW-Bus gemacht, ganz alleine. Wir waren sofort begeistert, stellten uns aber auch die Frage, ob man in Länder wie den Iran oder den Irak tatsächlich reisen sollte. Wir haben das dann lange mit dem Ensemble diskutiert. Das seinerzeit akute Problem bestand darin, dass, kurz bevor unser Gastspiel stattfinden sollte, zwei bedeutende iranische Schriftsteller ermordet wurden. Es war klar: Wir konnten nicht einfach dorthin fahren und so tun, als wenn nichts geschehen wäre. Am Ende haben wir uns entschieden, in den Iran zu reisen, um nicht die Falschen zu bestrafen, nämlich diejenigen, die an wirklicher Kommunikation interessiert waren.

Zunächst waren wir sehr überrascht, welche Inszenierungen eingeladen wurden. Es gab zu dieser Zeit einen politisch liberalen Flügel, der sich um eine vorsichtige politische Öffnung des Iran bemühte. Sie luden zwei Inszenierungen ein: Tschechows *Kirschgarten* und eine Aufführung mit dem Titel *Pinocchio-Faust*. Wir hatten *Faust I* in zwei Teile aufgeteilt, im ersten Jahr entstand *Pinocchio-Faust*, im zweiten Jahr der zweite Teil *Margarete-Faust*. In *Pinocchio-Faust* haben wir die Geschichte von Faust aus der Perspektive dieses Pinocchio, der aus einem Tischbein geschnitzt wird, erzählt. Wenn man den Anfang von *Faust I* liest, trifft man auf einen leichenähnlichen Menschen, ohne Perspektive, ohne gelebtes Leben. Wie also muss die europäische Kultur beschaffen sein, dass sie ein solches Wesen, diesen Faust, hervorbringt? Pinocchio ist, kaum auf der Welt, von ungeheurer Vitalität, durchläuft dann eine Erziehungsmaschine, die ihn eben zu jener Leiche macht, auf die wir in Goethes *Faust* treffen. Um das zu erzählen, haben wir Pinocchio in ein Jesuiten-Seminar versetzt, wo er von den Patres erzogen wird, eher unangenehme, autoritäre Zeitgenossen. Dass die Iraner ausgerechnet diese Aufführung eingeladen haben, hat uns zunächst sehr verwundert. Doch uns wurde klar, dass sie etwas darüber erzählt wissen wollten, was in ihrem Land passiert, da in unserer Inszenierung eben diese Patres, die Geistlichen, es waren, die Pinochios Vitalität zerstörten.

Am ersten Abend in Teheran, kurz vor der Vorstellung (der Saal war schon voll), stand immer noch wie bei einem Rockkonzert eine unglaubliche Zuschauermenge vor dem Theater und drängte mit Macht nach innen. Die Verantwortlichen wussten nicht mehr, was sie tun sollten. Roberto Ciulli hatte dann spontan eine Ansage gemacht, in der er die Morde an den Schriftstellern ansprach. Die Veranstalter wurden immer nervöser, denn es war für sie auch sehr prekär, weil sie uns eingeladen hatten und genau diese liberale Öffnung wollten. Diese Morde an den Schriftstellern konnte man allerdings nicht unter den Tisch fallen lassen, da war nichts zu machen.

Das war der erste Baustein unseres Seidenstraßen-Projektes, einer Reise, die uns bis nach Kirgisien geführt hat. Umgekehrt haben wir in all diesen Jah-

ren die Theater aus den jeweiligen Regionen in einer »Theaterlandschaft Seidenstraße« in der Bundesrepublik präsentiert. In den letzten Jahren haben wir uns verstärkt mit den Ländern beschäftigt, in denen der arabische Frühling bald ein grauer Winter wurde.

Ich möchte noch einmal zur Antike zurückkommen und damit auch zu der Frage, warum man reist. Antike Dramen sind die Verarbeitung von Mythen, insofern handelt es sich um eine zweifache Aufklärung. Denn die Mythen selbst sind Aufklärung, man braucht nur an den bereits zitierten Zyklopen zu denken. Warum ein Vulkan Lava speit, erklärte man sich eben aus einer Erzählung: Zeus hatte die Zyklopen in einen Berg verbannt, um dort seine Schwerter zu schmieden, darum schlugen aus diesem Berg Funken in Form von speiender Lava. Vom Status her ist das eine plausible, fast physikalische, die kausale Logik nutzende Erklärung, allerdings in Form einer Erzählung. Später ändert sich dieses Verhältnis, nicht mehr der Mythos ist der Grund des Theaters, sondern ab dem 18. Jahrhundert wird es die Geschichte selbst. Beispielsweise *Wallenstein*, wo Schiller in die Kriegsgeschichte zurückgreift: Er mystifiziert nicht die Geschichte, sondern er analysiert sie als Historiker, der er nun einmal war, und klärt den Zuschauer auf, weil Geschichte als Geschichte nichts anderes in sich trägt und von der, so Hegel, nichts zu lernen ist, da sie allein in der Chronologie der Kriege besteht. Tragödie und Mythos, Drama und Geschichte sind sozusagen die Grundfiguren der dramatischen Literatur. Neben diesen Grundfiguren existiert die Aufklärung, in Form einer doppelten Aufklärung: Die Tragödie enträtselt den Mythos und die hinter ihm stehenden Götter. Die Abwesenheit der Götter wird zum geheimen Zentrum der Tragödie, der Himmel ist leergefegt, von ihm ist keine Hilfe mehr zu erwarten, und die Menschen bleiben sich selbst überlassen – wahrhaft eine Tragödie bis heute. Durch diese Abwesenheit der Götter geraten auch die moralischen Parameter ins Schwanken, denn es gibt keine übergeordnete Instanz mehr, auf die man normative Vorschriften projizieren kann. Das war im politischen Interesse der attischen Tragiker, denken wir an die *Bakchen*, in denen Euripides bereits voraussagt, dass die attische Polis zusammenbrechen wird. Das Ende der *Bakchen* zeigt diesen Untergang, der sich aufgrund eines mechanisch gewordenen Staats vollzieht; dieser Staat von Pentheus, der die Frauen an die Webstühle verbannte. Dies ist für Euripides die Grundkonstellation: In dem Moment, in dem das Mythische zugunsten einer eindimensionalen Rationalität verbannt wird, also der Gott Dionysos ins Exil muss – Dionysos ist ja der zusammengeflackte Gott –, kehrt es mit Wucht in Gestalt des vertriebenen Gottes und seiner Heerscharen zurück und zerstört dieses Theben, dessen Menschen jede Triebnatur leugnen müssten.

Schon damals hat man sich mit der äußeren und der inneren Natur auseinandergesetzt. Das ist keine neuzeitliche, sondern eine antike Frage. In der Neuzeit, nach dem Ende des 30-jährigen Kriegs, wird klar, dass die Auseinandersetzung mit den Affekten grundlegend ist – was der Antike bewusst war. Das sieht man auch im *König Ödipus* von Sophokles: Auf einem Kreuzweg hindert Ödipus ein Reisender am schnellen Fortgang seiner Fahrt, voll Ungeduld erschlägt er ihn. Später, als er sich auf der Reise zu sich selbst als Detektiv befindet, um

sein Schicksal zu verstehen, stellt er dann fest, dass dies sein Vater war. Die Reise wird nun zur Selbstsuche und führt nach innen, und er entdeckt auf dem Grund des Ichs nichts als die Leere des Subjekts. Nichts als Zufälligkeit, nichts, was uns auf eine vorhandene Transzendenz verweist. Es ist die einfache, blanke Materialität. Darin besteht das Außerordentliche der griechischen Tragödie, dass sie Jahrhunderte vor der Entstehung des sogenannten Materialismus in Frankreich im 18. Jahrhundert auf die bloße Materialität verweist. Dieses Verweisen erzeugte das Entsetzen.

Man könnte zum Beispiel auch *Antigone* anders lesen, als es gewöhnlich der Fall ist: dass sie ihren toten Bruder begräbt, um ihn nicht mehr sehen zu müssen, der Anblick ist ihr unerträglich, nur illusionslose Materie, die sie vermutlich auf sich selbst projiziert. Die Tragödie bringt den Materialismus deutlich ins Spiel.

Der Untertitel des heutigen Vortrags *Botschafter der Sphinx* meint natürlich auch die Abwesenheit einer unmittelbar sprachlichen Kommunikation. Ich spreche von einem anderen Verstehen. Natürlich verstehe ich in Teheran kein Wort, wenn ich eine iranische Vorstellung sehe, und dennoch beginnt etwas zu sprechen. Allein der Klang einer Sprache lässt einen etwas verstehen, der Fall der Worte, Schmerz hat einen fast physischen Gleichklang in allen Kulturen, aber Verstehen allein reicht nicht aus. Es geht um ein schauendes Verstehen, also darum, den Blick im Blick eines Kunstwerks oder einer Theateraufführung zu gewinnen. In Teheran haben die iranischen Zuschauer auf unsere Aufführungen wie auf eine Sphinx geschaut. Wir haben uns aber nicht wie die Sphinx den Berg hinuntergestürzt. Das tat sie nur deshalb, weil die Antwort von Ödipus auf die Frage: »Was geht auf vier Beinen am Morgen, auf zwei Beinen am Mittag und auf drei Beinen am Abend?« – »Der Mensch« lautete. Das Naiv-Prätentiöse dieser Antwort kann einen schon zur Verzweiflung bringen. Kein Wunder, dass sie sich den Berg hinuntergestürzt hat.

Schauendes Verstehen führt zu jenem Staunen, von dem gelegentlich behauptet wurde, dass es zum Ursprung der Philosophie gehöre. Im Theater drückt sich das Staunen in einem zentralen Symbol aus, dem roten Vorhang. Der Vorhang möchte uns bedeuten: Das, was dahinter ist, kennst du nicht. Und wenn du hierhin kommst, dann komm nicht darum, um etwas sehen zu wollen, was du kennst. Staune, dass du etwas siehst, was dir nicht bekannt, was dir fremd ist. So entsteht die Reise, von der ich gesprochen habe. Sehen wir auf der Bühne aber etwas, was wir hinlänglich kennen, und zwar nicht nur, weil wir das schon mal im Theater gesehen hätten, sondern auch täglich in jedem Wirtshaus sehen könnten, dann sind wir am falschen Ort.

Theater – zum Staunen

NATALIE BLOCH/DIETER HEIMBÖCKEL

Im Jahre 2014 wurde am ›Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität‹ der Universität Luxemburg die Vortragsreihe *Theater International* ins Leben gerufen. Diese Reihe, bei der im Wechsel TheaterwissenschaftlerInnen und TheatermacherInnen, KritikerInnen und AutorInnen zu Wort kommen, beleuchtet und hinterfragt seitdem, wie sich Aspekte der Internationalisierung auf Identität, Struktur und Ästhetik des zeitgenössischen Theaters auswirken. Die aus den unterschiedlichen Blickwinkeln der Vorträge resultierenden Perspektiven auf die Verfassung des Theaters der Gegenwart – zum einen aus dem künstlerischen Nahraum der DramaturgInnen, RegisseurInnen und AutorInnen, zum anderen aus der eher distanzierten, aber möglicherweise genauso leidenschaftlichen Beobachterposition der WissenschaftlerInnen – führen einerseits seine Diversität, Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit vor Augen und diskutieren andererseits seine Theatermodelle oder lassen sie kritisch Revue passieren. Mit der Reihe wird insofern das Ziel verfolgt, die Auseinandersetzung mit dem Theater der Gegenwart als ein unabgeschlossenes prozessuales Denken zu dokumentieren, das sich fortwährend in ein neues Verhältnis zu seinem Gegenstand setzt.

Von besonderem Interesse für die Vortrags- und Publikationsreihe ist das in diesem Zusammenhang häufig genannte ›interkulturelle Theater‹, unter dem nicht nur Produktionen von Theaterschaffenden unterschiedlicher nationaler und ethnischer Herkunft verstanden werden, sondern auch solche Inszenierungen, in denen die Fremdheitserfahrungen und Missverständnisse, das Zusammentreffen von Denk- bzw. Handlungsformen und Sprachen aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten, zu einem zentralen Merkmal werden (vgl. Regus 2009: 42). Auch wenn viele TheatermacherInnen und FestivalleiterInnen heutzutage den Blick in die Welt weiten wollen und mit dieser interkulturellen und transnationalen Ausrichtung ein Theater von europäischer wie außereuropäischer Geltung anstreben, ist diese Theaterform keinesfalls neu, wie Helmut Schäfer in seinem im ersten Band von *Theater international* veröffentlichten und hier wieder abgedruckten Beitrag *Das Prinzip des Reisens ist auch das Prinzip des Fragens. Botschafter des Sphinx* erläutert. Und Helmut Schäfer weiß, wovon er spricht: Er gründete gemeinsam mit dem Schauspieler und Theaterregisseur Roberto Ciulli 1981 das ›Theater an der Ruhr‹ und ist seitdem dessen künstlerischer Leiter und Dramaturg, wobei sich das ›Theater an der Ruhr‹ seit seinen Anfängen der internationalen Kulturarbeit verpflichtet hat. Helmut Schäfer selbst hat dabei nicht nur zahlreiche Stücke übersetzt und bearbeitet, es ist auch wesentlich sein Verdienst, dass das ›Theater an der Ruhr‹ nach wie vor ein

Ort der intellektuellen wie auch interkulturellen Auseinandersetzung ist. Denn lange bevor Begegnungen zwischen Menschen unterschiedlicher nationaler und ethnischer Herkunft auf der Bühne ›en vogue‹ wurden, pflegte das ›Theater an der Ruhr‹ einen konsequenten künstlerischen Austausch mit verschiedenen europäischen und außereuropäischen Ländern, der sich auch in den eigenen Inszenierungen niederschlägt. Verschiedene Hautfarben und Akzente korrespondierten auf der Bühne des ›Theater an der Ruhr‹ bereits mit der gesellschaftlichen Realität, als in dieser noch die Vorstellung vom Theater als ›Tempel‹ der Hochkultur und Hort der nationalen Sprache hochgehalten wurde.

»Als wir das ›Theater an der Ruhr‹ 1981 gegründet haben«, führt Helmut Schäfer zu Beginn seines Vortrags aus (S. 141 dieser Ausgabe), »waren wir uns schon im Vorfeld sicher, dass die internationale Arbeit einer unserer Schwerpunkte sein würde. Zu dieser Zeit wäre das anderen Theatern nicht in den Sinn gekommen.« Was seinerzeit noch ein Alleinstellungsmerkmal war, gehört, wie bereits angedeutet, inzwischen vielerorts zur Alltagspraxis einer Theaterkultur, die versucht, »mit einer dezidiert interkulturellen und transnationalen Ausrichtung den Blick in die Welt zu weiten.« (Bloch/Heimböckel 2019: 383) Für das Theater in Deutschland und im deutschsprachigen Raum kann die Vorbildfunktion, die diesbezüglich das ›Theater an der Ruhr‹ eingenommen hat, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden (vgl. ebd.: 386). Diese Ein- und Wertschätzung spiegelt sich nicht zuletzt in dem Umstand wider, dass Roberto Ciulli u.a. 2013 den Staatspreis des Landes Nordrhein-Westfalen und in diesem Jahr (2019) den renommierten Deutschen Theaterpreis DER FAUST für sein Lebenswerk erhalten hat. Bereits zu seinem 80. Geburtstag hatte man Ciulli u.a. wegen seiner Kunst gewürdigt, uns Wirklichkeit so erscheinen zu lassen, »dass sie aus dem Spiegel des Gewohnten heraustritt, in anderem Licht erscheint, in Erstauen versetzt« (Rossmann 2014), womit ein Credo formuliert wurde, das Helmut Schäfer für das ›Theater an der Ruhr‹ und damit auch für seine Arbeit produktions- und wirkungsästhetisch als wesentlich beschrieben hat: »Staune, dass du etwas siehst, was dir nicht bekannt, was dir fremd ist. So entsteht die Reise, von der ich gesprochen habe.« (S. 147 dieser Ausgabe)

LITERATUR

- Bloch, Natalie/Heimböckel, Dieter (2019): Drama und Interkulturalität. In: Andreas Enghart/Franziska Schöblier (Hg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft: Drama. Berlin/Boston, S. 372-387.
- Regus, Christine (2009): Interkulturelles Theater zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Ästhetik, Politik, Postkolonialismus. Bielefeld.
- Rossmann, Andreas (2014): Roberto Ciulli. Von Pinocchio zu Faust. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung v. 31. März 2014.

Forum

Interkulturelle Germanistik *reloaded* – Pilotprojekt für NachwuchswissenschaftlerInnen

Bericht zum 1. *Forum junger WissenschaftlerInnen der*

Gesellschaft für interkulturelle Germanistik (GiG)

vom 10. bis 11. April 2019 an der Universität Zadar (Kroatien)

ISABELLE LEITLOFF / RENÉ PERFÖLZ / FABIAN WILHELMI

Im Juni 2018 verkündete die *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik (GiG)* die Planung des ersten *GiG-Forums junger WissenschaftlerInnen*, das letztendlich sieben DoktorandInnen aus fünf Ländern in Zadar, Kroatien, zusammengebracht hat. Das *GiG-Forum junger WissenschaftlerInnen* wurde von den Mitgliedern des Vorstandes der GiG, Prof. Dr. Dieter Heimböckel von der Universität Luxemburg und Prof. Dr. Manfred Weinberg von der Karls-Universität Prag, initiiert, geleitet und durch Prof. Dr. Tomislav Zelić von der Universität Zadar unterstützt. GiG-Tagungen versammeln normalerweise knapp 180 WissenschaftlerInnen aus allen Teilen der Welt, davon sind jedoch viele ProfessorInnen und nur wenige DoktorandInnen. Bei den vielen parallelen Panels haben junge WissenschaftlerInnen zwar die Gelegenheiten, eigene Vorträge zu halten, jedoch bleiben bei Großveranstaltungen die Möglichkeiten begrenzt, dem wissenschaftlichen Nachwuchs einen eigenen Raum zu geben. Das neue Format der GiG soll daran etwas ändern. Das GiG-Forum soll Promotionsvorhaben wissenschaftlich unterstützen und das Gespräch zwischen den NachwuchswissenschaftlerInnen sowie ihre internationale Vernetzung fördern. Darüber hinaus bietet es die Möglichkeit, den Nachwuchs kennenzulernen: Wo stehen die jungen WissenschaftlerInnen? Was für Fragen beschäftigen sie und mit welchen Theorien und Methoden setzen sie sich auseinander?

Am 10. und 11. April kamen junge WissenschaftlerInnen aus Ägypten, Dänemark, Kroatien, Tschechien und Deutschland zusammen, stellten ihre Dissertationsthemen im Bereich der Interkulturalitätsforschung vor, nahmen an einer Meisterklasse zum Thema *Mediterranismus* teil und brachten sich aktiv in die Diskussion über zukünftige Veranstaltungsformate ein. Der Bericht über das GiG-Forum fasst dies im Folgenden zusammen und wirft einen Ausblick auf mögliche zukünftige Formate des jungen Pilotprojektes.

Mervat Abdelalim (Helwan Universität in Kairo, Ägypten) arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Philosophischen Fakultät im Bereich der Germanistik. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf dem Gebiet der Gender Studies sowie der Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts. Diese Schwerpunkte

sind ebenfalls in ihrer Dissertation vertreten, die sich mit dem sozialen Aufstieg marginalisierter weiblicher Figuren in Bildungsromanen der Gegenwart auseinandersetzt. Es werden sechs Romane zweier Autorinnen bezüglich der genannten Thematiken untersucht: Angelika Klüssendorfs *Das Mädchen* (2011), *April* (2014) und *Jahre später* (2018) sowie Emine Sevgi Özdamars Trilogie *Sonne auf halbem Weg* (2006). Anders als in bisherigen Arbeiten zum Bildungsroman soll dieser als *process of self-development* verstanden werden. Die ausgewählten Romane zeichnen ein Porträt des sozialen Aufstiegs und Erfolgs zweier Protagonistinnen, die am Rande der Gesellschaft leben und sich emanzipieren. Methodisch arbeitet Abdelalim mit Pierre Bourdieus soziologischem Ansatz des Habitus und untersucht die Einflüsse sozialer Räume auf den Habitus der weiblichen Hauptfiguren. Michel Foucaults Theorien der Macht und der Mechanismen der Exklusion dienen dazu, Marginalisierungsprinzipien sichtbar zu machen und den sozialen Stand der Protagonistinnen genauer bestimmen zu können. Die TeilnehmerInnen der Gruppendiskussion griffen den Terminus des Bildungsromans auf und erörterten die Frage, ob wir bei den oben genannten Romanen von Bildungsromanen sprechen können. Dabei wurde auf Ortrud Gutjahrs *Einführung zum Bildungsroman* verwiesen (vgl. Gutjahr 2007), in dem der weibliche, interkulturelle Bildungsroman ebenfalls vorgestellt wird. Auch die Ideen anderer TheoretikerInnen aus den Gender Studies wie Butler oder Spivak und konkret Spivaks *Can the Subaltern Speak?* wurden besonders in Bezug auf Özdamar und den Topos des »politischen Gegners« als Analysewerkzeug vorgeschlagen.

Dagmar Alešiková (Masaryk-Universität in Brünn, Tschechien) beschäftigt sich in ihrem Projekt mit Problemfeldern der Holocaustliteratur. Hierzu greift sie auf Vorarbeiten von Dan Diner (vgl. 2007) und Hayden White (vgl. 1986) zurück, die sich aus erkenntnistheoretischer und geschichtsphilosophischer Perspektive mit Fragekomplexen der Holocaustliteratur beschäftigt haben. Hieran anknüpfend fokussiert Alešiková auf die Publikationsflut von Holocaustzeitzeugnissen in den 1990er-Jahren und fragt, inwieweit diese Flut und die sich dadurch dynamisierenden erinnerungskulturellen Debatten innerhalb der Gesellschaft und der Forschung zu gegenwärtigen Bewertungen des Judentums beitragen. Welche Rolle spielten die Publikationen im zwischenmenschlichen Austausch von Juden und Nichtjuden, und trägt die Rezeption der Zeitzeugnisse in der Gegenwart zu einer Eindämmung von antisemitischen, xenophoben sowie rassistischen Vorstellungen in der deutschen Gesellschaft bei? Um diese Fragen zu beantworten, analysiert Alešiková die autobiographischen und kritischen Schriften von Ruth Klüger und Marcel Reich-Ranicki unter der Fragestellung, in welcher Form die untersuchten Texte das Holocaustgeschehen re-konfigurieren und wie sie die Erinnerungskultur beeinflusst haben. Zentral ist dabei die Analyse von Klügers *Weiter leben. Eine Jugend* (1992) und Reich-Ranickis *Mein Leben* (1999). Alešiková wählt für ihre Untersuchung einen literaturwissenschaftlichen Zugang, der sich methodisch an Stephan Braeses und Holger Gehles *Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte nach dem Holocaust* (Braes/Gehle 1999) sowie Hermann Kortess Untersuchung *Der Holocaust in der Lyrik nach 1945* (Korte 1999) orientiert.

Isabelle Leitloff ist Doktorandin und Lehrbeauftragte der Universität Paderborn und forscht im Bereich der interkulturellen Literatur- und Kulturwissenschaft. In ihrer Dissertation mit dem (Arbeits-)Titel *Transatlantische Räume, plurale Identitäten: ›Race‹ und Gender in der kubanischen und brasilianischen Kultur aus der interkulturellen Perspektive literarischer Texte Georgina Herreras, Nancy Morejóns, Soleida Ríos, Lydia Cabrerías, Mãe Beata de Yemonjás und Hubert Fichtes* steht Literatur im Fokus, die über reine Ursprünge, lineare Strukturen und über ein Denken in dualistisch-binären Kategorien hinausgeht. Die ausgewählten Werke, so die These, verstehen postkoloniale Räume nicht mehr nur als Widerstandsräume, sondern als hochpotenzierte interkulturelle Räume, die Kontinente miteinander verbinden und andere sprachliche, literarische und philosophische Prozesse anregen. Deshalb werden der Prozess der Identifikation, die Frage nach Genderidentitäten und Synkretismen in der brasilianischen und kubanischen Literatur in den Werken analysiert. In Herreras und Morejóns Werken wird auf polare und duale Codes aufmerksam gemacht, und sie werden hinterfragt. Letzteres sei ebenfalls in Fichtes *Explosion. Roman der Ethnologie* (1993) der Fall. Anhand der doppeltblickenden Methode, die durch den Vergleich brasilianischer Literatur von Mãe Beata de Yemonjá mit der von Fichte zustande kommt, soll das Fremdverstehen aufgegriffen und der Frage nachgegangen werden, ob doppeltblickende Verfahren nach Leo Kreutzer (vgl. 2009) einen Mehrwert erbringen können, ohne in eurozentrische Muster zu verfallen. Methodisch arbeitet Leitloff nicht nur mit bekannten Theorien wie der Homi K. Bhabhas, sondern sie arbeitet Kreutzers Theorie des Doppelblicks aus und bringt Fernando Ortiz' Theorien (vgl. Ortiz 1978) in die interkulturelle Germanistik ein. In der anschließenden Diskussion stand vor allem der Begriff des Transatlantiks im Mittelpunkt.

Katrine Fleckner Gravholt (Europa-Universität Flensburg) schreibt ihr Dissertationsprojekt im Fachbereich der transkulturellen Pädagogik. Die Doktorandin interessiert sich für die didaktischen und pädagogischen Rahmenbedingungen, welche eine produktive Zusammenarbeit zwischen deutschen und dänischen SchülerInnen in der Auseinandersetzung mit Lerngegenständen an außerschulischen Lernorten fördern. Sie geht davon aus, dass die SchülerInnen durch transkulturelle Verflechtungen zwischen den Ländern viel kulturelles Wissen teilen. Die Zusammenarbeit sollte dementsprechend vor allem von lern- oder motivationstheoretischen Faktoren abhängen. Als Analysemethode verwendet Fleckner Gravholt die teilnehmende Beobachtung während mehrerer Unterrichtseinheiten in deutschen und dänischen Museen und anschließende Befragungen. Erste Befunde zeigen, dass die Zusammenarbeit durch sprachliche Hürden und durch eine unpassende Aufbereitung der Lerngegenstände erschwert ist.

Die anschließende Diskussion beschäftigt sich u.a. mit der Frage, ob der Begriff der Kultur als sinnvoll für die geplanten Analysen erscheint. Demgegenüber spezifizierte Fleckner Gravholt ihren Begriff als soziale Praxis innerhalb des organisatorischen und didaktischen Rahmens in den Museen. Um die Ergebnisse der Arbeit für die Museumsdidaktik nutzbar zu machen, wurde ein Kon-

zept von interkulturellem Staunen in die Diskussion eingebracht (vgl. Heimböckel/Weinberg 2014): Das Staunen über das vermeintlich Andere könne zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit gemeinsamen Lerngegenständen führen.

René Perfözl (Humboldt-Universität, Berlin) untersucht in seinem Dissertationsprojekt Inszenierungsformen und Darstellungsweisen von Zugehörigkeit in der türkisch-deutschen (Post-)Migrationsliteratur, um darzulegen, wie sich ›türkische‹ Figuren seit der Wiedervereinigung in der deutschen Kultur und Gesellschaft verorten. Bei der Darstellung von Zugehörigkeit in den Texten spielten gerade Räume eine wichtige Rolle. Perfözl unterscheidet verschiedene Dimensionen räumlicher Zugehörigkeit: Resonanz, Raumaneignung durch *re-mapping* oder hybride Grenzzonen sowie Entortung durch Ausgrenzung oder Entfremdung. Für die Bestimmung der Dimensionen analysiert er sein Forschungskorpus mit einem postklassischen (Raum-)Narratologie-Modell. Dabei gelte es, verschiedene Aspekte des narrativen Raums zu untersuchen und aufeinander zu beziehen sowie Raumtypen wie Nicht-Orte oder Erinnerungsorte auf ihre Funktion in den jeweiligen Texten hin zu befragen. Der Untersuchungsfokus liegt auf dem kulturell präfigurierten Raum Berlin.

In der Diskussion wurde unterschieden zwischen einem Heterotopos (Foucault) und einem Nicht-Ort (Augé). Dabei zeigte sich, dass Raumtypen nicht schematisch bestimmten Orten zugewiesen werden können, sondern in Relation zu anderen Räumen und unter Einbeziehung der narrativen Darstellung bestimmt werden müssen. Ein weiterer Diskussionspunkt war die Gattungsbezeichnung Migrationsliteratur. Gegenüber dem Begriff der interkulturellen Literatur sah Perfözl seine Gattungsbezeichnung insofern als angemessen an, als die zu untersuchenden Texte Prozesse transnationaler Migration und damit zusammenhängende Themen wie Kulturalisierung, Fremd- und Selbstbestimmung sowie Diskriminierung inszenieren würden.

Kristijan Tomasović (Universität Zadar) Promotionsprojekt fokussiert die Frage, in welcher Weise Literatur auf die zunehmende Säkularisierung innerhalb der Gesellschaft reagiert. Zur Analyse herangezogen werden Werke wie Maxim Billers *Die Tochter* (2000) und Thomas Pynchons *Gravity's Rainbow* (1973). Im Vordergrund steht aber das Werk W.G. Sebalds. Von besonderem Interesse sind dabei Sebalds postmoderne Reiseberichte. Die Protagonisten der untersuchten Texte deutet Tomasović als Beispiele des postsäkularen Menschen: Die eigentliche Reise sei ihnen weniger wichtig. Im Vordergrund stünde vielmehr der pluralistische Individualismus, die Sinnsuche und Selbsterfüllung, die eine neue Form der Religiosität darstelle. Tomasović stützt sich bei seiner Analyse auch auf empirische Befunde, denen zufolge es gerade bei jungen Menschen zu einer Entzweiung von Religion und Religiosität komme. Ebenso eine Rolle spielen die Ansätze von David Jasper (vgl. 2009) und Wolfgang Frühwald (vgl. 2008), die das Streben nach Religiosität im postsäkularen Zeitalter aus literaturwissenschaftlicher Perspektive beleuchtet haben. Tomasović erste Analyseergebnisse zeigten, dass die Protagonisten in den untersuchten Texten Sebalds ähnlich auf die Säkularisierung reagieren. So lasse sich nachweisen, dass neue,

individuelle sakrale Formen bei der Sinnsuche der Hauptfiguren eine große Rolle spielen.

Den Abschluss der Projektvorstellungen bildete Fabian Wilhelms (Universität Düsseldorf) Dissertationsvorhaben, das den Arbeitstitel *Literarischer Antisemitismus in historischen Romanen über den Jüdischen Krieg aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert* trägt. Wilhelms Ansatz besteht darin, die Auswirkungen des sich im 19. Jahrhundert vollziehenden Wandels von Antijudaismus zu Antisemitismus in historischen Romanen über den Jüdischen Krieg (66-70 n.Chr.) zu untersuchen. Anhand der Gegenüberstellung der im 19. Jahrhundert erschienenen Texte und jenen, die im 20. Jahrhundert veröffentlicht wurden, will Wilhelms zeigen, dass das Ausmaß antisemitischer Elemente in den später erschienenen Texten einen höheren Anteil einnimmt. Dadurch könne belegt werden, dass der virulenter werdende Antisemitismuskurs durch interdiskursive Praktiken auch Auswirkungen auf die literarische Produktion gehabt habe. Wilhelms zieht zur Stützung seiner These auch außerliterarische Texte wie Zeitungsartikel, Rezensionen, biographische Dokumente und historiographische Texte heran. Erste Ergebnisse Wilhelms bestätigen, dass die Figuren in den untersuchten Romanen nach ähnlichen Schemata konzipiert worden sind. Für den weiteren Fortgang der Studie ist die Suche nach gegenläufigen Figurendarstellungen, die nicht das zeitgenössische Stereotyp widerspiegeln, von besonderem Interesse.

Für den Vormittag des zweiten Programmtages war eine Meisterklasse von Tomislav Zelić von der Universität Zadar zum Konzept des *Mediterranismus* eingeplant. Der Begriff bezieht sich auf literarische und kulturelle Imaginationen des Mittelmeers und des europäischen Südens. Seine Geschichte spannt sich von Ovids Erzählung des Raubs Europas durch den griechischen Gott Zeus über die *Grand Tour* des 18. Jahrhunderts bis hin zum *Noucentisme*, einer katalanischen Form des Neoklassizismus. Zelić verglich das Konzept mit Raumkonzepten wie dem Orientalismus oder dem Balkanismus: Es handle sich um eine europäische Diskursformation, die dem durch den Begriff des Mittelmeers bezeichneten Raum bestimmte Eigenschaften zuweise und ihn dadurch homogenisiere. Der Mittelmeerraum nehme als ›anderer‹ Raum eine identitätsbildende Funktion für Europa ein und versichere es seiner eigenen kulturellen und intellektuellen Überlegenheit. Im Anschluss an die Vorstellung des Konzepts wurde dessen Anwendung im Rahmen eines Werkstattseminars erprobt.

In der folgenden Diskussion zeigten sich z.T. Schwierigkeiten, den Begriff des *Mediterranismus* von Raumkonzepten wie dem Orientalismus abzugrenzen. Als mögliche Gefahr des Ansatzes wurde der Fokus auf binäre Raumkonstruktionen benannt, der zu (Re-)Essentialisierungen und zur Vernachlässigung von raum-zeitlichen Ambivalenzen führen könne. Kritisch bemerkt wurde auch die eurozentrische Perspektive des Konzepts, das vornehmlich den Blick (nord- und west-)europäischer AutorInnen auf den europäischen Süden untersuche. Zuletzt wurde auch der Bezugsraum des Konzepts von den TeilnehmerInnen diskutiert, da die exemplarischen literarischen Beispieltex te mit Italien und Griechenland lediglich Topographien der Klassik inszenierten.

Als Fazit des Pilotprojektes für NachwuchswissenschaftlerInnen und als Ausblick soll Folgendes festgehalten werden: Forschungen im Bereich der Interkulturalität waren, sind und werden ein wichtiger Bestandteil der Germanistik sein. Besonders in Hinblick auf globale Nationalisierungstendenzen zeigt sich, dass auch die Wissenschaft und besonders die Germanistik gefragt sind, interkulturelle Forschungen zu fördern, nationale Grenzen zu überschreiten und überregionale und interkulturelle Forschungsnetzwerke zu erhalten und aufzubauen. Deshalb ist die Förderung junger WissenschaftlerInnen, die sich in den Bereichen der Interkulturalität bewegen, unabdingbar.

Die interkulturelle Germanistik wächst besonders durch interkulturelle Begegnungen, die nicht nur in literarischen Werken verortet werden. Um Interkulturalität zu erforschen, ist ein Zusammenkommen, ein gemeinsames Aushandeln, Verhandeln, Diskutieren und Debattieren wichtig, um die zukünftige Wissenschaftslandschaft mitgestalten zu können und Interkulturalität nicht nur zu theoretisieren. Als Ausblick für zukünftige Formate wurden im Rahmen der Abschlussdiskussion Ideen gesammelt: Es könnten vorab Ausschnitte einiger Primär- und Sekundärtexte eingereicht werden, die einen tieferen Einstieg in die Thematik ermöglichen. Außerdem wurde das Format des Workshops als alternative Präsentationsform vorgeschlagen, die Meisterklasse wurde gelobt und ist weiterhin erwünscht.

Für das Ermöglichen der interkulturellen Begegnung möchten wir uns sehr herzlich im Sinne aller TeilnehmerInnen bei der GiG und den Veranstaltern des Forums bedanken. Die GiG hat mit dem neuen Konzept einen Impuls gegeben, der aufgenommen werden soll: Das *GiG-Forum junger WissenschaftlerInnen* soll zukünftig regelmäßig mit divergenten fachlichen Schwerpunkten angeboten werden und somit auch anderem wissenschaftlichen Nachwuchs die Möglichkeit einer interkulturellen Mitgestaltung der Wissenschaft geben. In diesem Sinne: *Hvala und dovidjenja*.

LITERATUR

- Braese, Stephan/Gehle, Holger (1999): Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte nach dem Holocaust. In: Literatur und Holocaust. Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur, H. 144, S. 79-95.
- Diner, Dan (2007): Gegenläufige Gedächtnisse. Über Geltung und Wirkung des Holocaust. Göttingen.
- Frühwald, Wolfgang (2008): Das Gedächtnis der Frömmigkeit: Religion, Kirche und Literatur in Deutschland. Vom Barock bis zur Gegenwart. Frankfurt a.M.
- Gutjahr, Ortrud (2007): Einführung in den Bildungsroman. Darmstadt.
- Heimböckel, Dieter/Weinberg, Manfred (2014): Interkulturalität als Projekt. In: Zeitschrift für interkulturelle Germanistik 5, H. 2, S. 119-144.
- Jasper, David (2009): The Sacred Body: Asceticism in Religion, Literature, Art, and Culture. Waco.

- Korte, Hermann (1999): »Es ist in aller Trauer der tiefste Hang zur Sprachlosigkeit«. Der Holocaust in der Lyrik nach 1945. In: Literatur und Holocaust. Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur, H. 144, S. 25-47.
- Kreutzer, Leo (2009): Goethe in Afrika. Die interkulturelle Literaturwissenschaft der »École de Hanovre« in der afrikanischen Germanistik. Hannover.
- Ortiz, Fernando (1978): Contrapunteo cubano del tabaco y el azúcar. Caracas.
- White, Hayden V. (1986): Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Aus dem Amerik. v. Brigitte Brinkmann-Siepmann u. Thomas Siepmann. Stuttgart.

Bericht zum Workshop *Asien-Pazifik. Translokale Verbindungen und imaginäre Besetzungen* (1. Juni 2019) an der University of Tokyo, Komaba

TOBIAS AKIRA SCHICKHAUS

Das geografische Dreieck zwischen Japan, China und Australien hat den europäisch-amerikanischen Asien-Pazifik-Diskurs nachhaltig geprägt. Die Metropolen Sydney und Seoul, Tokio und Taipei sind Brennpunkte der Globalisierung, die sie ideell repräsentieren. Diese Ideen sind ein historisches Produkt, hervorgegangen aus einer Wahrnehmung dieser Orte als Versorgungsbasen, als exotische Warenumschlagsplätze oder Fischmärkte voller Rikschas und Glöckchengeklingel. Aber heute reiben sich fremde Betrachterinnen und Beobachter aus dem Westen beim Anblick dieser erhabenen Agglomeration von Menschen, Gebäuden, Zügen, Verkehrs- und Handelswegen die Augen. Es ist, als ob dieser Blick es nicht wahrhaben kann, ja vielleicht auch nicht wahrhaben möchte, dass sich trotz geschäftlicher Beziehungen auch nach vielen Jahren diese Asiaten immer noch nicht verstehen lassen! Der alteingesessene Eurozentrismus reicht nicht mehr aus, um die in Stahlbeton hochgezogenen Zeugen pazifischer Geschichte in den Zoo für Exotik zu verbannen. Diese historische Verschiebung globaler Aufmerksamkeit hat eine in Japan arbeitende germanistische Forschungsgruppe, die ost-westliche Kulturkontakte aus der Perspektive von Raumtheorien untersucht, zum Thema eines Workshops gemacht.

Mit Unterstützung einer Reihe von Institutionen, die vom Zentrum für Deutschland- und Europastudien der University of Tokyo, Komaba, und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst bis zum Universitätsverein Bayreuth reicht, konnte am 1. Juni 2019 die Veranstaltung mit dem Titel *Asien-Pazifik. Translokale Verbindungen und imaginäre Besetzungen* unter der Federführung von Thomas Schwarz (University of Tokyo, Komaba) durchgeführt werden.

Welche Erkenntnisse zur Rekonstruktion eines imaginären Asien-Pazifik-Diskurses gewähren kollektive Bilder und Narrative im sowohl synchronen als auch diachronen Zuschnitt? Welche Funktion übernehmen dabei die Dimensionen des Ozeans oder jene der pazifischen Insularität und inwieweit lassen sich aus den Einzelergebnissen historiografische Beiträge einer kritischen Geschichte kolonialer Machtverhältnisse und exotistischer Fantasien gewinnen? Auf diese Fragen ging das Programm mit insgesamt zehn Vortragenden ein.

Den Keynote-Vortrag *Hans Bethge und die Erfindung der chinesischen Poesie* hielt Yixu Lu (University of Sydney), die im Rahmen eines Fellowships der Ja-

pan Society for the Promotion of Science nach Japan gekommen war. Am Beispiel des 1907 veröffentlichten Bandes *Die chinesische Flöte* rekonstruiert Lu die Übersetzungsgeschichte dieser ›Nachdichtungen‹, deren Übersetzungen nicht den chinesischen Originalen, sondern europäischen, bereits übersetzten Quellen von Hans Heilmann, Judith Gautier oder Marquis d'Hervey-Saint-Denys entnommen wurden. Lu zeigte, dass Bethge mit dieser eklektischen Übersetzung immer auch Adressatinnen und Adressaten des deutschen Bildungsbürgertums im Blick hatte, um ein Chinabild im neuromantischen exotischen Kleide zu vermitteln.

Für die Konstruktion des pazifischen Raumes sind überdies die historischen Arbeiten japanologischer und sinologischer Provenienzen von Bedeutung. Als wegweisend zu nennen sind der Titel des britischen Diplomaten und Gelehrten William George Aston, *A History of Japanese Literature* (1899), sowie die *Geschichte der japanischen Literatur* (1906) des deutschen Germanisten und Japanologen Karl Florenz, ergänzt um seine Übersetzung japanischer Gedichte, *Dichtergrüße aus dem Osten* (1894). Thomas Pekar (Gakushuin University) diskutiert in seinem Vortrag *Das literarisch-lyrische Japan-Bild in Deutschland um 1900* das Problem philologischer Texttreue und interpretierender Nachdichtung in Ergänzung des bereits präsentierten Bethge – nur diesmal aus japanologischer, literaturgeschichtlicher Perspektive.

Mit Blick auf den Asien-Pazifik-Diskurs darf betont werden, dass die vielfältigen Ansätze zu seiner Erforschung gewiss keinen uniformen Standards zu unterwerfen sind, sondern eine die Disziplinen übergreifende Vielfalt, also Interdisziplinarität, erfordern. Dies war auch am 1. Juni in Tokio deutlich erkennbar.

Michael Wetzl (Universität Bonn) zeigte am Beispiel von Pierre Lotis Roman *Madame Chrysanthème* (1887) auf, wie stereotype Vorstellungen exotischer ostasiatischer Weiblichkeit in einer diskursiven Kampfarena als Okkupationsstrategie westlicher Kolonialfantasien zum Einsatz kamen. Dem geopolitisch wirkmächtigen Narrativ der Insularität und der Südsee-Hybridität widmeten sich gleich vier Vorträge: Roman Lach (Keimyung University) und Thomas Schwarz (University of Tokyo, Komaba) begaben sich auf die Suche nach Spuren des deutschen Kolonialismus und Exotismus in der Südsee. Sie gingen der Frage nach, inwieweit *Der Pazifik als Erzieher* (Lach im Anschluss an Karl Haushofer) die deutsche Südseesehnsucht im 19. Jahrhundert beflügelte und inwieweit *Die Memoiren des deutschen Marineoffiziers Freiherr von Spiegel* (Schwarz) und seine Bewertungen sexueller Beziehungen mit kolonisierten Insulanerinnen die Ansichten der zeitgenössischen Geopolitik und Anthropologie widerspiegeln. Im Zentrum des Vortrags von Tobias Akira Schickhaus (Universität Bayreuth) stand die Frage, worin die Attraktivität von *Insularität* als *lyrischer Raumkonfiguration* liegt. Als Ausgestaltung eines literarischen Interims wurden Motive der Insel am Beispiel deutscher, japanischer und iranischer Gedichte vorgestellt. Mithilfe eines komparativen Verfahrens las Michael Yates (Rikkyo University) Jean Giraudoux' Roman *Suzanne et le Pacifique* (1921) vor dem Hintergrund von Gilles Deleuzes Essay *Desert Islands*.

Den Wandel von Begriffen zeichnete Jan Straßheim (Keio University) in seinem Vortrag *In Stein gemeißelt: Nishida, der »Friedensturm« und die Kontextualität politischer Bedeutungen* nach. Im Fokus des Beitrags stand der Ausdruck *hakkō ichiu* (dt., die acht Ecken [der Welt] unter einem Dach). Diesem politischen Slogan wurde durch das *Hakkō-ichiu*-Monument in Myazaki während des Zweiten Weltkriegs ein Denkmal verliehen, das heute als »Friedensturm« bekannt ist.

Zwei weitere Beiträge beschäftigten sich während des Workshops mit der japanischen Variante des Südsee-Exotismus, dem *Nanyo-Orientalismus*. Als der japanische Anthropologe Tadao Umesao 1957 einer Allianz pazifischer Inselnationen von Indonesien und Mikronesien über die Philippinen und Papua Neuguinea bis hin zu Australien und Neuseeland das Wort redete, blieb vor allem die Rolle der *Japonesia* zu diskutieren. Sollte die japanische Inselnation eine Partnerin auf Augenhöhe sein oder sollte ihr doch eher die Rolle einer Hegemonialmacht zukommen? Dieser Frage ging Mario Kumeikawa (Keio University) in seinem Vortrag *Japan und der Pazifik: Tadao Umesaos ökologische Position* nach. Ryota Nishinos (*Nichibunken – International Research Center for Japanese Studies*, Osaka/University of the South Pacific, Fiji) Vortrag mit dem Titel *Nanyo-Orientalism in Sugimura Mitsuko's Regiman no hi* stellte den 1981 veröffentlichten historischen Roman *Fire over Regiman* von Sugimura Mitsuko (1910-1986) vor. Der Roman nimmt die Sokehs-Rebellion von 1910/11 auf den Karolinen-Inseln, damals Deutsch-Neuguinea, gegen die deutsche Kolonialherrschaft zum Anlass eines fiktionalen Entwurfs von Geschichte. Diskutiert wurde in diesem Vortrag die kulturwissenschaftlich bedenklich ambivalente Haltung der Autorin, den Widerstandskampf der Sokehs einerseits zu romantisieren, aber zugleich auch suggestiv einem verstärkten japanischen Engagement im Pazifikraum das Wort zu reden. Denn vor dem Hintergrund deutscher Gräueltaten kann sich Japan als die bessere Kolonialmacht präsentieren.

Ein zwar in Gänze anderes, aber an das Workshop-Thema komplett anschlussfähiges und relevantes Thema schnitt Andreas Becker (Keio University) an. Auch das Internet, so immateriell und ortlos es den meisten Nutzerinnen und Nutzern erscheinen mag, ist nicht nur im stetigen Wandel begriffen, sondern beruht – zum Erstaunen etlicher Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Diskussion – auf einer ganz physischen Infrastruktur. In seinem Vortrag *Über Seekabel und Rechenzentren* referierte der Medienwissenschaftler über *Die materielle Infrastruktur des Internets im Pazifisch-Asiatischen Raum*. Er verdeutlichte, welche Zentren der Pazifikstaaten in welchem Ausmaß miteinander vernetzt sind.

Dieser interdisziplinäre Workshop konnte durch das Engagement vieler in Japan, Südkorea und Deutschland arbeitender Germanistinnen und Germanisten in Kooperation mit Kolleginnen und Kollegen aus der Amerikanistik und Japanologie verwirklicht werden. Im Hintergrund steht die langjährige Forschungszusammenarbeit eines Netzwerks, das zuletzt mit dem Band *Wohnen und Unterwegssein. Interdisziplinäre Perspektiven auf west-östliche Raumfigurationen* auf sich aufmerksam machen konnte (hg. v. Mechthild Duppel-Takayama, Wakiko Kobayashi u. Thomas Pekar, Bielefeld 2019). Es bleibt zu hoffen, dass die Neuausrichtung dieser Forschungsgruppe ebenfalls zu einer Publikation führt.

Rezensionen

**Sandra Annika Meyer: Grenzenlose Mutterliebe?
Die Mutter als Alteritätsfigur in ausgewählten transkulturellen
Familiennarrativen der Gegenwartsliteratur.
Aglaja Veteranyi – Zsuzsa Bánk – SAID**

Würzburg: Königshausen & Neumann 2019 – ISBN 978-3-8260-6646-7 – 45,00 €

In Anbetracht dessen, dass Flüchtlinge neben dem Klimawandel zurzeit die größte politische Herausforderung der Europäischen Union bilden, ist die Auseinandersetzung mit Migration brandaktuell. Dies gilt auch für die literarische Produktion und die literaturwissenschaftliche Forschung. Die vorliegende Studie, die 343 Seiten umfasst und als Dissertation an der Universität Hamburg entstanden ist, positioniert sich in diesem Feld. Wie Sandra Annika Meyer im einleitenden Kapitel erläutert, verfolgt ihre Arbeit

eine doppelte Zielsetzung: Zum einen gilt es zu eruieren, wie Familie zu Beginn eines von Migrations-, Flucht- und Entortungserfahrungen geprägten 21. Jahrhunderts erzählt wird. [...] In diesem Zusammenhang rückt zum anderen die Figur der Mutter in den Fokus der nachfolgenden Ausführungen. [...] Ihre enge Wechselwirkung mit der Selbstkonstitution der Erzählerfiguren, die sich in allen untersuchten Texten bewusst als Tochter oder Sohn inszenieren, ist unübersehbar (23f.).

In Meyers Studie werden im Grunde zwei Tendenzen der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (und ihrer Erforschung) leitmotivisch miteinander verknüpft: das Interesse für inter- und transkulturelle Fragestellungen einerseits (hierzu später mehr) und die große Popularität des Fami-

lien- und Generationenromans andererseits. Da sich gegenwärtige ›Familienromane‹ aber inhaltlich und narratologisch von gattungstypologischen Vorgängertexten aus dem 19. oder dem frühen 20. Jahrhundert (wie Thomas Manns *Buddenbrooks. Verfall einer Familie*) unterscheiden, plädiert die Verfasserin im vierten Kapitel ihrer Studie für eine Umbenennung des Genres. Vor dem Hintergrund, dass Familiengeschichte heute nicht mehr chronologisch und aus auktorialer Perspektive erzählt werde, sondern »eine – oftmals polyperspektivische – anachronische Spurensuche« (97) und »eine Konstruktionsarbeit« (98) impliziere, führt die Verfasserin unter Rückgriff auf Wolfgang Müller-Funks (vgl. 2007; 2008) Verständnis von »Narrative[n] als Mittel der Kohärenzstiftung« (107) – so der Titel eines Unterkapitels – ihren Begriff ›Familiennarrativ‹ ein. Dass Narrative laut Müller-Funk Identität, Individualität und Zusammengehörigkeit eines Individuums zu einem Kollektiv erst konstruieren (vgl. 109), zeigt sich nämlich der Verfasserin zufolge gerade auch in jenen Narrativen, »die sich der Familie als kollektiver Organisationsform widmen: Das *abstrakte* kulturelle bzw. universale Konstrukt ›Familie‹ wird durch das Erzählen einer *individuellen* Familiengeschichte mit konkretem Inhalt gefüllt und gege-

benenfalls neu modelliert. Gleichzeitig stiftet die narrative Annäherung an die Familiengeschichte überhaupt erst eine familiäre Zusammengehörigkeit und ein tragbares Identitätskonzept über zeitliche oder räumliche Brüche hinweg.« (Ebd.) In ›transkulturellen Familiennarrativen‹, einem diesbezüglichen Subgenre (vgl. 106), würden räumliche Konzepte wie Heimat, Nation oder Kultur(en) und damit verbundene Identitäten darüber hinaus als prozessuale Konstrukte *de-essenzialisiert* (vgl. 114f.).

Das Buch beginnt aber in Kapitel zwei mit theoretischen Ausführungen zu Mutterschaft und Mutterliebe. So wirft die Verfasserin zunächst einen Blick auf den Medea-Mythos »als Urtopos der fremden Mutter in Kunst und Literatur« (31). Während Medea bis heute meist ausschließlich als Kindsmörderin stigmatisiert wird, ist sie laut Meyer – in Nachfolge von Marketta Göbel-Uotila (vgl. 2005) – »zunächst und vor allem eine Fremde, die gezwungen ist, ihre Heimat zu verlassen und als Geflüchtete zu leben.« (35) Gerade der Aspekt des Scheiterns als Mutter in und an der Fremde mache Medea für die textanalytische Fokussierung auf Mutterfiguren ertragreich, auch wenn »in den ausgewählten Werken keine direkte Arbeit am Mythos« (34) betrieben werde. Im selben Kapitel werden anschließend feministische Positionen von Simone de Beauvoir, Judith Butler und Elisabeth Badinter diskutiert, die mit neuen, performativen und diskursiven Weiblichkeitskonzepten zu einer Entmythologisierung von Mutterschaft und Mutterliebe beigetragen haben (vgl. 41-57). Da sich das traditionelle Mutterbild aber im deutschen Sprachraum als äußerst

beharrlich erweise (vgl. 61), verspricht sich Meyer gerade von deutschsprachigen Mutterdarstellungen fremdsprachiger Autor/-innen »einen hohen Erkenntnisgewinn« (66).

Im dritten Kapitel rekurriert die Verfasserin zunächst auf die Benennungsschwierigkeiten in Bezug auf die »über einen nationalphilologischen Horizont hinausweisen[de]« (67) Literatur, um ihrer Arbeit schließlich Wolfgang Welschs Begriff ›Transkulturalität‹ zugrunde zu legen. Letzteren kann man allerdings wesentlich kritischer sehen, als dies Meyer tut. Wenn die Verfasserin dem Interkulturalitätsforscher Norbert Mecklenburg nämlich Polemik gegen Welschs Konzept vorwirft (vgl. 88), müsste sie selbst fairerweise auch andere Kritikpunkte als Welschs »schwammiges Universalverständnis von Kultur« (88) in ihre Diskussion mit einbeziehen – zum Beispiel den,

dass wir auch da, wo wir, Welsch sehr wohl folgend, komplexe transkulturelle Hybridisierungsprozesse, Mischungen analysieren, von mindestens zwei differenzierbaren Größen ausgehen müssen. Es kommt darauf an, entlang welcher Linien differenziert wird – entlang sprachlicher, sozialer, territorialer etc. So berechtigt Welschs Transkulturalitätskonzept ist, es blendet die historische Dimension und die Koexistenz verschiedener Kulturmodelle zu sehr ab. (Bosse 2013: 71)

Ins Zentrum ihres Buches hat Meyer die ausführliche Textanalyse von drei ›transkulturellen Familiennarrativen‹ gestellt, die mit dem bis heute nahezu unantastbaren Narrativ der ›guten Mutter‹ brechen und stattdessen Mütter zeigen, die ihre eigenen Kinder

im Stich lassen (vgl. 12). Indem die Mütter als Figuren der Alterität angelegt sind, so eine Hauptthese der Studie, belasten und erschweren sie die Identitätsbildung der Erzähler/-innen (vgl. insbesondere 139, 146, 151-153, 170, 228-230, 232f., 252, 265, 274, 277, 283, 299, 301). »Als unterbestimmte, nicht fassbare Fremde sind sie [für ihre Kinder; C.P.] zugleich Leerstelle und Fixpunkt des Denkens« (299), schreibt die Verfasserin in ihrem Fazit. Der mehrdeutige Titel *Grenzenlose Mutterliebe?* verweist sowohl auf das Hinterfragen einer naturgegebenen großen Mutterliebe als auch auf die territoriale und kulturelle Grenzüberschreitung der Protagonist/-innen (vgl. 23). Als Grenzgänger müssen ebenso die Autor/-innen der untersuchten Werke gesehen werden, auch wenn Meyers Textanalyse – völlig zu Recht – auf biografische Rückschlüsse weitgehend verzichtet und sich stattdessen einem *close reading* verschreibt, das durch die oben genannten kulturwissenschaftlichen Ansätze ergänzt wird (vgl. 28f.). Aglaja Veteranyi (1962-2002), die einer rumänischen Zirkusfamilie entstammt, erlernte die deutsche Sprache erst als junge Erwachsene in der Schweiz. In ihrem Debütroman *Warum das Kind in der Polenta kocht* (1999), der autobiografische Züge aufweist und im fünften Kapitel der Studie untersucht wird, erzählt eine namenlose, kindliche Ich-Erzählerin »eine durch Flucht und Exil brüchig gewordene Familiengeschichte« (129). Nach der Flucht vor dem neostalinistischen Ceaușescu-Regime in den Westen leidet das Kind nicht nur unter »einem allumfassenden Gefühl der Heimatlosigkeit« (119), sondern auch unter »der starken Exzent-

rik seiner Mutter« (11), die als Zirkusakrobatin Tag für Tag in der Manege ein die Tochter beängstigendes Kunststück aufführt. Als Zirkusartistin (vgl. 139f.), als sexualisierte Frau (vgl. 155) und durch das spätere Abschieben der Kinder in ein Kinderheim (vgl. 147f.) weist die Mutter »ihre Mutterrolle immer wieder klar zurück. [...] In der Missachtung der kindlichen Bedürfnisse nach Sicherheit, Geborgenheit und Fürsorge negiert sie klassische Rollenmuster des Weiblich-Mütterlichen und steht ihrer Tochter als Alteritätsfigur gegenüber.« (155) Meyer deutet Veteranyis Mutterentwurf folglich als »destruktive Mutter«. Dagegen wird in dem Roman *Der Schwimmer* (2002), dem im sechsten Kapitel analysierten Primärtext, eine »geflüchtete Mutter« gezeigt, die ihre Familie ohne Vorankündigung verlässt. Die Autorin Zsuzsa Bánk (geb. 1965) hat die Geschichte in den 1950er Jahren in Ungarn, dem Herkunftsland ihrer eigenen Eltern, angesiedelt. Nachdem die Mutter aus den Zwängen des Sozialismus (und dessen Mutterbild) ausbricht und sich in den Westen absetzt, beginnt für die zurückgelassenen Angehörigen ein Nomadenleben, das zu einer Entortung und sozialen Isolation der mutterlosen Kinder führt (vgl. 192-196). Zu einer Alteritätsfigur wird die Mutter laut der Verfasserin u.a. durch ihren Außenseiterstatus in Ungarn (als mutmaßliche Roma), ihre Flucht in die Fremde des Westens (und ihre dortigen Assimilationsbemühungen bis hin zum Ablegen der ungarischen *Muttersprache*) sowie ihren Bruch mit gängigen Geschlechterrollen (vgl. 207-209), der neben dem Verlassen der Kinder auch ihr Aufbegehren gegen das Frauenbild ihrer

Zeit betrifft: »Sie ist keine kommunistische Bäuerin, sondern sehnt sich nach einem selbstbestimmten Leben in der Großstadt. [...] Gleichzeitig deutet der Text eine mögliche lesbische Beziehung zwischen Katalin [der Mutter; C.P.] und der mit ihr geflüchteten Vali an« (208). Der dritte Primärtext – Gegenstand des siebten Kapitels – stammt von SAID, der 1947 in Teheran geboren wurde und seit 1965 in Deutschland lebt. In dem Werk *Landschaften einer fernen Mutter* (2001), das von den drei untersuchten Texten am stärksten autobiografisch grundiert ist, beschreibt ein exilierter iranischer Schriftsteller das lang ersehnte Wiedersehen mit seiner ihm »unbekannten Mutter«, von der er kurz nach seiner Geburt in Iran getrennt wurde. »Muterverlust und Exilerfahrung«, argumentiert Meyer, sind bei SAID »so eng miteinander verwoben, dass scheinbar nur eine Familienzusammenführung den politisch begründeten Heimatverlust kompensieren kann.« (257) Das verspätete Kennenlernen von Mutter und Sohn findet im Mai 1990 in Kanada, »auf neutralem Boden« (252), statt. Eine Mutter-Sohn-Beziehung entsteht dabei nicht mehr, so dass der Erzähler zehn Jahre später in einem nachgestellten Epilog zugleich Abschied von seiner Mutter und vom Iran nimmt (vgl. 283f.). Indem die Mutter den Erzähler als »verderbt, schamlos und verwestlicht« (281) bezeichnet und seine schriftstellerische Tätigkeit ablehnt, »erscheint die Mutter letztlich auch bei SAID als Verhinderungsfigur eines transkulturellen Lebensentwurfes des Protagonisten.« (282) In allen drei Texten zeigt Meyer überzeugend auf, dass die Mutter eine »performative Figur im Sinne Judith

Butlers« (301) ist und somit »ihren essenzialistischen Status« (302) verliert. Durch Grenzüberschreitungen wird bei Veteranyi, Bánk und SAID »ein Raum eröffnet, der die Neuaushandlung von Identität in Abgrenzung zur Mutter als Anderer anstößt.« (300) Am Ende steht jeweils »die Integration der mütterlichen Fremdheit in den eigenen Identitätsentwurf.« (302)

Aufgrund ihrer genauen Textanalysen ist Meyers Monografie durchaus lesenswert. Betont werden muss allerdings, dass zu den Primärtexten (v.a. zu *Warum das Kind in der Polenta kocht* und dem *Schwimmer*) wesentlich mehr Sekundärliteratur vorliegt, als die Verfasserin die Leser eingangs glauben macht (vgl. 17). Dies beweist die Verfasserin selbst, indem sie allen Einzelanalysen eine mehrseitige Einführung in die »Quellenlage und Rezeption des Werkes« (121, 181 und 240) voranstellt. Wenn zum literarischen Werk Veteranyis bereits mehr als 20 Aufsätze und vier Dissertationen erschienen sind (vgl. die Fßn. 432-452 der Studie), ist das für eine Autorin, deren Debütroman aus dem Jahr 1999 stammt und die drei Jahre später aus dem Leben schied, durchaus bemerkenswert. Auf die literaturwissenschaftlichen und literaturkritischen Beiträge nimmt die Verfasserin im Rahmen ihrer eigenen Textanalyse folgerichtig auch immer wieder Bezug – im Veteranyi-Kapitel ist dies insbesondere Katja Surens Dissertation (vgl. 2011), im Bánk-Kapitel die Dissertation von Szilvia Lengl (vgl. 2012). Der Rezensent erlaubt sich an dieser Stelle den Verweis auf seine ungefähr zeitgleich entstandene, von der Autorin nicht mehr berücksichtigte Dissertation, in der SAIDs Werk *Landschaft*

ten einer fernen Mutter bereits einem *close reading* unterzogen wurde (vgl. Palm 2017). Auch wenn in dieser Arbeit der Fokus weniger auf der Mutterfigur als den Exilierungen des Erzählers liegt, sind hier viele Einsichten in ähnlicher Weise zu finden – auf theoretischer Ebene übrigens auch eine nuanciertere Auseinandersetzung mit Welschs Konzept der ›Transkulturalität‹ (vgl. ebd.: 230–236).

Ein Blick auf die vorhandene Sekundärliteratur verrät, dass die Verfasserin ihrem mutig formulierten Anspruch, »eine gravierende Forschungslücke« (23) zu schließen, nicht gerecht werden kann. Dafür hätte sie ein weniger erschlossenes Textkorpus wählen müssen. Auch wenn die Arbeit weniger innovativ ist, als sie gerne wäre,

kann sie mit der Fokussierung auf die Mutter als Alteritätsfigur als ein weitgehend gelungener Beitrag zu einer inter- und transkulturell orientierten Literaturwissenschaft betrachtet werden. Zu bemängeln sind abschließend noch das reduktionistische Verständnis von ›Komparatistik‹ (vgl. Fßn. 64), technische Pannen in den Fußnoten 115 und 133 (wodurch ein Teil des Fußnotentextes fehlt), eine Namensverwechslung (die *Zeit*-Journalistin heißt nicht Sabine Mayer, sondern Susanne Mayer; vgl. 60) sowie das Fehlen von Siglen für die Primärtexte. Dadurch wird der positive Gesamteindruck aber höchstens geringfügig geschmälert.

Christian Palm

Literatur

- Bosse, Anke (2013): Interkulturalität – von ›Transfer‹ zu ›Vernetzung‹. In: Christiane Solte-Gresser/Hans-Jürgen Lüsebrink/Manfred Schmeling (Hg.): Zwischen Transfer und Vergleich. Theorien und Methoden der Literatur- und Kulturbeziehungen aus deutsch-französischer Perspektive. Stuttgart, S. 65–78.
- Göbel-Uotila, Marketta (2005): Medea. Ikone des Fremden und des Anderen in der europäischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Hildesheim.
- Lengl, Szilvia (2012): Interkulturelle Frauenfiguren im deutschsprachigen Roman der Gegenwart. Aspekte der interkulturellen Literatur und der Literatur von Frauen in den Werken von Terézia Mora, Zsuzsa Bánk und Aglaja Veteranyi im Vergleich zu den Werken von Nella Larsen und Gloria E. Anzaldúa. Dresden.
- Müller-Funk, Wolfgang (2007): Nach einer Philosophie der symbolischen Formen. Aspekte einer narrativen Kulturtheorie. In: Iris Därmann/Christoph Jamme (Hg.): Kulturwissenschaften. Konzepte, Theorien, Autoren. München, S. 89–104.
- Ders. (2008): Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien/New York.
- Palm, Christian (2017): Exil und Identitätskonstruktion in deutschsprachiger Literatur exilierter Autoren. Das Beispiel SAID und Sam Rapithwin. Heidelberg.
- Suren, Katja (2011): Ein Engel verkleidete sich als Engel und blieb unerkannt. Rhetoriken des Kindlichen bei Natascha Wodin, Herta Müller und Aglaja Veteranyi. Sulzbach/Taunus.

Gesellschaft für interkulturelle Germanistik



GiG-Preise 2018

Die *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* lobt in der Zeit von 2018 bis 2022 jährlich zwei Preise aus: einen Preis für jüngere Forscherinnen und Forscher und einen Preis für erfahrene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Die Preise sind mit jeweils 2.500 € dotiert. Ausgezeichnet werden Arbeiten zur interkulturellen Germanistik, die einen Fokus entweder (1) in der interkulturellen Literaturwissenschaft einschließlich einer interkulturell akzentuierten Mediävistik oder (2) in der interkulturellen Linguistik, der interkulturellen Kommunikations- und Dialogforschung oder (3) in der »Deutsch als Fremdsprache«-Forschung aufweisen oder (4) an Schnittstellen von interkultureller Germanistik und Translationswissenschaft situiert sind. Prämiert werden solche Arbeiten, die in Bezug auf Fragestellungen, Methoden, Zielsetzungen sowie hinsichtlich der theoretischen und insbesondere der interdisziplinären Grundlagen Konzepte von Interkulturalität überzeugend einbringen und damit das Verständnis interkultureller Germanistik fundiert bereichern.

Für das Jahr 2018 wurde der Preis für jüngere Forscherinnen und Forscher an Herrn Dr. Djouroukou Diallo und der Preis für erfahrene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an Frau Dr. Doris Bachmann-Medick vergeben. Die Preisverleihung fand am 26. September 2019 in Germersheim am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft während der Jahrestagung der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* statt. Da sich Djouroukou Diallo während der Preisverleihung auf einer Forschungsreise befand, konnte er den Preis nicht persönlich in Empfang nehmen. Die Dankesrede von Doris Bachmann-Medick wird nachfolgend abgedruckt.

Dankesrede

Verleihung des Preises der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* für erfahrene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler 2018 auf der Jahrestagung der GiG in Germersheim am 26. September 2019

DORIS BACHMANN-MEDICK

Sehr geehrte Frau Schiewer, sehr geehrte Gutachterinnen und Gutachter aus dem Vorstand, Beirat und Ausschuss der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik*, liebe Anwesende!

Gleich zu Beginn: einen herzlichen Dank für Ihre Ehrung meiner Arbeit. Und das an diesem passenden Ort, dem Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft der Universität Mainz in Germersheim. Dieser historische Ort einer ehemaligen militärischen Festung ist heute mehr denn je geöffnet: durch die Weltoffenheit der Sprach- und Kulturvermittlung, wie sie von hier ausgeht. Hatte ich in der Vergangenheit schon einmal Vorträge an diesem kosmopolitischen Festungsort gehalten – zu Menschenrechten als Übersetzungsproblem und zum *translational turn* in den Kultur- und Sozialwissenschaften –, so werde ich heute eher in einer Art Schnelldurchgang meine Anliegen zur Sprache bringen.

Mitglied der *Gesellschaft für interkulturelle Germanistik* war ich quasi von der ersten Stunde an. Und von Anfang an ist es mir darum gegangen, die Interkulturelle Germanistik in einem weiteren Horizont zu denken. Seither beschäftigte mich die Frage, unter welchen Bedingungen die Interkulturelle Germanistik überhaupt sinnvoll werden kann, ja, welches die Bedingungen ihrer Möglichkeit sind. Die Germanistik wird ja nicht dadurch schon interkulturell, dass sie in die Welt hinein exportiert wird (so meinte ich schon in meinen Anfangsjahren in der GiG); vielmehr erst dadurch, dass sie mit den Literaturen der Welt in eine spannungsreiche Austauschbeziehung tritt; dass sie sich grundsätzlicher verortet: als eine allgemeine Literaturwissenschaft unter kulturwissenschaftlichen und komparatistischen Vorzeichen; dass sie vor Augen bringt, wie bereits in den literarischen Texten selbst Interkulturalität zur Entfaltung gebracht wird: Interkulturelle Germanistik bzw. Literaturwissenschaft bedeutet ein Arbeiten an den Gelenkstellen interkultureller Vermittlung und Auseinandersetzung. Es ging mir stets darum, von hier aus auf einen weiteren kulturtheoretischen Begründungsrahmen für die Interkulturelle Germanistik hinzuarbeiten. So hat-

ten es freilich auch andere im Sinn – ich denke hier etwa an die übergreifende Toleranzforschung (wie sie Alois Wierlacher stark gemacht hat) und überhaupt an die hermeneutische Rahmung durch die nachhaltige Fremdeheitsforschung, basierend auf dem Prinzip des Fremdverstehens. Ich selbst habe anfangs vor allem die ›verfremdende‹ Perspektive der Kulturanthropologie, der Ethnologie als Fremdeheitswissenschaft, eingebracht. Damit kam allerdings zugleich der Impuls auf, den durch Hermeneutik gesetzten Rahmen zu überschreiten. Sind nicht gerade auch Handlungssituationen mit ihren Erfahrungen von kulturbedingten Brüchen, Verwerfungen, Missverständnissen und Kontextwechseln wichtige Brennpunkte literarischer Darstellung und Rezeption? Und eben nicht nur Fremdverstehen durch Kulturdialog?

Solche Fragen stellten sich in dem Moment, in dem das anfängliche Zauberwort der Interkulturalität kritischer in den Blick genommen wurde. Entscheidend hierfür waren die zunehmenden Globalisierungsprozesse, wie sie in den Migrationsliteraturen besonders sichtbar wurden. Sie führten vor Augen, dass Interkulturalität durchaus auch eine irreführende Kategorie sein kann. Zieht sie nicht zu zwangsläufig Unterscheidungslinien zwischen Kulturen und kulturellen Eigenschaften, so dass sie den komplexen Verflechtungen und Überschneidungen längst nicht mehr gerecht wird? Und überhaupt, ist nicht alles Kulturelle immer schon interkulturell? Jedenfalls ist Interkulturalität nicht unbedingt gekoppelt an Fremderfahrung. Sie ist vielmehr auch immer schon ›interne Interkulturalität‹, greifbar im *cultural encounter* von Einwanderungsgesellschaften, symbolisch ausgestaltet in den Texten einer ›neuen Weltliteratur‹, die über ein ›interkulturelles‹ Vorzeichen hinaus mehrsprachig und immer schon übersetzt sind – »born translated«, wie es Rebecca Walkowitz formuliert.

Eine Bedingung der Möglichkeit von Interkultureller Germanistik musste also ein entschiedener ›Rahmenwechsel‹ sein (wie ihn der französische Philosoph und Sinologe François Jullien eindringlich gefordert hat) – um die eigenen kulturellen Vertrautheiten durch eine Außensicht erkenntnisfördernd zu ›verrücken‹. Ein solcher ›Ortswechsel des Denkens‹ (Jullien) war für die Interkulturelle Germanistik die Herausforderung, einzurücken in den weiteren Horizont der Literaturen der Welt, über Europa hinaus. Auch waren nicht zuletzt die europäischen Kanonvorstellungen von Weltliteratur zu überdenken, in denen auch die Interkulturelle Germanistik anfangs durchaus noch befangen blieb. Die postkolonialen Entwicklungen waren es, die hier europäische Vorannahmen und Universalisierungen produktiv ins Wanken brachten. Ausgehend gerade von den neueren Literaturen der Welt und eben nicht von den theoretischen Großerzählungen, rückten sie die kolonialistisch verankerte Machtasymmetrie auch zwischen den Literaturen in den Blick.

Hiermit waren und sind neue Herausforderungen verbunden. Sie verlangen die Öffnung der ursprünglich stark hermeneutisch orientierten Interkulturellen Germanistik hin zu einer Analysehaltung, die stärker auf Praxisszenarien orientiert ist – auch auf Seiten der Literatur: Wie gehen denn europäische und nichteuropäische Literaturen miteinander um, so wurde gefragt, wie gehen sie aufeinander ein, wie sind sie – nicht zuletzt durch Kolonialismus – miteinander

verflochten? Wie wird in literarischen Texten die Frage unterschiedlicher kultureller Zugehörigkeiten konkret ausgestaltet? Auch hier ist ein ›Rahmenwechsel‹ gefordert: mit Blick auf Szenarien der (inter)kulturellen Auseinandersetzung und der Bewältigung von Kontextwechseln in einer globalen Gesellschaft, ganz besonders durch die Praxis der Übersetzung.

Werden die Ansätze der Interkulturellen Germanistik an diesem perspektivischen Angelpunkt greifbar? Ihre lange Entwicklungsgeschichte zu vergegenwärtigen, ist hier nicht die Gelegenheit. Neben den zahlreichen Protagonisten, die ihre jeweiligen Perspektiven eingebracht haben, kann ich vielmehr nur kurz meine eigenen Versuche andeuten, auf einen solchen Rahmenwechsel hinzuwirken – einen Rahmenwechsel, um einer spezifischen Form von Interkulturalität auf die Spur zu kommen, nämlich dem ›Weltbezug‹ der Literatur, auch der deutschsprachigen, in ihrer Auseinandersetzung mit weltweiten Problemszenarien. Hierfür scheint mir eine Einstellung auf kulturelle Übersetzung unabdingbar, nicht zuletzt als Versuch, eine ›Relaissprache‹ zu finden – von der Gesine Schiewer im letzten Heft der *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik* gesprochen hat –, um die zunehmenden Komplexitäten und Kontextbrechungen in heutigen Gesellschaften und Literaturen zu bewältigen. Eine andere Möglichkeit wäre, systematische Konzepte für eine solche Relaisfunktion auszuarbeiten. Ich meine Konzepte, die gerade nicht durch spezifische kulturelle Bedeutungen bereits festgelegt sind, sondern die als sogenannte *travelling concepts* neue Gelegenheiten bieten für vielstimmige interkulturelle Zugänge und Anschlussstellen. Eine weitere Bedingung der Möglichkeit interkultureller Germanistik, die ihr weltweites Kommunikationspotential stärken könnte, wäre also, sie mit solchen offenen *travelling concepts* zu verknüpfen. Sie ermöglichen der Germanistik, sich noch stärker als bereits geschehen zu entprovinzialisieren und einzurücken in die Horizonte der Literaturen der Welt, aber auch in kulturwissenschaftliche Diskurse. In diesem Sinn verstehe ich mein Buch *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften* (6. Aufl. 2018) auch als eine Ausarbeitung solch systematischer konzeptueller Knotenpunkte. Mit den jeweiligen Fokussierungen dieser *turns* ergeben sich vielfältige Anschlussstellen, an denen sich Literaturen begegnen und durch die sie gemeinsame Weltbezüge herstellen können. So kann etwa der *spatial turn* erhellen, wie ›Raum‹ in deutschsprachigen Migrationsliteraturen eine ganz besondere Rolle spielt. Er kann aber auch die Beschreibungen von mentalen Innenräumen in japanischer Literatur analytisch erschließen. Ist die Konstruktion von Raum hier kulturell gänzlich anders oder vielleicht doch ähnlich wie in der deutschen Literatur? Auch ›Bild‹ und ›Bildlichkeit‹ im Gefolge des *iconic turn* eignen sich als konzeptuelle Bezugspunkte, die zugänglich machen, wie gerade die Literatur an der Ausgestaltung und Transformation solcher Konzepte aktiv mitwirkt. Das Potential solcher literarischer Verarbeitungen wird gerade an der Kategorie der ›Zeit‹ auf dem Germanistentag 2019 in Saarbrücken diskutiert. Von solchen kategorialen Gelenkstellen aus könnte sich die Interkulturelle Germanistik noch weiter öffnen für andere Literaturkonzepte und die vielfältigen Umgangsweisen mit symbolischen Repräsentationen. Mit Blick auf derartige Bezugspunkte ließe sich schließlich auch Interkulturali-

tät konkreter fassen: als ein gemeinsames Bezugsfeld, das von allen Seiten aus zugänglich ist und eurozentrische Vorannahmen mit ihren Universalisierungsansprüchen hinter sich lässt.

Eine vertiefte Reflexion von Übersetzung ist hierfür besonders erhellend. Inter- oder eher Transkulturalität wird schließlich überhaupt erst durch Übersetzungsprozesse ins Werk gesetzt, durch Übersetzung von, innerhalb und zwischen Kulturen oder besser: zwischen kulturellen Elementen, Situationen, Vorstellungen und Handlungsweisen. Allerdings ist Übersetzung hier weit mehr als ein Vorgang von Bedeutungsübertragung im hermeneutischen Sinn. Übersetzung lässt sich vielmehr ebenfalls als eine Kategorie kultureller Praxis in Anspruch nehmen – gerade angesichts der gegenwärtigen, global geprägten, mehrsprachigen und mehrpoligen Lebensumstände. Übersetzung kann hier die Klippen in kulturell vielschichtigen und oft auch ›ungleichzeitigen‹ Interaktionssituationen bewältigen, indem sie genaue Aufmerksamkeit auf die jeweiligen Kontextbrüche sowie auf mögliche Vermittlungsschritte richtet. Die zunehmende gesellschaftliche und literarische Erfahrung solcher Bruchstellen aufgrund von Kontextwechseln und unterschiedlichen Zugehörigkeiten fordert Übersetzung als Handlungseinstellung geradezu heraus. Und damit wären wir im Schnelldurchgang bei der nachhaltigen Weiterentfaltung der Übersetzungskategorie hier in Germersheim angekommen, also auch bei dieser Tagung, die ja explizit translatorische Handlungsformen zum Thema hat: ›Übersetzen – Vermitteln – Repräsentieren‹.

Besonders die interdisziplinären und transkulturellen, also kulturenübergreifenden Anregungen des *translational turn* – aber auch die Herausforderungen der anderen kulturellen Wenden – halten die Interkulturelle Germanistik offen für den Umgang mit kulturdifferenten Denk- und Handlungsweisen. Und doch ist Übersetzung dabei weit mehr als nur ein Differenzkonzept; es ist auch ein Ähnlichkeitskonzept. Hierauf haben vor allem Anil Bhatti und Dorothee Kimmich im weiteren Problemfeld der Interkulturellen Germanistik die Aufmerksamkeit gelenkt. Nach der allzu langen Fixierung der Kultur- und Literaturwissenschaften auf kulturelle Differenzen könnte es fruchtbar sein, Ausschau zu halten nach kultureller Ähnlichkeit, verstanden als eine »Figur des Dritten, die dem Denken in Identität und Differenz hinzugefügt werden muss«, so Dorothee Kimmich. Ließen sich nicht gerade durch Übersetzung auch Ähnlichkeitsanschlüsse zwischen Kulturen und Literaturen freilegen?

In jedem Fall trägt diese Tagung dazu bei, die Neupositionierung der Interkulturellen Germanistik, wie sie seit einiger Zeit im Gange ist, noch gezielter auszugestalten: durch einen translatorischen Zugang. Ein solcher Zugang bereichert einerseits die Germanistik, insofern er ihre immer noch national geprägte Literaturgeschichte zu einer ›Übersetzungsgeschichte‹ umdeutet. Andererseits bereichert er wiederum die Übersetzungswissenschaft, indem er auch sie in einen weiteren Horizont von *translational humanities* einrückt, welche die Herausforderungen der Weltgesellschaft zwischen Differenzen und Ähnlichkeiten als einen wechselseitigen Übersetzungszusammenhang begreifen. Von hier aus jedenfalls eröffnet sich die Möglichkeit, die Interkulturelle Germanistik

als (wechselseitige) Übersetzungswissenschaft auszuarbeiten – ihre Ausbildung interkultureller Kompetenz noch genauer als eine Übersetzungskompetenz zu verstehen, ihr aktives Übersetzen immer auch als ein Sich-selbst-Übersetzen. Von meiner Seite aus bin ich solchen Fragen vor allem in konzeptueller Hinsicht nachgegangen. Was dies jedoch in den jeweiligen Arbeitsfeldern der Interkulturellen Germanistik konkret heißt und wie sich daraus eigentlich erst praxistaugliche Konzepte entwickeln, dies genau können Tagungen wie diese zeigen. Ich freue mich jedenfalls sehr, hier zu sein und an der Weiterprofilierung der Interkulturellen Germanistik mitwirken zu können – nicht nur an ihrer translatorischen Öffnung.

Herzlichen Dank für diese Ehrung!

Autorinnen und Autoren

Acharya, Swati, Dr., Universität Pune, Department of Foreign languages, Ranade Institute Building, Fergusson college Road, Pune 411004, Indien; E-Mail: swarami@gmail.com.

Amann, Wilhelm, Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache und Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-Belval, Luxemburg; E-Mail: wilhelm.amann@uni.lu.

Bachmann-Medick, Doris, Dr., Adjunct Senior Research Fellow, Justus-Liebig-Universität Gießen, International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC), Alter Steinbacher Weg 38, 35394 Gießen, Deutschland; E-Mail: doris.bachmann-medick@gcsc.uni-giessen.de.

Bendheim, Amelie, Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache und Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-Belval, Luxemburg; E-Mail: amelie.bendheim@uni.lu.

Blioumi, Aglaia, Ass. Prof., Nationale und Kapodistrische Universität Athen, Deutsche Abteilung, Panepistimiopoli Zografou Athen, Griechenland; E-Mail: ablioumi@gs.uoa.gr.

Bloch, Natalie, Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: natalie.bloch@uni.lu.

Dembeck, Till, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: till.dembeck@uni.lu.

Haro-Luviano de Rall, Adriana, M.A., Universidad Nacional Autónoma de México; Leiterin des Centro de Estudios Mexicanos, UNAM-Alemania, an der Freien Universität Berlin, Ehrenbergstraße 26/28, Zi. 113, 14195 Berlin, Deutschland; E-Mail: aharo@alemania.unam.mx.

Heimböckel, Dieter, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: dieter.heimboeckel@uni.lu.

Leitloff, Isabelle, MA, Universität Paderborn, Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaften, Neuere deutsche Literatur, Warburgerstraße 100, 33098 Paderborn, Deutschland; E-Mail: i.c.leitloff@gmx.de.

Llamas Ubieta, Miriam, Dr., Universidad Complutense de Madrid, Dpto. de Filología Alemana y Filología Eslava, Ciudad Universitaria s/n, 28040, Madrid, Spanien; E-Mail: mllamasu@ucm.es.

Mannweiler, Caroline, Dr., Universität Mainz, Fachbereich 06: Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft, An der Hochschule 2, 76726 Gernersheim, Deutschland; E-Mail: mannwei@uni-mainz.de.

Mein, Georg, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: georg.mein@uni.lu.

Palm, Christian, Dr., Université libre de Bruxelles, École de Traduction et Interprétation ISTI-Cooremans, rue Joseph Hazard 34 – CP 176, 1180 Uccle, Belgien; E-Mail: christian.palm@ulb.ac.be.

Patrut, Iulia-Karin, Prof. Dr., Europa-Universität Flensburg, Institut für Sprache, Literatur und Medien, Seminar für Germanistik, Auf dem Campus 1, 24943 Flensburg, Deutschland; E-Mail: iulia-karin.patrut@uni-flensburg.de.

Perföhl, René, M.Ed., Humboldt-Universität zu Berlin, Sprach- und literaturwissenschaftliche Fakultät, Institut für deutsche Literatur, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, Deutschland; E-Mail: perfoelr@hu-berlin.de.

Rall, Dietrich, Prof. Dr., i. R., Universidad Nacional Autónoma de México, Prinz-Handjery-Strasse 62 A, 14167 Berlin, Deutschland; E-Mail: dieterall@hotmail.com.

Salama, Dina Aboul Fotouh Hussein, Prof. Dr., Universität Kairo, Leiterin der Germanistikabteilung der Philosophischen Fakultät, 1 Sharia el Gamea, Cairo University, Gizeh, Kairo, Ägypten; E-Mail: dinaaboulfotouhsalamae@cu.edu.eg.

Schickhaus, Tobias Akira, Dr., Universität Bayreuth, Interkulturelle Germanistik, 95440 Bayreuth, Deutschland; E-Mail: tobias.schickhaus@uni-bayreuth.de.

Schiewer, Gesine Lenore, Prof. Dr., Universität Bayreuth, Interkulturelle Germanistik, 95440 Bayreuth, Deutschland; E-Mail: gesine.schiewer@uni-bayreuth.de.

Sieburg, Heinz, Prof. Dr., Université du Luxembourg, Institut für deutsche Sprache, Literatur und für Interkulturalität, Maison des Sciences Humaines, 11, Porte des Sciences, 4366 Esch-sur-Alzette, Luxemburg; E-Mail: heinz.sieburg@uni.lu.

Wilhelmi, Fabian, M.A., Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Germanistisches Institut, Abt. II, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf, Deutschland; E-Mail: wilhelmi@phi.hhu.de.

Hinweise für Autorinnen und Autoren

Die *Zeitschrift für interkulturelle Germanistik (ZiG)* ist ein *Peer-reviewed-Journal*. Das heißt, dass alle Beiträge in anonymisierter Form von mindestens zwei Gutachtern gelesen und beurteilt werden.

Hinweise zur Einrichtung der Beiträge sind online unter www.zig-online.de zu finden.

Die Manuskripte sind in deutscher oder englischer Sprache als MS-Word®-Dokument oder im RTF-Format mit einem englischsprachigen Abstract an folgende Adresse einzureichen:

contact@zig-online.de

